

MARX' »KAPITAL« im 21. Jahrhundert



Beiträge des Kolloquiums

am 6. Mai 2017 in Leipzig

Marx' »Kapital« im 21. Jahrhundert

MARX' »KAPITAL«
IM 21. JAHRHUNDERT

*Beiträge des Kolloquiums
am 6. Mai 2017 in Leipzig*

Herausgegeben
von Dieter Janke, Jürgen Leibiger
und Manfred Neuhaus

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN

LEIPZIG 2018

Zweite, durchgesehene Auflage

ISBN 978-3-947176-07-6

© Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. 2018

Harkortstraße 10, D-04107 Leipzig

info@rosalux-sachsen.de

www.rosalux.de

Redaktion: Manfred Neuhaus / Jürgen Leibiger / Dieter Janke

Umschlag: Jutta Damm-Fiedler

Satz: Daniel Neuhaus

Herstellung: Online-Druckerei »Wir machen Druck« GmbH

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Marx' Kapital im 21. Jahrhundert	9
<i>Dieter Janke</i> : Zur Eröffnung und Einstimmung	15
<i>Manfred Neuhaus</i> : »Furchtbarste Missile« und »Triumph der deutschen Wissenschaft« – Anmerkungen zur Wirkungsgeschichte des ersten »Kapital«-Bandes	21
<i>Thomas Kuczynski</i> : Die Erstausgabe von »Kapital« Band I und ihre weitere Bearbeitung durch Marx	35
<i>Ulrich Busch</i> : Wie aktuell ist Marx' Kapitalismusbegriff in Zeiten der Digitalisierung?	51
<i>Klaus Müller</i> : Zum Zusammenhang von Wert- und Geldtheorie	75
<i>Georg Quaas</i> : Ist der Mehrwert messbar?	97
<i>Stephan Krüger</i> : Die Akkumulationstheorie im 21. Jahrhundert	113
<i>Jürgen Leibiger</i> : Die geschichtliche Tendenz der Akkumulation. Karl Marx und das 20./21. Jahrhundert	145
Verzeichnis der Abkürzungen	178
Verzeichnis der Personen	179
Über die Autoren und Herausgeber	183

Vorwort der Herausgeber

Vor 150 Jahren ließ Karl Marx' Hamburger Verleger Otto Meißner in Leipzig den ersten Band des »Kapitals« in der Druckerei Wigand drucken. Marx war im April 1867 mit dem Manuskript nach Hamburg gereist und wartete dann bei seinem Freund Louis Kugelmann in Hannover die ersten Korrekturbögen ab, die er am 5. Mai 1867, seinem Geburtstag, erhielt.

Das am 6. Mai 2017 vom Arbeitskreis Wirtschaftswissenschaften der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachen e.V. organisierte Kolloquium aus Anlass dieses Jahrestags widmet sich der Frage, welche Bedeutung dieses Werk für die sozialen Auseinandersetzungen im 21. Jahrhundert hat. Der Schwerpunkt liegt auf der ökonomischen Theorie von Marx, insbesondere seiner Wert- und Mehrwerttheorie, der Geld- und Kapitaltheorie und der Akkumulationstheorie.

Nach Eröffnung und Einstimmung auf den Gegenstand wurden sechs Vorträge gehalten; das Referat von Jürgen Leibiger musste aus Zeitgründen entfallen, wird aber hier mit abgedruckt. Die etwa 50 Teilnehmer im gut gefüllten Veranstaltungsraum der Stiftung in Leipzig beteiligten sich mit fast 40 Wortmeldungen an der Diskussion. Ein Bericht dazu wurde in der Septemбераusgabe von »Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung« (Frankfurt am Main) veröffentlicht. Alle Referate wurden für die hier vorgelegte Publikation teilweise umfangreich bearbeitet.

Die Herausgeber

Marx' Kapital im 21. Jahrhundert

*Kolloquium der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen
am 6. Mai 2017 in Leipzig¹*

Vor 150 Jahren ließ Karl Marx' Hamburger Verleger Otto Meißner den ersten Band des »Kapital« in der Druckerei Wigand in Leipzig drucken. Das Kolloquium aus Anlass dieses Jahrestags widmete sich der Frage, welche Bedeutung dieses Werk für die sozialen Auseinandersetzungen im 21. Jahrhundert hat. Der Arbeitskreis Wirtschaftswissenschaften der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, der das Kolloquium konzipierte, legte den Schwerpunkt auf die Wert- und Mehrwerttheorie, die Geld- und Kapitaltheorie und die Akkumulationstheorie. Am Kolloquium nahmen im völlig überfüllten Vortragsraum der Stiftung etwa 50 Gäste teil und das Interesse war mit über 40 Diskussionsmeldungen, Anfragen und Kommentaren erfreulich groß.

Dieter Janke, stellvertretender Vorsitzender der Stiftung, eröffnete das Kolloquium mit einer Reminiszenz an zwei wissenschaftliche Konferenzen, die 100 Jahre nach der Erstveröffentlichung des Band I des »Kapital« 1967 in Frankfurt am Main und Leipzig durchgeführt wurden. Roman Rosdolsky, der den Eröffnungsbeitrag in Frankfurt hielt, habe betont, dass es Marx um die Kritik der politischen Ökonomie gegangen sei, einer Wissenschaft, die es mit den gesellschaftlichen Produktionsverhältnissen zu tun habe, die in dinglicher Form erscheinen. Das »wertvollste und das dauerhafteste Stück des ökonomischen Lehrgebäudes von Marx (sei) die dialektische Untersuchungsmethode, die auch nach 100 Jahren aktuell sei«. Jene Tagung sei von einer »Aufbruchsstimmung« gekennzeichnet gewesen. Die Leipziger Konferenz hingegen sei trotz einzelner wissenschaftlich wertvoller Beiträge zu einem Politikum der DDR stilisiert worden, wobei bestimmte DDR-Experten wie zum Beispiel Fritz Behrens, der in Frankfurt einen aufsehenerregenden Vortrag zur Kritik der politischen Ökonomie des Sozialismus gehalten hatte, nicht eingeladen waren. In Adaption einer

1 Erstveröffentlichung in Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung. Jg. 28. Nr. 111, September 2017. S. 226–230, und Links! Politik und Kultur für Sachsen, Europa und die Welt. Dresden. Juli–August 2017. S. 8.

Marxschen Einschätzung handelte es sich damals, so *Janke*, »nicht mehr darum, ob dieses oder jenes Theorem wahr sei, sondern ob es der Parteilührung nützlich oder schädlich, bequem oder unbequem, ob polizeiwidrig oder nicht« sei. Heute sei der Umgang mit Marx – auch im Unterschied zu den »Nachwende-Jahren« – erfreulich sachlich geworden. Im Zuge der jüngsten Finanzkrise habe das Interesse Jüngerer an Marx' ökonomischer Theorie wieder zugenommen. Es würden wieder Filme über Marx gemacht, die sich erfrischend von den Überhöhungen vergangener Jahrzehnte unterschieden. Natürlich stelle sich nach dem Zusammenbruch des Sozialismus und weiteren 50 Jahren scheinbar alternativloser kapitalistischer Entwicklung die Frage, ob der heutige Kapitalismus mit dem von Marx analysierten noch vergleichbar sei. Was also – so die Fragestellung des Kolloquiums – habe das Marxsche »Kapital« heute noch zu bieten?

Bevor darauf eingegangen wurde, erinnerte *Manfred Neuhaus*, bekannter Leipziger Marx-Engels-Editor, in einem mit launig erzählten Episoden gespickten Vortrag an die Editions- und Wirkungsgeschichte des ersten Kapital-Bandes. Marx habe zwar lebenslang über eine »Verschwörung des Schweigens« geklagt, aber angesichts des inhaltlich und sprachlich schwierigen Stoffs sei die Rezeption seines Werkes doch beachtlich breit ausgefallen, wovon nicht nur die schon nach wenigen Jahren vorgelegten Übersetzungen in alle wichtigen europäischen Sprachen zeugten. Selbst akademische Gegner wie Wilhelm Roscher, Ordinarius an der Leipziger Universität, hätte ihm in seiner »Geschichte der Nationalökonomie« schon 1874 seinen freilich mit vergifteten Komplimenten versetzten Respekt nicht versagen können. Die UNESCO setzte 2013 auf deutschen Antrag hin den ersten Band des »Kapital« in das Weltregister des Dokumentenerbes. »So viel Marx, meine Damen und Herren, gab es noch nie«, endete *Neuhaus*.

Der Wirtschaftshistoriker *Thomas Kuczynski* verfolgte, welche Textveränderungen Marx selbst in den zu seinen Lebzeiten veröffentlichten und übersetzten »Kapital«-Ausgaben vornahm beziehungsweise vorzunehmen gedachte. Vor allem in der französischen Ausgabe von 1872 habe er nach seinem eigenen Urteil »manches Neue zugesetzt und vieles wesentlich besser dargestellt«. Potentiellen Übersetzern empfahl er daher, diese und die zweite deutsche Ausgabe sorgfältig miteinander zu vergleichen. Ein solcher Vergleich fördere, so *Kuczynski*, in der

Tat manche wesentliche Erkenntnisfortschritte bezüglich der Marxschen Textarbeit zutage, was er anhand einiger Beispiele demonstrierte. Letztlich habe er sein Werk nie vollendet und selbst bezüglich des ersten »Kapital«-Bandes sprach er kurz vor seinem Tod davon, es umzuarbeiten, wenn es die Umstände erlaubten.

Ulrich Busch, Mitglied der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, ging der Frage nach, wie aktuell der Marxsche Kapitalismusbegriff in Zeiten der Digitalisierung ist. Marx, der diesen Begriff erst in den späten 1870er Jahren gebrauchte, folgt eindeutig einer *ökonomischen* Diktion. Unter »Kapitalismus« verstand er eine Gesellschaftsordnung, deren Wesen, Charakter und Struktur sich aus der kapitalistischen Produktionsweise ergebe. Diese sei historische Einheit von industriellen Produktivkräften und bestimmten sozialen Verhältnissen, in deren Zentrum das Kapitalverhältnis stehe. Wende man dieses Herangehen auf die Geschichte des Kapitalismus an, zeige sich, dass dieser in der Vergangenheit eine ganze Reihe von Transformationen – insgesamt sieben – des Regimes der Kapitalverwertung durchlaufen habe. Das bisher jüngste sei das in den 1970er Jahren sich herausbildende Regime des Finanzmarktkapitalismus. Die Digitalisierung erscheine mithin als Basisinnovation letzteren Regimes. Von diesen sieben Transformationen könne nur eine, nämlich die Industrialisierung, als »Große Transformation« bezeichnet werden, da sich in ihrem Ergebnis eine völlig neue Gesellschaft, der Kapitalismus, herausgebildet habe. Kern dieses Prozesses aber war die Begründung einer neuen Produktionsweise, der kapitalistisch-industriellen Art und Weise der Produktion. Eine damit vergleichbare Wirkung könne zumindest bisher der Digitalisierung nicht zugeschrieben werden. Daher spreche vieles dafür, diese als Motor für eine »kleine« Transformation anzusehen, also als etwas, das eine Modifizierung des Kapitalismus bewirkt, nicht aber dessen Aufhebung. Es gehe hierbei um die Formierung eines »digitalen Kapitalismus« als neuer Variante des High-Tech- und Finanzkapitalismus sowie um die Konstituierung einer neuen Version von Industriegesellschaft, nicht aber um deren historische Überwindung und Negation.

In der Diskussion zu diesen Vorträgen stand das Problem der Systemtransformation und des Verhältnisses von »kleinen« und »großen« Transformationen innerhalb des Systems im Mittelpunkt, und darunter auch die kontrovers diskutierte Frage, was die Digitalisierung für die

Wert- und Mehrwertproduktion bedeute. Die Ignoranz mancher Transformationstheoretiker gegenüber den ökonomischen Grundfragen einer Transformation, ihr Ausweichen auf die Felder von Politik, Moral und Kultur oder nur der Geld- und Finanzsphäre sei Symptom des Fehlens einer überzeugenden Systemalternative. Auf die Frage eines der Diskussionsteilnehmer, welche »Geschichte« Marx' »Kapital« den Referenten persönlich erzähle, lautete die Antwort zwar einheitlich, es sei Enthüllungs-Story, aber während *Neuhaus* und *Kuczynski* das auf die Struktur der kapitalistischen Produktionsweise schlechthin bezogen, schränkte *Busch* dies auf den Kapitalismus des 19. Jahrhunderts ein.

Der zweite Vortragsblock war der Geld-, der Wert- und Mehrwerttheorie gewidmet. *Klaus Müller*, Wirtschaftswissenschaftler aus Chemnitz, sprach über den Zusammenhang von Wert- und Geldtheorie. Wertormenanalyse und Geldbegriff gehörten zu den umstrittensten Problemen der marxistischen politischen Ökonomie. Marx leite die Entstehung und das Wesen des Geldes logisch und historisch aus dem Warentausch ab. Das Geld könne mithin nicht, wie heute immer mal wieder behauptet werde, historisch vor der Existenz eines entwickelten Warenaustauschs entstanden sein. Im Zusammenhang von Produktion und Austausch der Waren liege auch begründet, weshalb auch heute unter den Bedingungen einer Papier- und Buchgeldzirkulation noch eine Geldware existiere. In einem letzten Punkt seiner Ausführungen ging Müller auf einige Kritiken an der Gültigkeit der Arbeitswerttheorie ein. Er betonte: »Wer das arbeitswerttheoretische Fundament für unbrauchbar hält, schlägt der marxistischen Ökonomie den Boden unter den Füßen weg«. Er kritisierte in diesem Zusammenhang die MEGA-Editoren des Band III des »Kapitals«, die die Einleitung in dieses Band ausgerechnet einem erklärten Gegner der Marxschen Wert- und Preistheorie überließen. »An allem zu zweifeln« schloss Müller mit einem Satz, den Marx als sein Motto bezeichnete. Man solle das »Kapital« im 21. Jahrhundert lesen, wie es im 19. Jahrhundert gemeint war; dann könne man weitersehen und prüfen, was davon heute noch helfe, den Kapitalismus zu verstehen.

In leichter Abänderung des angekündigten Vortragsthemas fragte *Georg Quaas*, Dozent an der Universität Leipzig, ob der Mehrwert, also auch der Wert messbar sei, oder ob das »nur« für deren Erscheinungen, Marktpreis und Profit gelte. Damit war das Dauerthema der Wert-Preis-

Transformation und des sogenannten »Kostpreisirrtums«² im Band III des »Kapitals« aufgeworfen. *Quaas* betonte, dass Marx zwar nicht fehlerfrei argumentierte, ein solcher Irrtum aber keineswegs vorliege. Insbesondere werde übersehen, dass er schon im Band I eine Preistheorie entwickelt habe, die sich widerspruchsfrei modellieren lasse. Die Modifikation des Wertes durch den Preis erkläre auch, warum Marx im Band I des »Kapital« Werte stets in Preisen angeben kann und zeige, dass die Transformation in Produktionspreise von eben diesen Werten ausgehen müsse, es also gar keinen Kostpreisirrtum gebe. Als empirisch forschendem Wirtschaftswissenschaftler sei ihm – *Quaas* – besonders wichtig, dass damit Analysen des Kapitalismus auf Basis von Preisen werttheoretisch korrekt seien. Dies erlaube die Verwendung der Ergebnisse der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen für deskriptive Analysen und für den Test ökonomischer, darunter auch Marx' Theorien.

In der Diskussion dieser Beiträge standen die Messbarkeit von Wert und Mehrwert und die Frage der Existenz einer Geldware auch in der Gegenwart im Mittelpunkt. Wie nicht anders zu erwarten, war die Diskussion über die Messbarkeit des Werts mittels der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung äußerst kontrovers. Während die einen sie als großes »Täuschungsmanöver« charakterisierten, stimmten andere mit *Quaas* überein, sie als Ausgangspunkt für eine Wertrechnung zu nutzen. Kritisch wurde angemerkt, dass bestimmte werttheoretische Lehren, vor allem die Schule der Wertkritik und die Wertabspaltungstheorie, keinerlei Erwähnung erfuhren.

Stephan Krüger, Berliner Wirtschaftswissenschaftler, entwickelte eine Akkumulationstheorie des 21. Jahrhunderts. Ausgehend von der historischen Entwicklung der gesellschaftlichen Betriebsweise und der Akkumulationsregimes analysierte er die Besonderheiten der gegenwärtigen Phase der Akkumulation des Kapitals. Ganz allgemein bestimmend für die Dynamik der Akkumulation sei das Zusammenspiel von fallender Profitrate und steigender Profitmasse infolge »beschleunigter Akkumulation«. Kennzeichnend für die gegenwärtige Situation

2 Einige Kritiker der Marxschen Transformationstheorie der Werte in Produktionspreisen – zuerst Ladislaus von Bortkiewicz – werfen ihm vor, er habe in seinem Produktionspreis-Modell die Kostpreise fälschlicherweise in Werten statt in Produktionspreisen notiert. Seine Lösung sei daher falsch. Somit müsse – so die einen – die Theorie verworfen werden. Andere meinen, der Fehler könne ohne Verzicht auf die Arbeitswerttheorie geheilt werden.

sei eine »strukturelle Überakkumulation«. Dies bedeute, dass keine langfristige Steigerung der Profitmasse und keine weitere Ausdehnung der produktiven Basis mehr stattfinde. Das disponible Geldkapital werde in unproduktive Verwendungen umgeleitet und die für einen neuerlichen Aufschwung erforderliche Entwertung von Kapital werde um den Preis wachsender Finanzblasen und erhöhter Instabilität hinausgeschoben. *Krüger* hält Lösungen dieses Dilemmas unter den gegenwärtigen Bedingungen für prinzipiell möglich. Entweder es komme zu einer gewaltsamen Entwertung des Kapitals in allen Daseinsformen mit katastrophischen Konsequenzen oder es zur Entwertung toxischer Eigentumstitel und uneinbringlicher Kredite mit Übergang zu einer Entkopplung der Investitionen von ihrer kapitalistischen Profitdetermination. Der Einstieg in letztere Alternative könne durch die Ausweitung öffentlicher Investitionen und eine makroökonomische Strukturpolitik zur Steuerung des Marktsektors sein. Nur dieser Pfad könne letztlich in der Überwindung der Dominanz kapitalistischer Produktionsverhältnisse – der Ablösung der sozialen durch eine »sozialistische Marktwirtschaft« – münden.

Die Diskussion zu *Krügers* Vortrag – der geplante Beitrag von *Jürgen Leibiger* zur »geschichtlichen Tendenz der kapitalistischen Akkumulation bei Marx und in der Gegenwart« musste aus Zeitgründen entfallen – rankte sich um die Fragen der Kennzeichnung der gegenwärtigen Besonderheiten der Akkumulation und des Unterschieds von sozialer und sozialistischer Marktwirtschaft. Nach *Krüger* sei auch im Sozialismus eine marktwirtschaftliche Allokation der Ressourcen unverzichtbar. Seine Produktions- und Eigentumsverhältnisse seien durch die Ablösung der Kapitaldominanz und eine wirtschaftsdemokratische Corporate Governance, eine umfassende Demokratisierung der Wirtschaft, gekennzeichnet, die eine Dekommodifizierung bestimmter Bereiche einschließe.

Jürgen Leibiger

DIETER JANKE

Zur Eröffnung und Einstimmung auf den Gegenstand

Zur Einstimmung auf den Gegenstand unserer heutigen Tagung, den von nunmehr 150 Jahren erschienenen ersten Band von Karl Marx' »Kapital« möchte ich Sie bitten, mir auf einen kleinen *Zeitreise* zu folgen. Und Sie dabei zu einem kleinen Gedankenexperiment einladen.

Die *Zeitreise* führt zunächst weg von Leipzig nach Frankfurt am Main in das Jahr 1967. Im September jenes Jahres und vor dem Hintergrund der sich auf ihren Höhepunkt zubewegenden linksalternativen Aufbruchsstimmung in Westeuropa fand hier eine Tagung statt, die den 100. Jahrestag des Erscheinens des ersten Kapitalbandes zum Gegenstand hatte. Auf der Teilnehmerliste finden sich klangvolle Namen: Wolfgang Abendroth, Theodor Bergmann, Iring Fetscher, Werner Hofmann, Ernest Mandel, Oswald von Nell-Breuning, Peter von Oertzen, Nicos Poulantzas, Pedrag Vranicki und andere mehr. Die Delegation aus der DDR bestand aus Fritz Behrens, Otto Reinhold und Klaus Steinitz. Nimmt man heute den Tagungsband zur Hand, spürt man selbst aus den gedruckten Konferenzbeiträgen noch die Aufbruchsstimmung und den kritisch-lebendigen Geist, mit dem sich die Referenten und Disputanten ihrem Gegenstand widmeten. Überschrieben war die Tagung »Kritik der politischen Ökonomie heute; 100 Jahre »Kapital««. Es ging den Teilnehmern nicht um eine wie auch immer geartete Exegese der Marxschen Texte. Sie gingen vielmehr und vor allem der Frage der Aktualität des Marxschen Hauptwerkes nach.

Stellvertretend möchte ich hier und heute in aller Kürze auf das Eröffnungsreferat von Roman Rosdolsky eingehen – eben weil aus meiner Sicht seine grundsätzlichen Einschätzungen auch für unsere Tagung Maßstab setzend sind. So begrüßte er ausdrücklich, dass die Veranstalter den Untertitel des »Kapital« zum Thema gemacht hatten. Damit habe man offenbar zweierlei zum Ausdruck bringen wollen: Zum einen, dass es Marx nicht auf die Kritik einer konkreten Ökonomenschule akam, sondern auf »die Kritik der politischen Ökonomie in toto. Also auf die Kritik einer Wissenschaft, welche es mit den gesellschaftlichen

Produktionsverhältnissen zu tun hat, die »stets *an Dinge gebunden sind und als Dinge erscheinen*« und welche daher in den Kategorien der »Verdinglichung« befangen bleibt und bleiben muß«¹. Und zum anderen sollte damit zum Ausdruck gebracht werden – so Rosdolsky weiter –, dass die dialektische Untersuchungsmethode von Marx auch nach 100 Jahren aktuell sei. Sie sei das »wertvollste und das dauerhafteste Stück des ökonomischen Lehrgebäudes von Marx«.

Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen – außer der Feststellung, dass die Einschätzungen des exzellenten Marx-Kenners Rosdolsky auch heute nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben.

Es würde hier zu weit führen, seine anschließenden konkreten Erörterungen wiederzugeben. Vor allem jüngeren, an der Singularität und Aktualität der Marxschen Kapitalanalyse Interessierten seien seine Überlegungen von 1967 aufs wärmste anempfohlen. Schließlich liegt im Verständnis des Gegenstandes der Untersuchung, der Analysemethode von Marx, aber auch in dem seiner Darstellung der Schlüssel für das Eindringen in die oft nicht unkomplizierte Materie seiner ökonomischen Theorie.

Ehe ich auf das angekündigte Gedankenexperiment zu sprechen kommen kann, muss ich noch auf einen weiteren Text der 1967-er Tagung eingehen: auf Fritz Behrens' Überlegungen zur »Kritik der politischen Ökonomie und ökonomische Theorie des Sozialismus«. Als unorthodoxer Marxist hatte er sich bereits in den 1950er Jahren für die Profilierung einer solchen Teildisziplin der ökonomischen Theorie stark gemacht. Behrens' fachliches Renommee reichte seinerzeit über die Grenzen der DDR hinaus. Allerdings hatten seine Überlegungen zum Verhältnis von Markt und Staat im Sozialismus von 1956 auch zu ersten nicht unerheblichen Blessuren geführt. Die Wirtschaftsreformen der 1960er Jahre hatte er mit Wohlwollen beobachtet. Ganz im Marxschen Sinn – *de omnibus dubitandum* – versuchte Behrens 1967 auf der Frankfurter Tagung nun eine kritische Bestandsaufnahme jener politischen

1 Roman Rosdolsky: Einige Bemerkungen über die Methode des Marxschen »Kapital« und ihre Bedeutung für die heutige Marxforschung. In: Kritik der politischen Ökonomie heute. 100 Jahre »Kapital«. Referate und Diskussionen vom Frankfurter Colloquium im September 1967, veranstaltet vom Institut für Politikwissenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität und der Europäischen Verlagsanstalt. Hrsg. von Walter Euchner und Alfred Schmidt. Frankfurt am Main / Wien 1986. S.9 (Politische Ökonomie und Kritik).

Ökonomie des Sozialismus, an deren Wiege er selbst gestanden hatte, und gelangte zu dem Schluss: »Ein politische Ökonomie des Sozialismus ist nicht möglich, solange man die historischen Bedingungen der Entstehung des Sozialismus verabsolutiert und die daraus entstandenen Formen als endgültige Formen einer sozialistischen Wirtschaft überhaupt hinstellt.«² Immerhin spricht er 1967 noch von Sozialismus. Jener habe nicht in den entwickeltsten kapitalistischen Ländern, sondern zuerst in den rückständigen das Licht der Welt erblickt. Diese historischen Bedingungen hätten jedoch die »politische Ökonomie zu einer Apologetik eines bürokratischen Zentralismus degradiert«³. Allerdings seien es keine subjektiven, sondern »Schranken im Objekt«, die dazu geführt hätte, so formulierte Behrens 1967 – noch mit optimistischem Grundton –, »daß die Theorie der sozialistischen Ökonomie die Schwelle des Übergangs vom Merkantilismus und Kameralismus zum Physiokratismus überschritten hat und den reifenden Produktionsverhältnissen entsprechend sich ihrer klassischen Periode nähert«⁴.

Der Optimist Behrens verortet den Erkenntnisstand der politischen Ökonomie des Sozialismus demnach auf dem Weg von der vorwissenschaftlichen zu einer wissenschaftlichen Theorie! Mit anderen Worten: Wissenschaft ist sie noch nicht, sie muss es erst noch werden. Im Marxschen theorienhistorischen Verständnis bedeutet das aber auch, sie war noch nicht zu den entscheidenden sozialökonomischen Fragen des Sozialismus vorgedrungen und blieb oberflächlich. Das musste bei all jenen, die den seinerzeitigen Stand der »politischen Ökonomie des Sozialismus« als das Non plus ultra der ökonomischen Theorie ansahen, alle Glocken läuten lassen! Spätesten jedoch dann, als Behrens noch die aus seiner Sicht grundlegende Frage nach der »endgültigen Form des gesellschaftlichen Eigentums« aufgeworfen hatte, die entscheidend für die Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus sei, jedoch kaum diskutiert werde. Damit war aus der Sicht des Vertreters des offiziellen Wissenschaftsverständnisses der DDR der Rubikon überschritten.

Nach meiner Kenntnis war jener Frankfurter Auftritt von Behrens das letzte Mal, dass solch grundsätzlichen Fragen der politökonomischen Theorie des Sozialismus öffentlich formuliert wurden – letztmalig

2 Ebenda. S. 298.

3 Ebenda. S. 292.

4 Ebenda. S. 295.

und eben in Frankfurt am Main! Die persönlichen Folgen für ihn waren einschneidend. Mit sanftem aber nicht desto Trotz nachhaltigem Druck wurde Behrens aus dem offiziellen Wissenschaftsbetrieb der DDR entsorgt. Er durfte seine vierbändige »Geschichte der politischen Ökonomie«⁵ vollenden. Die in der inneren Emigration verfassten Manuskripte zur »Kritik der politischen Ökonomie« konnten indes erst nach 1990 erscheinen.

Für das angekündigte Gedankenexperiment will ich nun nach Leipzig zurückkehren.

Hier wurde aus Anlass des 100-jährigen Erscheinens des ersten Bandes des »Kapital« am 21./22. September 1967 gleichfalls eine Konferenz mit hochrangigen Gästen aus der UdSSR, der VR Polen, Bulgarien, der ČSSR, Ungarn, Jugoslawien und Rumänien durchgeführt. Sie stand unter dem Titel: »100 Jahre »Kapital« – Erbe und Verpflichtung«⁶. Im Folgejahr erschien ein gleichnamiger Sammelband als gemeinsames Projekt von Politökonomien der Leipziger Karl-Marx-Universität sowie der Leningrader Shdanow-Universität. Unter den Herausgebern und Autoren finden sich die wichtigsten Leipziger Wirtschaftswissenschaftler jener Jahre: Günter Fabiunke, Albrecht Heinze, Fritz Holzapfel, Sarkis Latchinian, Eva und Gerhard Müller, Horst Richter u.a. Somit kann der Band⁷ als repräsentativ für das seinerzeitige politökonomische Wissenschaftsverständnis in Leipzig wie auch für das Herangehen an Marx Hauptwerk angesehen werden.

Es kann an dieser Stelle indes nicht darum gehen, einzelne Beiträge des Bandes zu referieren. Vielmehr will ich kurz darauf eingehen, was die Konferenzbeiträge wie auch die des Bandes samt und sonders eint.

- 5 Siehe Fritz Behrens: Grundriß der Geschichte der politischen Ökonomie. Bd.1–4. Berlin 1976–1981: Bd.1: Die politische Ökonomie bis zur bürgerlichen Klassik. 2., berichtigte und erg. Aufl. 1981. – Bd.2: Die Marxsche politische Ökonomie. 1976. – Bd.3: Die bürgerliche Ökonomie bis zur allgemeinen Krise des Kapitalismus. 1979. – Bd.4: Die bürgerliche Ökonomie in der allgemeinen Krise des Kapitalismus. 1981.
- 6 Vgl. Otto Rennert: »Karl Marx »Kapital« – Erbe und Verpflichtung« – Konferenz der Karl-Marx-Universität Leipzig. In: Wirtschaftswissenschaft. Berlin. Jg.1968. H.2. S.286ff.
- 7 Karl Marx »Das Kapital«. Erbe und Verpflichtung. Beiträge zum 100. Jahrestag der Erstausgabe des Werkes »Das Kapital« von Karl Marx. Im Auftrag der Karl-Marx-Universität herausgegeben von A[lbrecht] Heinze und S[ergej] I. Tjulpanov. Leipzig 1968. 716S.

Grundsätzlich muss man feststellen: Die Konferenz vom September 1967 wie auch der Tagungsband waren – und das konnte in dem damaligen Umfeld gar nicht anders sein – ein Politikum! Die Veranstaltung wie auch die parallel entstandene Publikation waren von politischen Prämissen geprägt. Das sage ich, ohne damit ein Werturteil zu verbinden. Damit war aber zugleich auch der Spielraum für die wissenschaftliche Debatte abgesteckt. Und: Indem die Diskussion um das Marxsche Hauptwerk zur politischen Veranstaltung wurde, war ihr zugleich auch der produktiv-kritische Stachel gezogen! Der Zweifler Marx suchte nach Widersprüchen in der ökonomischen Theorie wie auch der Praxis. Auf der Leipziger Tagung hingegen war Zweifel an der eigenen politökonomischen Theorie wie auch an der Praxis per se ausgeschlossen! Das real existierend angesehene »ökonomische System des Sozialismus« und der »Entwicklungsstand der sozialistischen Produktionsverhältnisse« galten als sakrosankt und keiner tiefergehenden kritischen Analyse für würdig.

In Adaption einer Marxschen Einschätzung galt: Es handelte sich nicht mehr darum, ob dies oder jenes Theorem wahr sei, sondern ob es der Parteiführung nützlich oder schädlich, bequem oder unbequem, ob polizeiwidrig oder nicht. Und das prägte nicht nur für die 1967er Tagung sondern auch die offiziellen wissenschaftlichen Debatten in den Folgejahren – mit den nunmehr sattsam bekannten Folgen und Konsequenzen.

Nunmehr will ich zu dem versprochenen Gedankenexperiment einladen: Stellen wir uns vor, Fritz Behrens hätte an der Leipziger Tagung vom September 1967 teilgenommen! Und er hätte sich hier wie auch im Kreise der Autoren des erwähnten Sammelbandes – von denen nicht wenige Behrens voller Hochachtung als ihren einstigen akademischen Mentor ansahen – die oben skizzierten Frankfurter Überlegungen zum Entwicklungsstand des Sozialismus in der DDR sowie der politischen Ökonomie des Sozialismus dargeboten.

Ich überlasse es Ihnen, sich die Folgen eines solchen Auftrittes vor das geistige Auge zu führen. Als Anregung sei hier folgende Anekdote erwähnt, die Behrends' Tochter Hannamaria Loschinski über dessen Vorbereitung auf die Ehrenpromotion 1979 in Leipzig berichtete: Er soll sich kurzzeitig auch mit dem Gedanken getragen haben, während seiner Laudatio aus den bis dahin unveröffentlichten Manuskripten zu referieren.⁸ Die Idee wurde jedoch aus Rücksicht auf die zu erwartenden

8 Siehe Fritz Behrens: Abschied von der sozialen Utopie. [Hrsg. von Hannamaria

Konsequenzen für die Leipziger Kollegen, die sich für die Ehrenpromotion eingesetzt hatten, rasch wieder fallen gelassen.

Seither ist viel Wasser die Pleiße hinuntergeflossen.

Wenn wir uns heute mit Marx' »Kapital« im 21. Jahrhundert beschäftigen, so haben sich die Bedingungen für eine solche Debatte gravierend verändert. Politische Vorgaben jeglicher Art für eine »Kritik der politischen Ökonomie«, gibt es nicht mehr. Und: Im Unterschied zu den »Nachwende-Jahren« ist im Umgang mit Marx nunmehr auch wieder eine erfreuliche Sachlichkeit zu beobachten. Im Zuge der jüngsten Finanzkrise hat das Interesse Jüngerer an Marx' ökonomischer Theorie wieder zugenommen. Es werden wieder Filme über Marx gedreht, die sich erfrischend von den Überhöhungen vergangener Jahrzehnte unterscheiden.

Aber auch der Kapitalismus hat sich weiterentwickelt – quantitativ wie auch qualitativ.

Er ist dominanter denn je und seit ca. 30 Jahren praktisch ohne Alternative. Oder war das, was sich stolz selbst als »real existierender Sozialismus« bezeichnete, gar nur ein Alternative dem Schein nach?

Ist jener Kapitalismus, der sich derzeit vor dem Hintergrund einer neuerlichen technisch-technologischen Revolution quasi neu zu erfinden scheint, überhaupt noch vergleichbar mit dem Kapitalismus zu Marx' Zeiten?

Oder schauen wir auf die Zinsen. Im Euro-Raum sind sie derzeit so gut wie abgeschafft. Kapitalismus ohne Zinsen? Welche Zukunft hat da das herkömmliche Geld- und Creditsystem?

Jenen Fragen über den Zustand des Kapitalismus im 21. Jahrhundert ließen sich mühelos weitere hinzufügen.

Ich will das dabei bewenden lassen und wünsche mir, dass unsere heutige Tagung bei der Formulierung weiterer solcher Fragen und deren Beantwortung behilflich sein kann – und auch dabei, dass Marx' Hauptwerk wieder stärker als in den vergangenen Jahren von Nutzen sein wird.

Loschinski.] Berlin 1992; »Ich habe einige Dogmen angetastet ...«. Werk und Wirken von Fritz Behrens. Beiträge des Vierten Walter-Markov-Kolloquiums der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen. Hrsg. von Eva Müller, Manfred Neuhaus und Joachim Tesch. Leipzig 1999; [Hannamaria Loschinski:] Fritz Behrens aufrechte Gang eines DDR-Wissenschaftlers. [Johanna und Fritz Behrens anlässlich ihres 100. Geburtstages gewidmet.] Eggersdorf 2009; »Man kann nicht Marxist sein, ohne Utopist zu sein ...«. Texte von und über Fritz Behrens, hrsg. von Günter Krause und Dieter Janke. Hamburg 2010.

MANFRED NEUHAUS

»Furchtbarste Missile«
 und »Triumph der deutschen Wissenschaft«
 – Anmerkungen zur Wirkungsgeschichte
 des ersten »Kapital«-Bandes¹

Den 5. Mai 1867, seinen 49. Geburtstag, verbrachte Karl Marx getrennt von Frau und Töchtern im fernen Hannover. Er genoss dort die Gastfreundschaft von Louis Kugelmann, einem angesehenen Arzt und erfindungsreichen Gynäkologen, um die soeben aus Leipzig eingetroffenen ersten Korrekturbogen seines Opus magnum durchzumustern. Er war bereits drei Wochen zuvor, am 12. April nach schwerer See in Hamburg gelandet, um dem Verleger Otto Carl Meißner das Manuskript persönlich zu überbringen und die Modalitäten der Herstellung des Buches zu besprechen. Den Verlagsvertrag hatte Marx' Gewährsmann Wilhelm Strohn, ein ehemaliges Mitglied des Bundes der Kommunisten, ausgehandelt. Nach einer ersten kurzen Begegnung lernten sich Marx und Meißner während eines ausgiebigen Diners in Zinggs's Hotel bald genauer kennen und gegenseitig schätzen. Dazu mag auch beigetragen haben, dass Meißner, ein Demokrat ohne Furcht und Tadel, bereits einen Titel aus der Feder von Engels, »Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei«, verlegt hatte. »Netter Kerl, obgleich etwas sächselnd«², notierte Marx über den gebürtigen Quedlinburger.

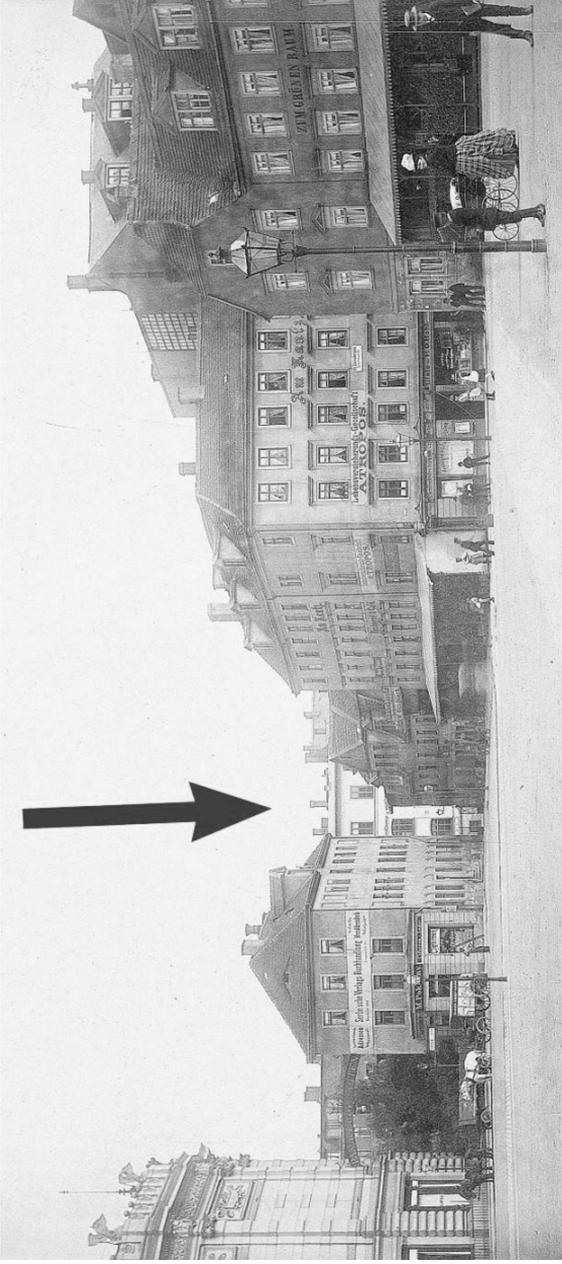
- 1 Teile wurden bereits in Links! Politik und Kultur für Sachsen, Europa und die Welt. Dresden. Jg. 2017. Juni. S. 6, und September. S. 6; sowie Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung. Frankfurt am Main. Jg. 28. Nr. 111, September 2017. S. 11/12, veröffentlicht.
- 2 Marx an Engels, 13. April 1867. In: MEW. Bd. 31. S. 288. Siehe auch Heidi Wolf: Otto Meißner – der erste Verleger des »Kapitals« von Karl Marx. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Berlin. Jg. 9. 1967. H. 4. S. 832–843; Ina Osobova: Wie ist der Vertrag zwischen Marx und Meißner über die Herausgabe des »Kapitals« zu datieren? Eine Anmerkung zu MEGA2 II/5. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1994. Hamburg 1994. S. 218–221; sowie neuerdings Jürgen Bönig: Karl Marx in Hamburg. Der Produktionsprozess des »Kapital«. Hamburg 2017.

In der weltoffenen Freien und Hansestadt Hamburg wehte ein anderer Wind als in den preußischen Kernlanden des Norddeutschen Bundes. Meißner hatte die Verlagsbuchhandlung im Revolutionsjahr 1848 gegründet und verlegte juristische Fachliteratur, Schulbücher und Hamburgensien, Zeitschriften und Landkarten, aber auch Werke der Politik und Zeitgeschichte. Sein Verlag war nicht die erste Adresse in Hamburg, galt aber als solides Unternehmen. Neben Engels, Feuerbach und Lassalle zählten später auch Alfred Lichtwark und Alfred Brehm zu seinen Autoren. Wie sich zeigen sollte, war auch Marx hier gut aufgehoben. Wer die Handschrift des bärtigen Welterklärers aus Trier jemals vor Augen hatte, Umfang und Schwierigkeitsgrad der Satzmaterie bedenkt, wird kaum erstaunt sein, dass Marx seinem Alter ego am 24. April das Folgende nach Manchester berichtet: »Meißner, der die Geschichte in 4–5 Wochen fertig haben will, kann nicht in Hamburg drucken lassen, weil weder die Zahl der Drucker noch die Gelehrsamkeit der Korrektoren hinreichend. Er druckt daher bei Otto Wigand (rather dessen Sohn, [...]) Heut vor 8 Tagen schickte er das Manuskript nach Leipzig. Er wünscht nun, daß ich *zur Hand bin*, um die ersten 2 Druckbogen zu revidieren und *zugleich zu entscheiden, ob der Schnelldruck mit einmaliger Revision meinerseits, MÖGLICH ist.*«³ Engels hatte Gründe, den Optimismus seines Freundes zu dämpfen: »Ich glaube nicht, daß die Gelehrsamkeit der Leipziger Korrektoren für Deine Art hinreicht. Meine Broschüre ließ M[eißner] auch bei Wigand drucken, und was haben die Schisser mir für Zeug da hineinkorrigiert.«⁴ Die Schisser waren Otto Alexander und Walther Wilhelm Wigand. Traditionsbewusste Söhne, die sie waren, firmierten sie ihre Buchdruckerei, laut Adressbuch Roßplatz 3b, paterre und 1. Stock, als »Otto Wigand's Buchdruckerei«. Bis Inge Kießhauer das filigrane Geflecht der Wigandschen Familienunternehmen vor zweieinhalb Jahrzehnten entwirrte⁵, war es gang und gäbe, das berühmte Verlagsunternehmen des Vaters mit der Buchdruckerei der Söhne zu verwechseln. Als gebürtiger Brandenburger des sächsischen Lokalpatriotismus unverdächtig, will ich es deshalb noch einmal betonen:

3 Marx an Engels, 24. April 1867. In: MEW. Bd. 31. S. 289.

4 Engels an Marx, 27. April 1867. Ebenda. S. 292.

5 Siehe Inge Kießhauer: Wer druckte »Das Kapital« von Karl Marx? In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. H. 17. Berlin 1984. S. 107–122, und dies.: Otto Friedrich Wigand (10. August 1795 bis 1. September 1870). In: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte. Bd. 1. Wiesbaden 1991. S. 155–188.



Die Wigandsche Druckerei (Roßplatz 3b), in der 1867 der erste Band des »Kapitals« gesetzt und gedruckt wurde, ist auf dem Foto von Alexander Seitz (ca. 1885) als helles Gebäude im Hintergrund zu erkennen: zwischen dem Panorama-Bau (links, Roßplatz 5) sowie dem Darmstädter Hof, (rechts Roßplatz 2) und dem Hotel »Zum Grünen Baum« (rechts, Roßplatz 1) – siehe Volker Külow: Setzen, korrigieren, revidieren – und endlich drucken. Der Leipziger Produktionsprozess des »Kapitals« – Otto Wigands Buchdruckerei. In: Neues Deutschland. Berlin. Jg. 72. Nr. 211, 9./10. September 2017. S. 27, und Jens Rometsch: »Das Kapital« – heute vor 150 Jahren erschien in Leipzig ein Weltbestseller. Bauakte offenbart Standort der Druckerei am Leuscherplatz / Teil des Unesco-Welterbes. In: Leipziger Volkszeitung. Nr. 212, 11. September 2017. S. 13. Foto: Stadtgeschichtliches Museum Leipzig.

1. Ausgabe

*Kapitel
2. 1867*

Das Kapital.

Kritik der politischen Oekonomie.

Von

Karl Marx.

Erster Band.

Buch I: Der Produktionsprocess des Kapitals.

Hamburg

Verlag von Otto Meissner.

1867.

New-York: L. W. Schmidt, 24 Barclay-Street.

Der erste Band des »Kapitals« wurde vor 150 Jahren in der Buchdruckerei der Brüder Otto Alexander und Walther Wilhelm Wigand am Roßplatz 3a gesetzt und gedruckt. Günter Fabiunke, bis zu seiner Emeritierung ordentlicher Professor für Geschichte der Politischen Ökonomie an der Sektion Wirtschaftswissenschaften der Karl-Marx-Universität, hat lange dafür gestritten, dass eine Relieftafel den *genius loci* der Nachwelt bewahrt.

Als der erste Band des »Kapitals« in der Offizin der Gebrüder Wigand gedruckt wurde, liefen in Leipzig die Fäden des deutschen Verlagswesens zusammen. Für die Wirkungsgeschichte des Werkes dürfte dies nicht ohne Belang gewesen sein. Dass die Buch- und Messestadt von Zeitgenossen bereits als Kristallisationskern der proletarischen Emanzipationsbewegung, oder um Wolfgang Schröder zu zitieren, als »Wiege der deutschen Arbeiterbewegung«⁶ wahrgenommen wurde, war für die künftige Rezeptionsgeschichte vielleicht noch bedeutsamer.

Da die Indizien für den 11. September als Erscheinungstag sprechen, eilen wir mit unserem kleinen Kolloquium dem Jubiläumsmarathon vielleicht doch zu sehr voraus. Auf Otto Meißners Geheiß hatten die Gebrüder Wigand 1000 Exemplare gedruckt. Die Erstausgabe wurde »ordinär«, also ohne festen Einband, in einem gelben papiernen Umschlag zu einem Preis von drei Talern und zehn Neugroschen angeboten. Von diesem Betrag hätte eine fünfköpfige Familie eine Woche ihren Lebensunterhalt bestreiten können. Karl Winkler, Arbeiter in einer Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik, berichtete seinen Eltern am 21. Oktober 1867, der Prinzipal zahle ihm 2½ Thaler Wochenlohn⁷; wie wir feststellen müssen, zu wenig, um Marxens Werk erwerben zu können.

Wer heute per Augenschein die typographische Gestalt der legendären Erstausgabe erkunden und einen Eindruck von den gravierende

6 Siehe Wolfgang Schröder: Leipzig – die Wiege der deutschen Arbeiterbewegung. Wurzeln und Werden des Arbeiterbildungsvereins 1848/49 bis 1878/81. Mit Dokumentation der Tätigkeitsberichte. Berlin 2010; (Geschichte des Kommunismus und Linksozialismus. Bd. XIII); Roland Schäfer: Leipzig als Zentrum des deutschen Verlagswesens im 19. Jahrhundert. In: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte. Bd. 1. S. 249–261.

7 Siehe Jochen Haeusler: Drei Briefe des Karl Winkler aus Chemnitz an seine Eltern in Nürnberg (1867). In: Museumskurier. [Hrsg.:] Sächsisches Industriemuseum Chemnitz. Ausgabe 16. April 2006. www.saechsisches-industriemuseum.com/chemnitz/infotehek/foerdereverein/museumskurier.

Unterschieden zwischen der ersten und der zweiten verbesserten Auflage gewinnen will, dem seien drei originalgetreue, in Tokyo (1959, 1969) und Frankfurt am Main (1983) aufgelegte Reproduktionen anempfohlen.⁸

In der alphabetischen Sortierung von Meißners Jahresprogramm figuriert der erste Band des »Kapitals« völlig arglos zwischen Wilhelm Lazarus' Studie »Ueber Mortalitätsverhältnisse und ihre Ursachen« und Carl Heinrich Prellers Beitrag zur nordalbingischen Insektenfauna mit dem vielsagenden Titel »Die Käfer von Hamburg und Umgegend«. So gut lässt sich ein künftiger Weltbestseller allemal verstecken ...

Als Engels am 27. April dem überschäumenden Optimismus seines Freundes die Stirn bot, tat er dies nicht ohne in groben Strichen ein Handlungskonzept für die Zeit nach dem Erscheinen des Werkes zu entwerfen: »Daß das Buch gleich bei seinem Erscheinen großen Effekt machen wird, davon bin ich überzeugt, aber es wird sehr nötig sein, dem Enthusiasmus des wissenschaftlichen Bürgers und Beamten etwas auf die Beine zu helfen und die kleinen Manöver nicht zu verschmähen. Dafür wird *nach dem Erscheinen* von Hannover aus manches geschehen können, und auch amicus Siebel [...] und wird sich mit Vorteil in Bewegung setzen lassen [...] dicke, wissenschaftliche Bücher (wirken) ohne solche Nachhülfe ja doch nur langsam.«⁹ Engels legte sich mächtig ins Zeug. In kürzester Zeit entstand ein Dutzend Besprechungen, jede für das betreffende Blatt maßgeschneidert.¹⁰ Neben ihm waren sein dichten-der Cousin Carl Siebel und Louis Kugelmann die einfallsreichsten PR-Netzwerker des Marxschen Freundes- und Bekanntenkreises. Sie knüpften ein wirkungsmächtiges Korrespondentennetz, belieferten die Presse, darunter die wenigen und noch jungen sozialdemokratischen Zeitungen, und bemühten sich auch um Kontakt zu akademischen Kreisen. Kugelmann hatte sogar die famose Idee, seinem berühmten Charité-Kollegen Rudolf Virchow ein Exemplar des »Kapitals« als »Zellulärpathologie der bürgerlichen Gesellschaft« zu dedizieren. Währenddessen waren der Autor und seine Gattin höchst energiert, oft folgte auf

8 Aoki-Shoten Tokyo 1959 [unveränderter photomechanischer Nachdr.] und Far Eastern Book-Sellers Tokyo 1969 [Reprinting [der] 2., verb. Auflage. Hamburg 1872]; Keip Verlag Frankfurt am Main 1983. XII, 784 S. [Jubiläumsnachdruck der Erstausgabe zum 100. Todestag von Karl Marx.]

9 Engels an Marx, 27. April 1867. In: MEW. Bd. 31. S. 292f.

10 Siehe Engels' Rezensionen des ersten Bandes des Marxschen »Kapitals«. In: MEGA. Bd. I/21. S. 1200–1218.

kurze Begeisterung Ungeduld und Enttäuschung. Die diesbezüglichen, sehr schwankenden und heute noch nachlesbaren Gefühlsregungen sollten nicht in jedem Falle für bare Münze genommen werden. Solche Erfahrungen werden auch heute jenen zu teil, die den Mut aufbringen, eine dem Mainstream widerstrebende Meinung zu veröffentlichen. »Das Kapital« war für ihn gleichermaßen »Triumph der deutschen Wissenschaft« und »sicher das furchtbarste Missile, das den Bürgern (Grundeigentümer eingeschlossen) noch an den Kopf geschleudert worden ist.«¹¹

Die Lektüre des Marxschen »Kapital« war allezeit eine enorme intellektuelle Herausforderung. In seiner nach wie vor unübertroffenen Biographie unseres Helden liefert David McLellan für diese an und für sich plausible Tatsache eine schöne Pointe, wenn er schreibt: »Die allgemeine Einstellung von Marx' Genossen in der Internationalen Arbeiterassoziation wurde zusammengefaßt von Generalratsmitglied Peter Fox, der, nachdem er ein Exemplar von Marx erhalten hatte, erklärte, er komme sich vor, wie jemand, dem man einen Elefanten geschenkt hat und der nun nicht weiß, was er damit anfangen soll.«¹²

Wer die Quellen befragt und sich weder von Wunschvorstellungen noch von hagiographischen Deutungen blenden lässt, wird unmittelbar nach dem Erscheinen des vielgerühmten Werkes selbst in den Führungskreisen der sozialdemokratischen Emanzipationsbewegung nur wenige Personen finden, die neben den intellektuellen Voraussetzungen, auch den Mut, die Gelegenheit und die Beharrlichkeit für die Lektüre von 796 Druckseiten komplexester Sachprosa mit 1023 Fußnoten besaßen. Neben August Bebel und Wilhelm Bracke sind vor allem Johann Philipp Becker, Josef Dietzgen, August Geib, Johann Most, Carl August Schramm und Johann Baptist von Schweitzer zu erwähnen.¹³ Beginnen

11 Marx an Engels, 20. Februar 1866. In: MEW. Bd. 31. S. 183: »Du verstehst, my dear fellow, daß in einem Werke wie meinem, manche shortcomings im Détail existieren müssen. Aber die *Komposition*, der Zusammenhang, ist ein Triumph der deutschen Wissenschaft, den ein einzelner Deutscher eingestehn kann, da es in no way *sein* Verdienst ist, vielmehr der *Nation* gehört.« – Marx an J. Ph. Becker, 17. April 1867. Ebenda. S. 541.

12 David McLellan: Karl Marx. Leben und Werk. Aus dem Engl. von Otto Wilck. München 1974. S. 377.

13 Siehe Rolf Dlubek / Hannes Skambraks: Das Kapital von Karl Marx in der deutschen Arbeiterbewegung [1867 bis 1878]. Abriß und Zeugnisse der Wirkungsgeschichte. Berlin 1967. S. 158–338.

wir mit Wilhelm Bracke, dem biographischen Helden meiner akademischen Lehrerin Jutta Seidel. Er galt als der klarste Kopf unter den Genannten. Der charismatische, leider früh von der Schwindsucht dahin geraffte Sohn eines Braunschweiger Getreidehändlers, war ein Multitalent der frühen sozialdemokratischen Bewegung, neben August Bebel einer der ersten Arbeitervertreter im Deutschen Reichstag, befreundeter Korrespondenzpartner von Marx und späterer Adressat von dessen ebenso gerühmter wie selten genau gelesener Programmkritik. Bereits 1868 hatte er die Delegierten der in Hamburg tagenden Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins mit seinen Darlegungen über das »Kapital« derartig beeindruckt, dass sie einhellig beschlossen: »Karl Marx hat sich durch sein Werk ›Der Produktionsprozeß des Capitals‹ ein unvergängliches Verdienst um die Arbeiterklasse erworben«. Geradezu kühn und verwegen war es, wie er am 17. September 1878 von der Rednertribüne des Deutschen Reichstages das Opus magnum von Marx gewürdigt hat. Bracke habe, so wird später Wilhelm Bloss in seinen »Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten« berichten, jederzeit unvorbereitet eine erschöpfende Darstellung der Marxschen Werttheorie geben können.¹⁴

So sie es wollten, erfuhren die Akteure der frühen proletarischen Emanzipationsbewegung aus den Reden ihrer Parlamentsvertreter, den Pressefeuilletons der aufstrebenden Sozialdemokratie sowie aus eigens zu diesem Zwecke verfassten Popularisierungen, die Marx' schwierige Gedankengänge dem Verständnis auch des einfachsten Mannes und der einfachsten Frau anzupassen suchten, vom ersten Band des »Kapitals«. Eine der wirkungsmächtigsten Schriften dieses Genres hatte der sächsische Reichstagsabgeordnete Johann Most während einer Haftstrafe verfasst. Es trägt den Titel »Kapital und Arbeit. Ein populärer Auszug aus ›Das Kapital‹ von Karl Marx« und ist 1874 in Chemnitz erschienen. Dass sich Marx 1876 entre nous auf eine Überarbeitung für weitere Auflagen eingelassen hat, spricht meines Erachtens für und nicht

14 Jutta Seidel: Wilhelm Bracke. Vom Lassalleaner zum Marxisten. Berlin 1986. S. 46 und 175; Stenographische Berichte des Deutschen Reichstages. IV. Legislatur-Periode. 1. Session. 5. Sitzung. S. 77–83 [http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3.k4_bsb000.18398.00087.html]. Siehe auch Karl-Heinz Germershaus: »Das Kapital« im Deutschen Reichstag 1869, 1871–1878. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. H. 28. Berlin 1988. S. 33–37, und Wilhelm Bloss: Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten. Bd. 1. München 1914. S. 126.

gegen die Qualität von Mosts Argumentation.¹⁵ Mein japanischer Kollege Teinosuke Otani befand sie allemal einer kommentierten Neuausgabe würdig.¹⁶ Weitere »Kapital«-Popularisationen verdanken wir Edward Aveling, Carlo Cafiero, Gabriel Deville, Johann Georg Eccarius, Karl Kautsky, Paul Lafargue und Ferdinand Domela Nieuwenhuis.¹⁷ Avelings Handreichung erschien 1892 in London bereits mit dem zukunftsweisenden Titel »The students' Marx. An introduction to the study of Karl Marx' »Capital«. Aus Bebels Memoiren erfahren wir, dass auch er, ähnlich wie Most, erst in einer sächsischen Haftanstalt die erforderliche Muße zu eingehender »Kapital«-Lektüre gefunden hat. Sie trug, blicken wir auf seinen Bestseller »Die Frau und der Sozialismus«, bemerkenswerte Früchte und leistete einen bedeutenden Beitrag zur »Kapital«-Rezeption in der Sozialdemokratie.¹⁸

Ich möchte die »Kapital«-Rezeption der akademischen Zeitgenossen von Marx nicht völlig aussparen. Sie kam, dies soll sogar im digitalen Zeitalter noch vorkommen, zunächst nur schleppend in Gang. Aber es gab sie. Und dafür, dass es sie gab, hat Eike Kopf ein Forscherleben lang eindrucksvolle Belege gesammelt und kommentiert.¹⁹ Was fehlt, ist eine moderne wissenschaftsgeschichtliche Kontextualisierung, die auch jähren

15 Siehe MEGA. Bd. II/8. S. 733–787, und 1368–1405.

16 Sie ist 2009 im Tokyoter Verlag Otsuki Shoten Publishers erschienen.

17 Siehe Carlo Cafiero: *Il Capitale di Carlo Marx. Brevemente compendiato. Libro 1. Sviluppo della produzione capitalista.* Milano 1879; Gabriel Deville: *Le Capital de Karl Marx. Résumé et accompagné d'un aperçu sur le socialisme scientifique.* Paris 1883; Johann Georg Eccarius: *Eines Arbeiters Widerlegung der nationalökonomischen Lehren John Stuart Mill's.* Berlin 1869; Karl Kautsky: *Karl Marx's oekonomische Lehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert.* Stuttgart 1887 (Internationale Bibliothek 2); Paul Lafargue: *La théorie de la plus-value de Karl Marx et la critique de M. Paul Leroy-Beaulieu.* In: *Journal des Économistes.* Paris. Vol. 27. 1884. S. 379–391; Karl Marx: *Le capital. Extraits faits par M. Paul Lafargue.* Paris 1894; F[erdinand] Domela Nieuwenhuis: *Karl Marx. Kapitaal en arbeid. s'(Graven)Hage 1881, und MEGA. Bd. IV/32. S. 177, 219, 392 und 484.*

18 Siehe August Bebel: *Aus meinem Leben.* Bearbeitet von Ursula Herrmann unter Mitarbeit von Wilfried Henze und Ruth Rüdiger. Berlin 1983. S. 101 (Ausgewählte Reden und Schriften. Bd. 6), und August Bebel. *Eine Biographie.* Autorenkollektiv unter Leitung von Ursula Herrmann und Volker Emmrich. Berlin 1989. S. 105. Demnach fand Bebel im Dezember 1869 im Leipziger Bezirksgefängnis »die Zeit und Ruhe den [...] ersten Band »Das Kapital« von Marx gründlich zu lesen«.

19 Siehe vor allem Eike Kopf: *Ein Buch geht um die Welt. Zur Wirkungsgeschichte von »Das Kapital«.* Köln 2016 (PapyRossa Hochschulschriften 95).

Wandel in Diskursparadigmen wahrnimmt. Dies gilt übrigens auch für eine heute mögliche differenzierte Bewertung der analogen, von Rolf Dlubek und Hannes Skambraks, aber auch von Hans-Josef Steinberg, recherchierten und kommentierten Zeugnisse der »Kapital«-Debatten in der Sozialdemokratie.²⁰ Meines Erachtens greift die Metapher von der »Verschwörung des Schweigens« viel zu kurz. Der verschwörungstheoretische Gestus verstellt die Sicht auf die ohnehin schon komplizierten Rezeptionsprozesse in Politik und Wissenschaft. Vielleicht sind wenigstens zwei Beispiele erlaubt, die einen vagen Eindruck von der unmittelbaren Reaktion der wissenschaftlichen Fachwelt vermitteln: Für Karl Knies, der mit Bruno Hildebrand und Wilhelm Roscher die ältere Historische Schule der Nationalökonomie begründet hatte, war Marx der »wissenschaftlich leistungsfähigste von allen sozialistischen Schriftstellern der Gegenwart«²¹. Währenddessen billigte ihm der Leipziger Ordinarius Roscher 1874 in seiner »Geschichte der National-Oekonomie« als »unzweifelhafte Stärke« zwar eine »eingehende Kenntniß der englische[n] Literatur, Gesetzgebung und Praxis« zu. Dieses Kompliment vergiftete Roscher jedoch im gleichen Atemzug mit dem boshaften Verdikt, theoretisch sei »dieser geistreiche, aber nicht scharfsinnige Mann wenig geeignet, complicirte Erscheinungen auf ihre einfachen Elemente zurückzuführen«²².

Es ist erstaunlich, dass der erste Band des »Kapitals« zuerst ins Russische übertragen wurde. Marx betrachtete es als eine Ironie des Schicksals, dass die Russen, die er seit 25 Jahren unausgesetzt bekämpft habe, sich dessen ungeachtet stets als seine »Gönner« erwiesen. Das Votum der allmächtigen Petersburger Zensurbehörde steht einer solchen Deutung

20 Siehe Rolf Dlubek / Hannes Skambraks: Das Kapital von Karl Marx in der deutschen Arbeiterbewegung [1867 bis 1878]. Berlin 1967; Hannes Skambraks: »Das Kapital« von Marx, Waffe im Klassenkampf. Aufnahme und Anwendung der Lehren des Hauptwerkes von Karl Marx durch die deutsche Arbeiterbewegung (1867 bis 1878). Berlin 1977; Hans-Josef Steinberg: Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem 1. Weltkrieg. Hannover 1967. 4. Aufl. Berlin / Bonn-Bad Godesberg 1976.

21 Karl Knies: Das Geld. Darlegung der Grundlehren von dem Gelde, insbesondere der wirtschaftlichen und rechtsgiltigen Functionen des Geldes, mit einer Erörterung über das Kapital und die Übertragung der Nutzungen. 2., verb. u. verm. Aufl. Berlin 1885. S. 165 (Geld und Credit. Abth. 1).

22 Wilhelm Roscher: Geschichte der National-Oekonomie in Deutschland. München 1874. S. 1021 (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Bd. 14).

nicht völlig entgegen. Es ist auch deshalb bemerkenswert, weil bereits hier ein Grundmotiv repressiver Toleranz instrumentiert wird. Marx hat es im Juni 1872 in heiterer Gelassenheit für Freund Sorge in fernen New York notiert. Obwohl es der eine oder andere von Ihnen sicherlich bereits gelesen oder gehört hat, scheue ich mich nicht, es nochmals zu zitieren: »Obgleich der Verfasser nach seinen Überzeugungen ein vollständiger Sozialist ist und das ganze Buch einen vollständig bestimmten sozialistischen Charakter führt [...] erklärt das Komitee die Verfolgung dieses Werks vor Gericht für unmöglich.« Zur Begründung führten die russischen Zensoren an, »die Darstellung [sei] durchaus nicht für jeden zugänglich« und besitze – was Georg Quaas erfreuen könnte – »die Form streng mathematisch wissenschaftlicher Beweisführung«²³. Die russische Übersetzung des ersten »Kapital«-Bandes erschien 1872.

Bis zu Engels' Tod 1895 folgten Ausgaben in Französisch (1872–1875, 1885), Polnisch (1884–[1890]), Dänisch (1885), Spanisch (1886, allerdings unvollständig), Italienisch (1886), Englisch (1887, 1889, 1890 und 1891) und Holländisch (1894).²⁴ Folgen wir den Auskünften der digitalen Bibliothekskataloge, so existiert von der 1867 in Leipzig gedruckten Erstausgabe noch ein knappes Dutzend. Verteilt auf drei Kontinente, sind Exemplare in Antwerpen, Berlin, Cambridge, Canberra, Hamburg, Hannover, Jerusalem, Kopenhagen, London, Oxford und, wer hätte das gedacht, Rostock nachgewiesen.

Unter dem Titel »Ein Buch, das die Jahrhunderte überdauert«, hat Anna Wasiljewna Urojewa die erstaunliche Verbreitung des »Kapitals« mit lexikographischer Präzision beschrieben.²⁵ Ihre Zwischenbilanz aus Anlass des Zentenariums umfasst 220 Ausgaben in 43 Sprachen. Erhellende Daten liefert schließlich der Index Translationum, die Weltbiographie der Übersetzungen²⁶: Eine aktuelle Auswertung des von der UNESCO aggregierten Datenfundus von zwei Millionen in der Zeitspanne von 1979 bis 2009 in allen Mitgliedsländern veröffentlichten

23 Marx an F. A. Sorge, 21. Juni 1872. In: MEW. Bd. 33. S. 492. Siehe auch Larissa Miskewitsch: Die russische Ausgabe des »Kapitals« von Karl Marx. In: Beiträge zur MKarx-Engels-Forschung. H. 28. Berlin 1988. S. 115–124.

24 Prižnennye izdanija i publikazii proizvedenij K. Marksa i F. Engel'sa. Bibliografičeskij ukazatel'. Čast' 2. 1864, sentjabr' – 1895. Moskva 1977. S. 45–69.

25 A[nna] V[asil'evna] Uroeva: Kniga, živuščaja v vekach. Moskva 1967; 2., dop. izd. Moskva 1972.

26 Siehe <http://www.unesco.org/xtrans/bsstatlist.aspx>.

Übersetzungen verzeichnet für den Zeitraum von 1979 bis 2009 weitere 226 »Kapital«-Ausgaben in Albanisch, Arabisch, Aserbaidschanisch, Assamese, Bengalisch, Bulgarisch, Chinesisch, Englisch, Farsi (Western), Finnisch, Französisch, Griechisch, Hindi, Italienisch, Japanisch, Kasachisch, Katalanisch, Kirgisisch, Koreanisch, Lettisch, Malaiisch, Marathi, Mazedonisch, Moldawisch, Norwegisch, Oriya, Persisch, Polnisch, Portugiesisch, Russisch, Schwedisch, Serbo-Kroatisch, Sinhala (Sri Lanka), Slowakisch, Spanisch, Swahili, Tamilisch, Telugu, Tschechisch, Türkisch, Ukrainisch, Ungarisch, Usbekisch, Vietnamesisch, Weißrussisch und last not but least Mongolisch.

Lassen sie uns noch einen Augenblick bei der Übertragung des »Kapitals« ins Mongolische verweilen. Der Übersetzer Buren Birvaa²⁷ ist Spross einer 1936 enteigneten adligen Familie. Der Vater zählt zu den Terroropfern Tschobalsans. Der Sohn hatte in Berlin promoviert, bevor er 1973 mit der Übersetzung begann. Sie nahm ihn 30 Jahre in Anspruch: Es schien, als würde sich die mongolische Sprache dem Unternehmen widersetzen. Erlauben sie einige Wortbeispiele: Bier heißt auf Mongolisch »shar airag«, was so viel wie »gelber Kuhmys«, also vergorene Stutenmilch bedeutet; während für Hubschrauber die Wortkombination »nisdeg tereg« – fliegender Wagen gebraucht wird. Bauer hieß im Mittelalter erst sinokritisch-ironisch »Gazar saagch«, nämlich. Erd-Melker, und heißt nun »tariachin« – zusammengesetzt aus »tariaó« für Getreide und »chin« für Macher; während Ausbeutung »Möjljög« heißt und so viel wie einen Knochen abnagen bedeutet. Mit diesen Beispielen im Ohr, können sie sich vielleicht vorstellen, vor welcher enormen Herausforderung mein unglücklicher mongolischer Freund und Kollege gestanden hat: Es galt, im begrifflichen Inventar der Sprache eines Hirtenvolkes Äquivalente für Marxens Wortschatz, die Welt der industriellen Revolution und Moderne, zu adaptieren. Und als Birvaa diese philologische Ruhmestat fast vollbracht hatte, kam ihm zu allem Unglück auch noch der Auftraggeber abhanden. Für die Drucklegung des ersten Bandes sprang an Stelle der gemauerten Mongolischen Revolutionären Volks-

27 Siehe Birwa: Zur Frage der Übersetzung und der Herausgabe der Werke von Karl Marx in mongolischer Sprache. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. H. 28. Berlin 1989. S. 133–138, und Dondog Batjargal / Helmut Döge: Marx in der Mongolei. Die komplizierte Übersetzungs- und langwierige Publikationsgeschichte von Marx »Das Kapital«. In: Frankfurter Rundschau. Nr. 98, 28. April 2005. S. 25 [hierher die Beispiele für die Übertragungsprobleme].

partei der ungarisch-amerikanische Milliardär George Soros ein; die Herstellung des zweiten und dritten Bandes hat Birvaa, wenn ich es recht sehe, aus der eigenen Schatulle finanzieren müssen. Mit dieser Arabeske über Wohl und Wehe eines »Kapital«-Übersetzers haben wir uns dem gegenwärtigen Geschehen unaufhaltsam genähert. Lassen sie mich deshalb ein Resümee wagen: Obwohl das Werk des wirkungsmächtigen Trierer Denkers nach dem Epochenjahr 1989/1990 vielerorts und unwiderrufflich als obsolet galt, prophezeite das einflussreiche US-amerikanische Magazin »The New Yorker« bereits im Oktober 1997, Karl Marx werde bald wieder en vogue sein. In dem seither vielzitierten Essay »The return of Karl Marx« gibt ein erfolgreicher New Yorker Investmentbanker als Kronzeuge zu Protokoll: je länger er an der Wall Street sei, desto stärker werde er davon überzeugt, dass wir die plausibelste Erklärung des Kapitalismus keinem anderen als Marx verdanken.²⁸

Und als die BBC ihre Zuhörer ein halbes Jahrzehnt später nach dem größten Philosophen aller Zeiten fragte, ging Marx in der Abstimmung schnell in Führung und ließ die anderen neunzehn Bewerber hinter sich. 150 Jahre nach ihrer Veröffentlichung besitzen die ökonomischen Analysen von Marx eine suggestive Erklärungskraft. Ein Hamburger Nachrichtenmagazin brachte es auf den Punkt: »Immer wieder scheint Marx beerdigt, immer wieder feiert er Auferstehung. Er gehört zum Kapitalismus wie dessen Krisen, weil er das System der ›Plusmacherei‹ seziiert hat wie kein anderer – und dabei schön utopisch blieb.«²⁹ Mit einer gewissen Variationsbreite haben sich in dieser Richtung mittlerweile auch Papst emeritus Benedikt der XVI., sein oberster deutscher Seelenhirte Kardinal Reinhard Marx, der ehrwürdige Verfassungsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde und nunmehr sogar der langjährige Präsident des Münchener ifo Instituts für Wirtschaftsforschung Hans-Werner Sinn ausgesprochen.³⁰ Auf ihrer Tagung im südkoreanischen

28 John Cassidy: The next thinker: The return of Karl Marx. In: The New Yorker. 20. Oktober 1997. S. 248–259, hier S. 248: »The longer I spend on Wall Street, the more convinced I am that Marx was right,« he said. I assumed he was joking. »There is a Nobel Prize waiting for the economist who resurrects Marx and puts it all together in a coherent model,« he contined, quite seriously. »I am absolutely convinced that Marx' approach ist he best way to look at capitalism.«

29 Barbara Supp / Marian Blasberg / Klaus Brinkbäumer: Das Stehaufmännchen. In: Der Spiegel. Jg. 2005. Nr. 3. S. 36.

30 Siehe zum Beispiel Benedikt XVI: Auf Hoffnung hin gerettet. Die Enzyklika »Spe

Gwangju hatte die UNESCO am 18. Juni 2013 beschlossen, das *Kommunistische Manifest* und den ersten Band des *Kapitals* in das Weltregister des Dokumentenerbes »Memory of the World« aufzunehmen. Der Antrag zur Aufnahme der Marxschen Schriften in das Welterbe wurde vom deutschen UNESCO-Komitee übrigens gemeinsam mit dem Amsterdamer Internationalen Institut für Sozialgeschichte – an dem ein Großteil des handschriftlichen Nachlasses aufbewahrt wird – gestellt. Er wird mit dem fortwirkenden, weltweiten Einfluss dieser in alle Sprachen übersetzten Texte auf die sozialen Bewegungen begründet. Die Entscheidung der UNESCO bezeugt die Weltgeltung dieser klassischen Texte. Ihre Pflege und Erschließung besitzt nunmehr die Aura des kulturellen Welterbes. Wenige Monate vor dieser Entscheidung hatte die Nachricht, dass Wissenschaftler der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften mit japanischen und russischen Partnern in jahrzehntelanger Forschungsarbeit nunmehr alle von Marx für das »Kapital« hinterlassenen Manuskripte für die Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) penibel transkribiert und nach modernen philologischen Prinzipien ediert haben, anerkennende Worte in der Fachwelt und ein verhaltenes Blätterrauschen in den Feuilletons ausgelöst.³¹ So viel Marx, meine Damen und Herren, gab es noch nie.

salvi«. Ökumenisch kommentiert von Wolfgang Huber, Metropolit Augustinos Labradakis, Karl Kardinal Lehmann. Freiburg Br. [u. a.] 2008. S. 45–48; Reinhard Marx: Das Kapital. Eine Streitschrift. Augsburg 2009. S. 20–25; Ernst-Wolfgang Böckenförde: Woran der Kapitalismus krankt. In: Süddeutsche Zeitung. München. 24. April 2009. S. 8; Hans-Werner Sinn: Was uns Marx heute noch zu sagen hat. In: RE: Das Kapital. Politische Ökonomie im 21. Jahrhundert. Hrsg. von Mathias Greffrath. München 2017. S. 73–90.

- 31 Siehe beispielsweise Jens Bisky: Heimkehr in die Philosophie. War er je fort? – Eine Konferenz an der Berliner Humboldt-Universität entdeckt Karl Marx neu. In: Süddeutsche Zeitung. München. 24. Mai 2011. S. 13, und Heinz D. Kurz: Die Verwohlfleinerung der toten Arbeit. Das »Kapital« ist historisch-kritisch ediert: Zeit für einen Grundkurs zum Fall der Profitrate. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 3. Juli 2013. S. N5.

THOMAS KUCZYNSKI

Die Erstausgabe von *Das Kapital* Band I und ihre weitere Bearbeitung durch Marx¹

Marx hat sein Hauptwerk, *Das Kapital*, nicht vollendet; selbst der erste Band des Werks liegt nicht in einer Fassung vor, von der gesagt werden kann, sie sei eine *Ausgabe letzter Hand*, also eine Ausgabe, die dem letzten Willen des Verfassers entsprochen hätte. In schriftlicher Form hat er sich zu einer solchen Ausgabe letztmalig am 13. Dezember 1881 ausführlicher geäußert, zehn Tage nach dem Tode seiner Frau Jenny, in einem längeren Brief an seinen Freund Nikolai F. Danielson in Petersburg: »Mein deutscher Verleger benachrichtigt mich, daß eine dritte Auflage des ›Kapitals‹ notwendig geworden ist. Dies kommt in einem sehr ungelegenen Augenblick. Erstens muß ich wieder gesund werden und zweitens möchte ich den 2. Band so bald wie möglich fertig stellen«. Er wolle »auf jeden Fall« mit seinem Verleger vereinbaren, für die Auflage »nur so wenig Änderungen und Ergänzungen wie möglich« zu machen, und wenn die verkauft wäre, würde er »vielleicht das Buch so umarbeiten, wie ich es jetzt unter anderen Umständen getan hätte.«²

Dazu ist es nicht mehr gekommen, und alle Spekulationen darüber, wie diese Umarbeitung hätte aussehen können, führen allein schon deshalb in die Irre, weil Marx bei solchen Bearbeitungen stets zu neuen Erkenntnissen und Formulierungen gelangte, die, nach den überlieferten Vorarbeiten zu urteilen, keineswegs zu erwarten gewesen wären.³

1 Dem Artikel liegen zwei Vorträge zugrunde, die der Verfasser auf Kolloquien gehalten hat, von denen das eine, veranstaltet von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, am 6. Mai 2017 in Leipzig stattfand, das andere, veranstaltet vom Marx-Engels-Studienzentrum Wuppertal in Gemeinschaft mit den Ortsgruppen von DKP und SDAJ Marburg, am 10. Juni 2017 in Marburg. Der Artikel erscheint sowohl im Tagungsband der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen als auch in den »Marxistischen Blättern«.

2 MEW. Bd. 35. S. 245f.

3 Vgl. Thomas Kuczynski: Marx' Eintragungen im überlieferten Handexemplar der Erstausgabe von Band 1 des *Kapitals*. In: Marx-Engels-Jahrbuch 2015/16. Berlin 2016. S. 219–237.

Wir können uns also nur an das halten, was an schriftlichen Zeugnissen aus seinen letzten Lebensjahren erhalten geblieben ist.

Das in dieser Beziehung wichtigste Zeugnis ist wohl ein zweigeteilter Brief, den er im November 1878 an den schon genannten Danielson geschrieben hatte. Dieser wollte eine neue Übersetzung von *Kapital Band I* ins Russische vorbereiten (die erste war 1872 erschienen und basierte auf der deutschen Erstausgabe von 1867), und er stellte Marx im November 1878 die »Frage, ob Sie nicht geneigt wären, einige Veränderungen in der französischen und in der 2ten deutschen Auflage zu machen.«⁴ Marx antwortete ihm umgehend:

»Bezüglich der zweiten [russischen] Auflage des ›Kapitals‹ bitte ich zu beachten:

1. Ich möchte, daß die *Kapiteleinteilungen* – und das gleiche gilt für die *Unterteilungen* – nach der französischen Ausgabe gemacht werden;

2. daß der Übersetzer stets sorgfältig die zweite deutsche Auflage mit der französischen vergleicht, da die letztere viele wichtige Änderungen und Ergänzungen enthält (obwohl ich allerdings auch manchmal gezwungen war – besonders im ersten Kapitel –, die Darstellung in der französischen Fassung zu ›aplatir‹ [verflachen]).

3. *Einige Änderungen*, die ich für nützlich halte, *werde ich* unter allen Umständen *innerhalb von 8 Tagen* für Sie *fertigzumachen versuchen* [...]«⁵.

14 Tage später teilte er ihm mit: Ich »finde, daß – abgesehen von den Änderungen, die der Übersetzer durch Vergleich der zweiten deutschen Auflage mit der französischen vornehmen muß – nur sehr wenige Änderungen notwendig sind, die Sie nachfolgend in diesem Brief finden. *Die beiden ersten Abschnitte* (›*Ware und Geld*‹ und ›*Die Verwandlung von Geld in Kapital*‹) sind ausschließlich nach dem *deutschen Text* zu übersetzen.«⁶

Im Jahr zuvor hatte er die Dinge noch etwas anders gesehen. Da hatte ihm sein nach der Revolution von 1848 in die USA emigrierter Freund

4 Zit. nach dem Digitalisat des im Marx-Engels-Nachlass des Russländischen Staatlichen Archivs für Sozial- und Politikgeschichte Moskau, Sign. f. 1, op. 5, d. 3965, aufbewahrten Briefes (Schreibversehen korrigiert). Erstpublikation (in russischer Übersetzung) in K. Marks / F. Engel's i revoljucionnaja rossija. Moskva 1967. S. 351.

5 MEW. Bd. 34. S. 358.

6 Ebenda. S. 362. – In der Tat benannte er »nachfolgend« lediglich zwei Änderungen, eine im deutschen und eine im französischen Text.

Friedrich Adolph Sorge mitgeteilt, es bestünde vielleicht die Möglichkeit dort eine englische Übersetzung des Bandes zu machen. Daraufhin schrieb Marx Ende September 1877 seinem Freund:

»Er [der ins Auge gefasste Übersetzer, Adolph Douai] muß bei der Übersetzung durchaus neben der 2ten deutschen Ausgabe die *französische Ausgabe* vergleichen, wo ich manches Neue zugesetzt und vieles wesentlich besser dargestellt habe. Ich werde Dir noch *im Lauf dieser Woche* zweierlei zugehen lassen:

1. *Ein Exemplar der französischen Ausgabe für Douai.*

2. *Ein Verzeichnis* dessen, wo nicht *die französische Ausgabe* mit der *deutschen* zu vergleichen, sondern wo der französische Text ganz zu grund gelegt werden muß.

Herr *Uriele Cavagnari* in *Neapel* bereitet (nach der französischen Ausgabe) die *italienische Ausgabe* des »Kapital« vor [...].⁷

Zwar kam die Übersetzung in den USA nicht zustande, aber das von Marx angefertigte Verzeichnis der vorzunehmenden Änderungen und Ergänzungen ist erhalten geblieben.⁸

Aus beiden Briefen ist ersichtlich, dass Marx die französische Ausgabe ungemein hoch geschätzt hat, und offenbar hatte er auch nichts dagegen, dass sie als Grundlage für eine italienische Übersetzung dienen sollte. Damit ist auch klar, welche Bedeutung der sorgfältige Vergleich der beiden Ausgaben für die angestrebten Übersetzungen haben sollte. Zwar hatte er nicht explizit formuliert, was im Falle von Abweichungen zwischen beiden Ausgaben übersetzt werden sollte, aber das verstand sich offenbar für ihn von selbst: Zum einen hatte er häufig genug die Vorzüge der französischen gegenüber der deutschen Ausgabe hervorgehoben, zum anderen konnten Fragen des Stils bei einer Übersetzung in eine dritte Sprache für ihn, wenn überhaupt, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen.

Schon im April 1875, in seinem Nachwort zu der französischen Ausgabe, hatte er betont: »Was auch immer die literarischen Schwächen dieser [...] Ausgabe sein mögen, sie besitzt einen vom Original unabhängigen wissenschaftlichen Wert und sollte selbst von Lesern zu Rate gezogen werden, die mit der deutschen Sprache vertraut sind.«⁹ Noch

7 MEW. Bd. 34. S. 295.

8 Vgl. MEGA. Bd. II/8. S. 5–36.

9 Vgl. MEGA. Bd. II/7. S. 690.

früher, im Januar 1873, vermerkte er im Nachwort zur zweiten deutschen Ausgabe, er fände »bei Revision der zu Paris erscheinenden französischen Übersetzung, daß manche Teile des deutschen Originals hier mehr durchgreifende Umarbeitung, dort größere stilistische Korrektur oder auch sorgfältigere Beseitigung gelegentlicher Versehn erheischt hätten. Es fehlte dazu die Zeit, indem ich erst im Herbst 1871, mitten unter andren dringenden Arbeiten, die Nachricht erhielt, daß das Buch vergriffen sei, der Druck der zweiten Ausgabe aber bereits im Januar 1872 beginnen sollte.«¹⁰

In der Tat ist eine Zettelsammlung überliefert, in der Marx an der Jahreswende 1871/1872 Änderungen und Ergänzungen notiert hatte, die die ersten 144 Seiten der Erstausgabe betrafen, also faktisch die damaligen Kapitel I (*Ware und Geld*) und II (*Verwandlung von Geld in Kapital*). Sie markieren den eigentlichen Beginn der weiteren Bearbeitung von Band Eins.¹¹ Noch drei Wochen zuvor, Anfang November 1871, hatte Marx im Zusammenhang mit der russischen Übersetzung der Erstausgabe von Band I dem Übersetzer, also Danielson, einige »wenige Änderungen, z.T. nur Druckfehler«, mitgeteilt, zum noch ausstehenden Kapitel I, dessen Überarbeitung er seit längerem zugesagt hatte, hingegen bemerkt: »Auf die Umarbeitung des I. Kapitels wäre es überflüssig zu *warten*, da meine Zeit seit Monaten so in Anspruch genommen [...], daß ich gar nicht an meine theoretischen Arbeiten komme.«¹²

Auf den erhalten gebliebenen 20 Blättern dieser Zettelsammlung hat Marx aber nicht nur wesentliche Änderungen und Ergänzungen zu den beiden Kapiteln notiert, sondern er hat sie wenig später weiter bearbeitet, nun aber nicht mehr für die zweite deutsche, sondern für die französische Ausgabe. Das ist insofern bedeutsam, als er selbst ja gerade mit diesen beiden Abschnitten in der französischen Ausgabe nicht so zufrieden war und einfach verlangt hatte, sie nach der zweiten deutschen zu übersetzen. Wer jedoch die Änderungen und Ergänzungen zu Rate zieht, die Marx in Vorbereitung sowohl der zweiten deutschen als auch der französischen Ausgabe an der Jahreswende 1871/1872 notiert hatte, wird ihm in der Gegenüberstellung der Abschnitte I und II mit dem »Rest« des Werks nicht so ohne weiteres folgen wollen.

10 MEW. Bd. 23. S. 18/19.

11 Vgl. MEGA. Bd. II/6. S. 3–54.

12 MEW. Bd. 33. S. 311.

Aus dem kurzen Rückblick auf zehn Jahre Nacharbeit zu *Kapital Band Eins* – von November 1871 bis Dezember 1881 – ist schon ersichtlich, dass auch dieser Band für Marx in großen Teilen ein unabgeschlossenes Werk war oder, wie wir heute sagen würden, ein *work in progress*. Es war ihm aber nicht vergönnt, »das Buch so umarbeiten«, wie er es noch 1881 vorhatte.

In den Debatten um das Verhältnis der von Marx verfassten Ausgaben – der Erstausgabe von 1867, der zweiten verbesserten Auflage von 1872/1873 und der französischen Ausgabe von 1872/1875 – sowie den von Friedrich Engels bearbeiteten Auflagen, der dritten von 1883 und der vierten von 1890, werden hinsichtlich der vier deutschsprachigen Ausgaben zwei grundverschiedene Auffassungen vertreten. Die eine, im Gefolge des Marxismus-Leninismus seit 1931 entwickelt, sieht in ihnen eine aufsteigende Linie stetiger Verbesserung, die andere, im Gefolge der Neuen Marx-Lektüre seit Ende der 1960er entwickelt, sieht in ihnen eine absteigende Linie stetiger Verwässerung oder – wie sie es, akademisch gesetzter, formuliert – stetiger Popularisierung. Obgleich einander diametral entgegengesetzt, ist beiden gemeinsam, dass sie die französische Ausgabe allenfalls in Betracht ziehen, weil und insofern sie Engels in den von ihm bearbeiteten Auflagen berücksichtigt hat. Marx dagegen sah die Dinge wesentlich differenzierter als die Kontrahenten hundert Jahre später, sah weder nur Verbesserungen noch nur Verflachungen.

Im Rahmen eines Vortrags kann ich die Komplexität der Problematik nur anhand einiger Beispiele demonstrieren. Ich beginne mit der Gliederung des Bandes. Zu ihr vermerkte Engels beim Lesen der gerade gesetzten, aber noch nicht erschienenen Erstausgabe: »Aber wie hast Du die *äußere* Einteilung des Buchs so lassen können, wie sie ist! Das 4. Kapitel« (das in der Erstausgabe den späteren Abschnitt über die Produktion des relativen Mehrwerts umfasste) »ist fast 200 Seiten lang und hat nur 4 durch dünngedruckte, kaum wiederzufindende Überschriften bezeichnete Abschnitte. Dabei der Gedankengang fortwährend durch Illustration unterbrochen und der zu illustrierende Punkt *nie* am Schluß der Illustration resümiert, so daß man stets von der Illustration *eines* Punkts direkt in die Aufstellung eines andren Punkts hineinplumpst. Das ist scheußlich ermüdend und bei nicht ganz scharfer Aufmerksamkeit auch verwirrend. Hier wären häufigere Unterabteilung und

stärkere Hervorhebung der Hauptabschnitte entschieden am Platz gewesen [...]«¹³. Soweit Engels am 23. August 1867, drei Wochen vor Erscheinen der Erstausgabe.

Von den beiden Kritikpunkten hat Marx in der zweiten deutschen Ausgabe nur den ersten beherzigt und dem Band die dem deutschsprachigen Lesepublikum bekannte Gliederung in sieben Abschnitte und 25 Kapitel vorgenommen, wobei er viele Kapitel weiter untergliedert hat. Diese Gliederung hat er dann in der französischen Ausgabe nochmals verändert, so dass es dort 8 Abschnitte und 33 Kapitel gibt. Engels hat diese Gliederung auch in seine englische Übersetzung übernommen, aber nicht in die von ihm bearbeiteten deutschsprachigen Kapitalausgaben, sodass es heute international zwei verschiedene Kapitelgliederungen von *Kapital* Band I gibt.

Den zweiten Kritikpunkt hingegen, dass die Illustrationen am Schluss eines Punktes resümiert werden sollten, hat Marx erst in der französischen Ausgabe berücksichtigt, weshalb er auch der Auffassung war, dass er dort »viele wesentlich besser dargestellt habe«. Dies ist wichtig festzuhalten, weil Marxens Briefwechsel aus diesen Jahren hinsichtlich der von Joseph Roy angefertigten Übersetzung »ein einzig Klaglied« darstellt.

Es beginnt mit einem Brief seiner Tochter Jenny an Louis Kugelmann von Anfang Mai 1872: »Die Übersetzung des ersten Teiles des Buches ist nicht so gut [...] Papa ist gezwungen, zahllose Korrekturen zu machen, er muß nicht nur ganze Sätze, sondern ganze Seiten vollständig neu schreiben.«¹⁴ Ende Mai schrieb Marx an Danielson: Obgleich die Übersetzung »von einem großen Kenner beider Sprachen angefertigt ist, so hat er doch oft zu wörtlich übersetzt. Ich bin daher gezwungen, ganze passages französisch umzuschreiben, um sie dem französischen Publikum mündgerecht zu machen.«¹⁵ Im Dezember 1872 dann an Sorge: »Infolge der französischen Übersetzung, die mir mehr Arbeit macht, als hätt' ich sie ohne den Übersetzer zu machen [...]«¹⁶. Im Mai 1874 an seinen französischen Verleger: »Das Manuskript von Roy ist schon lange fertig, aber da es vollständig umgearbeitet werden mußte [...]«¹⁷. Schließlich das

13 MEW. Bd. 31. S. 324.

14 MEW. Bd. 33. S. 700.

15 Ebenda. S. 477.

16 Ebenda. S. 552.

17 Ebenda. S. 626.

dem Publikum im Nachwort zu dieser Ausgabe mitgeteilte Urteil: »Herr J. Roy hat sich anheischig gemacht, eine Übersetzung zu geben, die so genau wie möglich und sogar wörtlich ist; er hat seine Aufgabe gewissenhaft erfüllt. Aber gerade seine Genauigkeit hat mich gezwungen, die Fassung so zu ändern, dass sie dem Leser zugänglicher wird.«¹⁸

Die Klagen mögen allesamt berechtigt gewesen sein, übersehen aber einen Umstand, den der Autor selbst beim Redigieren zunächst offenbar gar nicht recht wahrgenommen hat, vielleicht auch überhaupt nicht wahrnehmen konnte. Mit Roys hyperexakten Übersetzung lag ihm ein völlig fremder – ein ihm direkt entfremdeter – Text vor, dessen Schwächen ihm in ganz anderer Weise ins Auge springen mussten, als wenn es sein eigener Text gewesen wäre. Wie gut oder auch wie schlecht sie gewesen sein mag – da sie nicht überliefert ist, kann das niemand überprüfen –, gerade die Übersetzung war es, die Marx zu jener Überarbeitung zwang, in deren Ergebnis ein Text entstand, von dem er dann rückblickend meinte, in ihm »viele wesentlich besser dargestellt« zu haben.

Ich komme nun zum eigentlichen Text und beginne mit dem Vorwort zur Erstausgabe, das Marx keineswegs unverändert ließ. In seiner französischen Fassung zeigt sich, dass er in seine späteren Analysen außer-europäische Entwicklungen in weitaus stärkerem Maße einbezogen und die europäisch-kapitalistische Entwicklung nicht mehr als die einzig mögliche angesehen hat. Hatte er in der Erstfassung noch geschrieben: »Das industriell entwickeltere Land zeigt dem minder entwickelten nur das Bild der eignen Zukunft«¹⁹, so veränderte er diese Passage in der französischen Fassung in der Weise, dass nicht mehr allgemein von »dem minder entwickelten (Land)« die Rede ist, sondern nur noch von »den minder entwickelten (Ländern), die ihm auf der industriellen Stufenleiter folgen«²⁰.

Wer sich nun fragt, was Marx zufolge in den Ländern passieren könne, die den entwickelten nicht auf der industriellen Stufenleiter folgen, sei auf die von Engels und ihm zehn Jahre später verfasste Vorrede zur russischen Ausgabe des *Kommunistischen Manifests* von 1882 verwiesen. Dort stellten sie die Frage: »Kann die russische Obschtschina, eine [...]

18 MEGA. Bd. II/7. S. 690.

19 MEW. Bd. 23. S. 12.

20 Vgl. MEGA. Bd. II/7. S. 12.

Form des uralten Gemeinbesitzes am Boden, unmittelbar in die höhere des kommunistischen Gemeinbesitzes übergehen? Oder muß sie umgekehrt vorher denselben Auflösungsprozeß durchlaufen, der die geschichtliche Entwicklung des Westens ausmacht?« Und sie gaben die ihrer Meinung nach »einzige Antwort hierauf, die heutzutage möglich [...] Wird die russische Revolution das Signal einer proletarischen Revolution im Westen, so daß beide einander ergänzen, so kann das jetzige russische Gemeineigentum am Boden zum Ausgangspunkt einer kommunistischen Entwicklung dienen.«²¹

Leider wurde fünfunddreißig Jahre später die russische Revolution vom Oktober 1917 nicht zu dem von ihnen erhofften »Signal einer proletarischen Revolution« in den andern Ländern Europas, und zwar vor allem, wie Rosa Luxemburg schon am 24. November 1917 schrieb, »weil die Sozialdemokratie in dem hochentwickelten Westen aus hunds jämmerlichen Feiglingen besteht und die Russen, ruhig zusehend, sich werden verbluten lassen.«²²

Eine ähnliche Entwicklung wie im Vorwort ist bei der Betrachtung der Expropriation des Landvolks von Grund und Boden im Kapitel über die ursprüngliche Akkumulation zu beobachten. In der zweiten deutschen Ausgabe hieß es dazu nur lapidar: »Ihre Geschichte nimmt in verschiedenen Ländern verschiedene Färbung an und durchläuft die verschiedenen Phasen in verschiedener Reihenfolge. Nur in England, das wir daher als Beispiel nehmen, besitzt sie klassische Form.«²³ In der französischen Ausgabe hieß es dagegen wesentlich präziser: »Nur in England, das wir daher als Beispiel nehmen, ist sie auf radikale Weise vollzogen worden und besitzt klassische Form. Jedoch durchlaufen alle andren Länder Westeuropas denselben Prozeß, auch wenn er, je nach Umfeld, seine lokale Färbung ändert oder sich auf einen engeren Umkreis beschränkt oder einen weniger ausgeprägten Charakter aufweist oder in verschiedener Reihenfolge verläuft.«²⁴

Auch in dieser Version ist nicht explizit von Russland die Rede, aber genau auf sie bezog sich Marx in einem Brief, den er im März 1881 an die russische Revolutionärin Vera I. Sassulitsch schrieb: »Die ›historische

21 MEW. Bd. 19. S. 296.

22 Rosa Luxemburg: Gesammelte Briefe. Bd. 5. Berlin 1984. S. 329.

23 MEGA. Bd. II/6. S. 646.

24 Vgl. MEGA. Bd. II/7. S. 634.

Unvermeidlichkeit dieser Bewegung ist also *ausdrücklich* auf die *Länder Westeuropas* beschränkt.« Als Grund für diese Beschränkung zitiert er eine weitere Passage aus dem Kapitel: »Das *Privateigentum*, das auf persönlicher Arbeit gegründet ist ..., wird verdrängt durch *das kapitalistische Privateigentum*, das auf der Ausbeutung anderer, auf Lohnarbeit gegründet ist«, und bemerkt dazu: »Bei dieser Bewegung im Westen handelt es sich um die *Verwandlung einer Form des Privateigentums in eine andre Form des Privateigentums*. Bei den russischen Bauern würde man im Gegenteil *ihr Gemeineigentum in Privateigentum umwandeln*.« Auch in diesem Brief ist er »davon überzeugt, daß diese Dorfgemeinde der Stützpunkt der sozialen Wiedergeburt Rußlands« sein werde.²⁵

Die hier zitierten Stellen hat Engels nicht in die von ihm erarbeiteten Nachauflagen übernommen, ganz im Unterschied zu der von Marx erst in der französischen Ausgabe eingeführten Unterscheidung zwischen Konzentration und Zentralisation des Kapitals, der erst dort vorhandenen ausführlichen Analyse der Rolle des Kreditsystems, der Entwicklungstendenzen hin zum Monopol usw., die Engels schon in die von ihm herausgegebene dritte deutsche Ausgabe von 1883 übernommen hatte.

Marx hat bei seinen verschiedenen Bearbeitungen keineswegs nur Fortschritte erzielt, sondern hat sich zuweilen, etwas despektierlich formuliert, im Kreise bewegt, das heißt, er ist zu früheren Varianten zurückgekehrt, ohne dass sich das in der von Engels herausgegebenen vierten Auflage niedergeschlagen hätte. Dort beginnt der erste Unterpunkt zum Unterkapitel über die Wertform so:

»A. Einfache, einzelne oder zufällige Werthform.

Waare A = y Waare B oder: x Waare A ist y Waare B werth.

(20 Ellen Leinwand = 1 Rock oder: 2 Ellen Leinwand sind 1 Rock werth.

1. Die beiden Pole des Werthausdrucks:

Relative Werthform und Aequivalentform.

Das Geheimniß aller Werthform steckt in dieser einfachen Werthform. Ihre Analyse bietet daher die eigentliche Schwierigkeit.

Es spielen hier zwei verschiedenartige Waaren A und B, in unserem Beispiel Leinwand und Rock, offenbar zwei verschiedene Rollen. [...]²⁶

Diese Textanordnung mutet, zumindest unter didaktischem Gesicht-

25 MEW. Bd.35. S.166 und 167.

26 MEGA. Bd.II/10. S.49f.; vgl. MEW. Bd.23. S.63.

punkt, etwas merkwürdig an, denn zwischen der formelmäßigen Darstellung der einfachen Wertform und der auf sie bezogenen Erläuterung findet sich ein viel mehr ins Detail gehender Untertitel, der die Formel von ihrer Erläuterung trennt.

Der Untertitel stammt übrigens von Engels und ist ein *mixtum compositum* aus zwei von Marx verwendeten. Handelte er diese Wertform in der deutschen Zweitausgabe als *Einfache oder einzelne Werthform* ab, so in der französischen als »Einfache oder zufällige Wertform« (*Forme simple ou accidentelle de la valeur*). Offenbar fand Engels den Terminus *accidentelle* wichtig genug, um ihn in seine Ausgabe zu übernehmen. Was er dagegen aus der französischen Ausgabe nicht übernahm, das war die sehr viel bessere Textanordnung, in der unmittelbar auf die formelmäßige Darstellung deren Erläuterung folgte und dann erst der Untertitel:

»A. *Forme simple ou accidentelle de la valeur*
 x marchandise A = y marchandise B, *ou* x marchandise A vaut y marchandise B.

(20 mètres de toile = 1 habit, ou 20 mètres de toile ont la valeur d'un habit.)

Le mystère de toute forme de valeur gît dans cette forme simple. Aussi c'est dans son analyse que se trouve la difficulté.

a) *Les deux pôles de l'expression de la valeur:*
sa forme relative et sa forme équivalente.

Deux marchandises différentes A et B, et, dans l'exemple qui nous avons choisi, la toile et l'habit, jouent ici évidemment deux rôles distincts. [...]«²⁷

Dabei ist gar nicht auszuschließen, dass die in der zweiten deutschen Ausgabe vorhandene Fassung auf einem Versehen basiert, sei es des Druckers, sei es des Verfassers (Marx), denn in dem der Erstausgabe von 1867 beigefügten Anhang über die Wertform findet sich im Grunde schon die in der französischen Ausgabe vorhandene Anordnung:

»I. Einfache Werthform.

20 Ellen Leinwand = 1 Rock oder: 20 Ellen Leinwand sind 1 Rock werth.

27 MEGA. Bd. II/7. S. 31.

Das Geheimniß *aller* Werthform muß in dieser *einfachen Werthform* stecken. Ihre Analyse bietet daher die eigentliche Schwierigkeit.

§.1. *Die beiden Pole des Werthausdrucks:
Relative Werthform und Aequivalentform.*

In dem einfachen Werthausdruck spielen die zwei Waarenarten Leinwand und Rock offenbar *zwei verschiedene Rollen*. [...]«²⁸

Vielleicht hatte Marx bei der Bearbeitung der französischen Ausgabe das in der Zweitausgabe unterlaufene Versehen bemerkt und, wie auch in anderen Fällen, auf die in der Erstausgabe enthaltene Fassung zurückgegriffen, ohne das Versehen in seinem Handexemplar der zweiten deutschen Ausgabe zu korrigieren. Wir wissen es nicht. Jedenfalls zeigt das Beispiel, dass sich auch in den ersten Abschnitten der französischen Ausgabe bessere Darstellungen finden als in der zweiten deutschen, obgleich, wie in diesem Falle, auf einem Umweg, durch den Rückgriff auf die Erstausgabe. In den sorgfältigen Vergleich der Ausgaben, den Marx von seinen Übersetzern verlangte, sollten also durchaus die ersten beiden Abschnitte eingeschlossen werden.

Aber es ist keineswegs so, dass Marx in der französischen Ausgabe alles besser glückte als in der zweiten deutschen. Insbesondere hatte er enorme Schwierigkeiten, die von ihm in seiner Muttersprache entwickelte Terminologie ins Französische zu übertragen wie auch den philosophisch-dialektischen Gang der Darstellung. Gerade letzteres veranlasste ihn, davon zu sprechen, er habe die Darstellung »verflachen« müssen. Beide Schwierigkeiten dauern übrigens bis heute fort, wie die ständigen Debatten um die adäquate Übertragung von Terminologie und Darstellung ins Englische, Französische oder Russische zeigen, um nur mir einigermaßen zugängliche Sprachen zu nennen.

Hinzu kommt, dass Marx selbst in seiner Muttersprache bedeutende Schwierigkeiten hatte, die von ihm zwar nicht entdeckte, aber im *Kapital* beträchtlich weiterentwickelte Arbeitswerttheorie konsistent darzustellen. Das beginnt mit der einfachen Frage, was denn mit dem dieser Theorie immanenten Terminus *Arbeitswert* gemeint sein könnte. Wer nämlich in *Kapital* Band I nach diesem Terminus sucht, wird ihn nicht finden. ›Wert‹ gibt es dort und zwar auch in den verschiedensten Spezifikationen – *Gebrauchswert* und *Nicht-Gebrauchswert*, *Tauschwert* und

Warenwert, Marktwert und Geldwert, Goldwert und Silberwert, Rockwert und Leinwandwert, Kornwert und Teewert, Eisenwert und Garnwert, Baumwollwert und Maschinenwert, Nominalwert und Realwert, Gleichwert und Minderwert, Kapitalwert und Produktenwert, Originalwert und Ersatzwert, Gesamtwert und Durchschnittswert, Tageswert und Wochenwert (der Arbeitskraft), Neuwert und Mehrwert sowie Extramehrwert –, aber keinen *Arbeitswert*. Vielleicht schien Marx der Terminus schon sprachlich zu nahe einem anderen, den er zunächst selber verwendet, später jedoch mit scharfen Worten attackiert hatte, dem Terminus *Wert* bzw. *Preis der Arbeit*; aber das ist bloße Vermutung, also nicht beweisbar.

Überdies sind einige der eben aufgelisteten Termini in dem Sinne doppeldeutig, dass ohne genaue Analyse unklar bleibt, was der jeweilige Namensgeber des *Werts* benennt – die Ware, deren Wert ausgedrückt wird, die sich also Marx zufolge *in relativer Wertform* befindet, oder jene, worin Wert ausgedrückt wird, die sich also Marx zufolge *in Äquivalentform* befindet. Beispielsweise benennt *Kornwert* den in Korn ausgedrückten Wert der Ware Leinwand, dagegen *Eisenwert* den in Gold ausgedrückten Wert des Eisens – das eine Mal, beim *Kornwert*, steht der Namensgeber des Werts in Äquivalentform, das andere Mal, beim *Eisenwert*, steht er in relativer Wertform. *Geldwert* dagegen benennt sowohl den in Geld ausgedrückten Wert anderer Waren als auch den in anderen Waren ausgedrückten Wert des Geldes – der Namensgeber, das Geld, steht das eine Mal in Äquivalentform, das andere Mal in relativer Wertform.

Was aber den *Wert* selbst, ohne nähere Spezifikation, angeht, so ist die Situation noch wesentlich komplizierter, allein unter dem Gesichtspunkt der durchaus wechselnden Marxschen Ansichten zum Verhältnis von Wert und Tauschwert.

In der Erstausgabe stellt Marx fest: »Unabhängig von ihrem Austauschverhältniß oder von der *Form*, worin sie als *Tausch-Werthe* *erscheinen*, sind die Waaren daher zunächst als *Werthe* schlechthin zu betrachten« und versieht den Satz mit einer Fußnote: »Wenn wir künftig das Wort ›*Werth*‹, ohne weitere Bestimmung brauchen, so handelt es sich immer vom *Tauschwerth*.«²⁹ In das Marx sehr vertraute Hegeldeutsch übertragen, besagt die Note nichts anderes als: Wenn wir künftig den

29 MEGA. Bd. II/5. S. 19.

das Wesen der Sache benennenden Begriff gebrauchen, so benennen wir damit immer deren Erscheinung. Auf diese Weise werden in der Fußnote Wesen und Erscheinung der Sache nahezu identisch gesetzt, obgleich im dazugehörigen Text das gerade Gegenteil verlangt ist: Zunächst seien Werte schlechthin zu betrachten, also das Wesen der Sache, und zwar unabhängig von ihren Erscheinungsformen, den Tauschwerten.

In der zweiten Auflage fehlt die Fußnote und die eben zitierte Feststellung im Text ist durch die folgende ersetzt: »Der Fortgang der Untersuchung wird uns zurückführen zum Tauschwerth als der nothwendigen Ausdrucksweise oder Erscheinungsform des Werths, welcher zunächst jedoch unabhängig von dieser Form zu betrachten ist.«³⁰ Hier differenziert Marx einerseits stärker zwischen Wert und Tauschwert, aber minimiert andererseits den Unterschied von Wert und Wertgröße, denn an anderer Stelle setzt er die Fußnote: »Der Ausdruck »Werth« wird hier, wie beiläufig schon früher stellenweis geschah, für quantitativ bestimmten Werth, also für Werthgröße gebraucht.«³¹ Diese Note hat Marx auch in die französische Ausgabe übernommen³², aber es fehlt die Aussage über den Tauschwert als Erscheinungsform des Werts³³, möglicherweise weil sie ihm für das französische Publikum zu »verhegelt« schien. Wesentlicher ist eine andere Änderung.

In den Ausarbeitungen, die er zunächst in Vorbereitung der zweite deutschen Ausgabe verfertigte und anschließend teilweise für die französische Ausgabe weiter überarbeitete, versah Marx das Unterkapitel I.1 mit der Überschrift »*Die beiden Faktoren der Waare: Gebrauchswerth und Tauschwerth.*«³⁴ Offenbar mit dieser Fassung unzufrieden, formte er sie für die Druckfassung um und ergänzte sie: »*Die zwei Faktoren der Waare: Gebrauchswerth und Werth (Werthsubstanz, Werthgröße).*«³⁵ Als zweiter Faktor ist nicht mehr der Tauschwert genannt, sondern der Wert – der Wert und nicht mehr seine Erscheinungsform, der Tauschwert. In die französische Ausgabe dagegen brachte er ein *mixtum compositum* beider Fassungen ein und nannte die Faktoren nun »*Valeur d'usage et valeur d'échange ou valeur proprement dite*«³⁶

30 MEGA. Bd.II/6. S.72.

31 Ebenda. S.86.

32 Vgl. MEGA. Bd.II/7. S.36.

33 Vgl. ebenda. S.22.

34 MEGA. Bd.II/6. S.3.

35 Ebenda. S.69.

36 MEGA. Bd.II/7. S.19.

– also: Gebrauchswert und Tauschwert oder eigentlicher Wert. Auch wer die hässliche Frage unterdrückt, was denn ein uneigentlicher Wert sein könne, kommt nicht umhin, zu konstatieren, dass Marx mit dieser Formulierung faktisch zu dem Stand zurückgekehrt ist, den er in der ersten Auflage formuliert hatte und ursprünglich in die zweite zu übernehmen gedachte, dann aber doch revidierte. Zwar wird noch zwischen eigentlichem Wert und Tauschwert unterschieden, aber Tauschwert und Wert sind doch wieder so nahe aneinander gerückt wie in der oben zitierten Note zur Erstausgabe.

Im Grunde war die von Marx sehr unglücklich gewählte Formel vom »eigentlichen Werth« nur Ausdruck des erneut gescheiterten Versuchs, den für eine stringente Analyse offenbar zu allgemeinen Terminus *Wert* zu präzisieren. Deshalb sollte in künftigen Untersuchungen, wo immer möglich, an seiner Stelle der Terminus *Arbeitswert* verwendet werden. Inhaltlich würde er übrigens mit einer zusammenfassenden Aussage korrespondieren, die Marx in der Erstausgabe von Band I getroffen hatte und, etwas gekürzt, auch in die französische Ausgabe übernommen hat: »Wir kennen jetzt die *Substanz* des Werths. Es ist die *Arbeit*. Wir kennen sein *Größenmaß*. Es ist die *Arbeitszeit*. Seine *Form*, die den *Werth* eben zum *Tausch-Wert* stempelt, bleibt zu analysieren.«³⁷ An dieser Stelle hat Marx – ausnahmsweise und eben nicht in der zweiten deutschen Ausgabe – ganz deutlich formuliert, dass der Tauschwert begrifflich etwas grundlegend anderes ist als der Wert, nämlich dessen Form. Er analysiert sie im Unterkapitel I.3 »Die Wertform oder der Tauschwert«, also erst nachdem er Werts substanz (Arbeit) und Wertgröße (Arbeitszeit) analysiert hat.

Den Terminus *Wert* durch *Arbeitswert* zu ersetzen, hätte überdies den Vorzug, dass erstens eine Verwechslung mit Werten im Sinne anderer Wissenschaften (der Ästhetik, der Ethik usw.) definitiv ausgeschlossen ist und zweitens eine ganz klare Unterscheidung zwischen Arbeitswert und Tauschwert getroffen wird.

Hinzu kommt: Nach Marx ist der Preis einer Ware der in Geld ausgedrückte Tauschwert einer Ware. Solange als Geld eine spezifische Ware fungiert, beispielsweise Gold, ist der in Geld ausgedrückte Preis kategorial nicht zu unterscheiden von dem in einem allgemeinen Äquivalent ausgedrückten Tauschwert. Ob als allgemeines Äquivalent Vieh, Weizen,

37 MEGA. Bd. II/5. S. 21.

Eisen oder eben Gold fungiert, ändert nichts an der Einfachheit des Übergangs von der allgemeinen Wertform zur Geldform. In der Tat liegt das Problem nicht hier, in diesem einfachen Übergang, sondern weit früher, nämlich im Verhältnis von Wert und Tauschwert oder, präziser formuliert, im Verhältnis von Arbeitswert und Tauschwert.

Wie ungemein wichtig diese Unterscheidung ist, hat Marx anhand der Geschichte von Robinson Crusoe demonstriert, zu dem er vermerkt: »Bescheiden, wie er von Haus aus ist, hat er doch verschiedenartige Bedürfnisse zu befriedigen und muß daher nützliche Arbeiten verschiedener Art verrichten, Werkzeuge machen, Möbel fabrizieren, Lama zähmen, fischen, jagen usw. [...] Trotz der Verschiedenheit seiner produktiven Funktionen weiß er, daß sie nur verschiedene Betätigungsformen desselben Robinson, also nur verschiedene Weisen menschlicher Arbeit sind. Die Not selbst zwingt ihn, seine Zeit genau zwischen seinen verschiedenen Funktionen zu verteilen. Ob die eine mehr, die andre weniger Raum in seiner Gesamttätigkeit einnimmt, hängt ab von der größeren oder geringeren Schwierigkeit, die zur Erzielung des bezweckten Nutzeffekts zu überwinden ist. Die Erfahrung lehrt ihn das, und unser Robinson, der Uhr, Hauptbuch, Tinte und Feder aus dem Schiffbruch gerettet, beginnt als guter Engländer bald Buch über sich selbst zu führen. Sein Inventarium enthält ein Verzeichnis der Gebrauchsgegenstände, die er besitzt, der verschiedenen Verrichtungen, die zu ihrer Produktion erheischt sind, endlich der Arbeitszeit, die ihm bestimmte Quanta dieser verschiedenen Produkte im Durchschnitt kosten. Alle Beziehungen zwischen Robinson und den Dingen, die seinen selbstgeschaffnen Reichtum bilden, sind hier so einfach und durchsichtig, daß selbst Herr M. Wirth« [der damals sehr bekannte Vulgärökonom Max Wirth] »sie ohne besondere Geistesanstrengung verstehn dürfte. Und dennoch sind darin alle wesentlichen Bestimmungen des Werts enthalten.«³⁸

Eben, obgleich kein einziger Tauschakt vollzogen wird, können alle wesentlichen Bestimmungen des Werts getroffen werden, unabhängig vom Tauschwert.

38 MEW. Bd.23. S.90/91.

ULRICH BUSCH

Wie aktuell ist Marx' Kapitalismusbegriff in Zeiten der Digitalisierung?

Als 1967 anlässlich des 100. Jahrestages der Edition des Ersten Bandes des »Kapital« das Werk von Karl Marx als »wissenschaftliche Grundlage einer materialistischen Geschichtsbetrachtung«¹ gewürdigt wurde, standen die »Naturgesetze der kapitalistischen Produktion« und die »kapitalistische Produktionsweise« im Zentrum der Analyse. Dieses Werk, das seinem Inhalt nach ja zweifelsohne ein ökonomisches ist, galt als »eine Art Handbuch«² für die Kritik der bürgerlichen Gesellschaft. Schaut man sich im Vergleich dazu die Kapitalismuskritik von heute an, so stößt man dagegen vor allem auf Kultur- und Sozialkritik, weniger aber auf ökonomische Untersuchungen: Die Auseinandersetzung orientiert sich überwiegend an politik- und kulturrelevanten Phänomenen, z.B. dem Demokratieverlust, der sozialen Spaltung oder der Genderproblematik. Themen der Wirtschaft aber, wie z.B. die Arbeitswelt, das Produktionsregime, die Lohnentwicklung, die Finanzialisierung usw., fehlen oftmals oder kommen entschieden zu kurz. Dies gilt auch für die aktuelle Transformationsdebatte, welche die Wirtschaftssphäre weitgehend ausklammert und worin der Fokus einseitig auf der politischen Umgestaltung und auf sozialen Veränderungen und Entwicklungsprozessen liegt. In der Diktion von Karl Marx hingegen basiert die moderne bürgerliche Gesellschaft eindeutig auf der kapitalistischen Produktionsweise in ihrer Einheit von sozialen Verhältnissen und industriellen Produktivkräften. Eine Kapitalismuskritik darf die Produktionsweise daher

- 1 Jürgen Becher / Paul Friedrich / Rolf Hähnel und Werner Schmidt: Zum Wesen, System und Wirkungsmechanismus der ökonomischen Gesetze im entwickelten System des Sozialismus. In: Karl Marx »Das Kapital«. Erbe und Verpflichtung. Beiträge zum 100. Jahrestag der Erstausgabe des Werkes »Das Kapital« von Karl Marx. Im Auftrag der Karl-Marx-Universität herausgegeben von A[lbrecht] Heinze und S[ergej] I. Tjulpanov. Leipzig 1968. S. 395.
- 2 Horst Richter: Die Anwendung der von Marx im »Kapital« entwickelten Werttheorie für die Preisbildung im ökonomischen System des Sozialismus. Ebenda. S. 432.

nicht übergehen, sondern sollte ganz im Gegenteil gerade hier ansetzen. Dies schließt im »digitalen Kapitalismus« die unter der Bezeichnung »Industrie 4.0« firmierenden Prozesse ebenso ein wie das finanzialistisch geprägte Lohnarbeits- und Kapitalverhältnis.

Postkapitalistische Transformation?

Den Ausgangspunkt für meine Überlegungen bildet die gegenwärtig vor allem unter systemkritischen Politologen, Soziologen und Historikern geführte Debatte über die aktuelle Gesellschaftstransformation. Im Unterschied zum Mainstream, welcher Transformation vor allem als nachholende Modernisierung, Demokratisierung und kapitalistisch-marktwirtschaftliche Transition (z.B. postsozialistischer Gesellschaften) begreift³, gehen die kritischen Sozialwissenschaftler in ihrem Transformationsverständnis mehrheitlich von einem »grundlegenden Wandel der bislang dominierenden Entwicklungslogik«⁴ und einem prinzipiellen »Pfadwechsel im Entwicklungsmodus«⁵ der menschlichen Gesellschaft aus. Dabei orientieren sie sich u.a. an Karl Polanyis Schrift »The Great Transformation« aus dem Jahre 1944⁶ und deuten die sich aktuell vollziehenden Umbrüche in der Welt als Beginn einer neuen »Großen Transformation«: Nach der agrarischen Transformation im Neolithikum und der kapitalistisch-industriellen Transformation der Neuzeit wäre dies die *dritte* große Umwälzung in der Geschichte der menschlichen Zivilisation, die dritte »Große Transformation«. Mit der historischen Parallele aber sind Maßstäbe gesetzt, die bei der Erörterung der gegenwärtig zu beobachtenden Umbruchprozesse als Kriterien für deren Bewertung dienen können. Dabei geht es insbesondere um die Verifizierung der

3 Vgl. Raj Kollmorgen / Wolfgang Merkel / Hans-Jürgen Wagener (Hrsg.): Handbuch der Transformationsforschung. Wiesbaden 2015.

4 Rolf Reißig: Gesellschaftstransformation heute – gewonnene Erkenntnisse, neue Herausforderungen und ungelöst Fragen. In: Michael Brie / Rolf Reißig / Michael Thomas (Hg.): Transformation. Suchprozesse in Zeiten des Umbruchs. Münster 2016. S. 41–68, hier S. 55 (Texte aus dem Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien (BISS e.V.). Bd. 4).

5 Michael Thomas: Im Schatten der Großen Transformation – Orientierungssuche im offenen Gelände. Ebenda. S. 13–39, hier S. 21.

6 Vgl. Karl Polanyi: The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt am Main 1978.

Hypothese, dass es sich bei der aktuellen, durch die Digitalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft ausgelösten bzw. forcierten Entwicklung um einen Prozess handle, in dessen Verlauf der Kapitalismus im Weltmaßstab abgelöst und die Menschheit von der kapitalistischen zur postkapitalistischen Gesellschaft übergehen werde. In diesem Zusammenhang sollen vor allem zwei Fragen erörtert werden: *Erstens*: Was bildet eigentlich den »Kern« einer großen Transformation, bestimmt ihr Wesen und macht sie schließlich unumkehrbar? *Zweitens* interessiert uns die Frage der Sequenz der gesellschaftlichen Veränderungen im Zuge einer großen Transformation.

Zur ersten Frage: Für die neolithische und die kapitalistische Transformation bildete jeweils die Konstituierung einer neuen, bis dahin unbekanntem Art und Weise der Produktion den Kern der gesellschaftlichen Veränderung. Deshalb gelten die Termini »agrarisches Revolution« bzw. »Große Industrielle Revolution«, die jeweils für die Etablierung einer neuen Produktionsweise stehen, als Synonyme für die gesellschaftlichen Umwälzungen. Das entscheidende Kriterium dafür, dass es sich hier tatsächlich um »große« Transformationen handelte, ist darin zu erblicken, dass sich jeweils die *Produktionsweise*, also die Art und Weise, wie und mit welchen Mitteln die Menschen ihren Stoffwechsel mit der Natur vollziehen, grundlegend gewandelt hat. Im Kontext damit erfolgte beide Male eine Revolutionierung des Denkens, der Kultur, der sozialen Beziehungen usw. Es handelte sich hier also um Umwälzungen der gesellschaftlichen Totalität auf der Grundlage einer Revolutionierung der Produktion. Die agrarische Revolution im Neolithikum und die industrielle Revolution im 18. und 19. Jahrhundert stehen jeweils für den Vollzug des Übergangs der Menschheit zu einer neuen Gesellschaftsordnung, zur agrarischen Klassengesellschaft in ihren verschiedenen Ausprägungen bzw. zum Industriekapitalismus. Sie hatten diese aber in bestimmtem Umfang, institutionell sowie als Produktionsverhältnis, historisch auch zur Voraussetzung, was auf die Interdependenz und Komplexität großer Transformationen hinweist.

Die Charakterisierung des momentanen Umbruchs als »große« Transformation erfordert als analoge Konsequenz den Nachweis, dass oben genannter »Pfadwechsel« eine neue, sprich *postindustrielle* Art und Weise der Produktion impliziert und dass auf dieser Grundlage eine neue, das heißt jenseits des Kapitalismus angesiedelte, gesellschaftliche

Ordnung entsteht. Gelingt dieser Nachweis nicht, so ist die Hypothese, dass heute bereits »Transformation statt(findet)«⁷ und wir folglich Zeitzeugen einer postkapitalistischen Umwälzung sind, als falsifiziert anzusehen. Welcher theoretische Ausweg sich unter diesen Umständen anbietet, den zweifellos stattfindenden Umbruch trotzdem als Transformation zu interpretieren, wenn auch nicht als eine »große«, soll weiter unten erläutert werden.

Zur zweiten Frage: Zieht man als Referenz hierfür die kapitalistisch-industrielle Umwälzung heran, so lässt sich folgendes Muster erkennen: Ganz am Anfang standen eine Neuausrichtung des Denkens und der Weltsicht, die Verschiebung von Wertmaßstäben und ein Wertewandel, Prozesse wie Rationalisierung, Monetisierung, Kommodifizierung, Kommerzialisierung sowie zivilisatorisch-kulturelle Innovationen. Es folgten Entdeckungen und Erfindungen und es bildeten sich neue gesellschaftliche Strukturen, Institutionen und politische wie soziale Verhältnisse heraus, die schließlich auch die Wirtschaft eroberten. Diese beförderten die Dynamik der Produktivkräfte: Es kam zur »Großen Industriellen Revolution«, zur Industrialisierung, wodurch das Kapitalverhältnis eine adäquate materiell-technische Basis erhielt. Die formelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital wurde real, die kapitalistische Produktionsweise und die ihr inhärente Geld- und Effizienzlogik wurden universell, die bürgerliche Gesellschaft formierte sich als *Kapitalismus*.

Zeitlich erstreckte sich dieser Prozess über mehr ein halbes Jahrtausend. Seine frühen Anfänge lagen bereits im 13. und 14. Jahrhundert, in der Verbreitung des Geldgebrauchs, im Rechnen⁷, in der Buchführung usw. Eine große Rolle spielten der auswärtige Handel, die überseeischen Entdeckungen, die Entwicklung der Städte, die Glaubenskriege, die Reformation, der Cartesianismus, schließlich die kapitalistischen Produktionsformen Kooperation und Manufaktur. Es folgten die Erfindung und der Einsatz von Maschinen, das Fabrikwesen, die »große Industrie«. Damit war der »Kapitalismus« als Gesellschaftsordnung, welche von der kapitalistischen Produktionsweise dominiert wird, gesetzt. Was danach kam, waren Erweiterungen und Modifizierungen des klassischen Modells – bis hin zum heutigen Finanzmarktkapitalismus.

7 Dieter Klein / Mario Candeias: Doppelte Transformation. In: Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis. Berlin. Jg. 2017. H. 1. S. 124–129, hier S. 128.

Folgt man diesem Muster, so lassen sich hieraus für die Interpretation der aktuellen Transformation zwei Aussagen ableiten: Zum einen die Feststellung, dass der Etablierung einer neuen Produktionsweise eine Revolutionierung des Denkens und der sozialen Verhältnisse, Institutionen und gesellschaftlichen Strukturen vorausgeht. Eine solche aber lässt sich bisher kaum konstatieren. Zum anderen gilt, dass die neue Gesellschaft erst durch eine neuartige Produktionsweise und mit ihr »real« werden würde. Bis dahin hätten wir es mit einem Umbruchprozess und einer Gesellschaft im Übergang zu tun. Aber auch das erscheint gegenwärtig eher zweifelhaft. Und die Ideen, die es heute dafür gibt, gleichen eher »fragwürdigen Rückbauprojekten«⁸ als Zukunftsentwürfen, die über die bestehende Ordnung hinausweisen würden.

Wie steht es hier mit der Digitalisierung? Zweifellos bewirkt sie bedeutsame Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft. Michael Thomas geht z.B. davon aus, dass infolge des Einsatzes digitaler Technik »die gesamte gesellschaftliche Konstellation neu justiert wird«⁹. Aber, was heißt das genau? Offenbar nicht, dass der Kapitalismus verschwindet, wie z.B. Jeremy Rifkin¹⁰ oder Paul Mason¹¹ mutmaßen. Die Digitalisierung ist eine Erscheinungsform der industriellen Produktions- und Lebensweise. Sie hebt diese aber nicht auf. Und in Bezug auf die Lohnarbeits- und Kapitalverhältnisse bewirkt sie lediglich eine produktivkraftseitig induzierte Modifizierung derselben, nicht aber deren Negation. Insofern lässt sich ausgehend von der Digitalisierung kaum auf eine große Transformation schließen. Versucht man dies trotzdem, so steht man vor folgendem Dilemma: *Entweder* man identifiziert mit ihr eine gegenüber der »Industrie« neuartige Produktionsweise, welche die

8 Gerhard Wegner: Kapitalistische Transformation aus polit-ökonomischer Sicht – Die Entwicklung Preußens. In: Martin Held / Gisela Kubon-Gilke / Richard Sturn (Hg.): Normative und institutionelle Grundfragen der Ökonomik. Jahrbuch 15. Marburg 2016. S. 55–81, hier S. 78.

9 Michael Thomas: Was ist möglich, wo und wenn eigentlich nichts mehr zu erwarten ist: Ländliche Provinz – Niemandsland zwischen digitalen Autobahnen? In: Gerhard Banse / Ulrich Busch / Michael Thomas (Hrsg.): Digitalisierung und Transformation. Industrie 4.0 und digitalisierte Gesellschaft. Berlin 2017. S. 227–246, hier S. 228.

10 Vgl. Jeremy Rifkin: Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft. Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus. Frankfurt am Main / New York 2014.

11 Paul Mason: Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie. Berlin 2016.

ökonomische Basis für eine postkapitalistische Gesellschaft abgeben würde, *oder* aber man verzichtet darauf, die neue Gesellschaft ökonomisch zu fundieren. Ersteres Herangehen stünde im Widerspruch zu den Bemühungen, die Digitalisierung als eine Form der Industrie (4.0) zu gestalten. Zudem würde es voraussetzen, dass alle anderen Vorbedingungen für eine Systemtransformation, also die »kopernikanische Wende« im Denken und die Konstituierung nichtkapitalistischer sozialer Verhältnisse, bereits vollzogen wären. Letzteres Vorgehen aber führte zu einem Transformationsverständnis ohne Ökonomie. Die Folge wäre eine Theorie, worin die »Große Transformation« als virtueller Prozess erscheint, losgelöst von der ökonomischen Realität und ohne Beleg und Beweis. Da dies einer Abwendung von Marx und der marxistischen Tradition gleichkäme, wäre ein derartiges Herangehen für ein »linkes« Gesellschaftsverständnis problematisch.

Schaut man sich daraufhin Beispiele »linker« Transformationsforschung an, so finden sich hier erstaunlicherweise Belege für *beide* Fehldeutungen: Zum einen die Verkündigung einer postkapitalistischen Gesellschaftstransformation mit utopischen Zügen, welche das Notwendige und Wünschbare ohne hinreichende ökonomische Rückbindung als politisch gestaltbare Realität ausgibt.¹² Zum anderen ein ökonomieabstinentes Vorgehen durch Bezugnahme auf verschiedene Ansätze und Autoren, etwa Karl Polanyi und Antonio Gramsci¹³, nicht aber auf Karl Marx und dessen ökonomische Theorie.¹⁴ Typisch hierfür ist auch, dass Transformation als *sozio-kultureller* bzw. *sozio-ökologischer* Umbau begriffen wird, nicht aber als eine *sozial-ökonomische* Umwälzung, in deren Zentrum die Umgestaltung der *Produktionsweise* stehen würde.¹⁵

12 Vgl. dazu diverse Beiträge in Michael Brie (Hrsg.): *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*. Münster 2014.

13 Vgl. Christina Kaindl: *Pfade der Transformation*. In: *Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung*. Frankfurt am Main. Nr. 107. September 2016. S. 58–65.

14 Bezeichnenderweise findet sich in den maßgebenden Texten der Herausgeber in dem von Michael Brie, Rolf Reißig und Michael Thomas herausgegebenen Sammelband »Transformation. Suchprozesse in Zeiten des Umbruchs« kaum ein Hinweis auf Karl Marx, schon gar nicht auf dessen Hauptwerk »Das Kapital«.

15 Vgl. dazu Ulrich Busch: *Sozioökonomische Transformation als ökosoziales Projekt?* In: *Berliner Debatte Initial*. Jg. 25. 2014. H. 4. S. 157–162.

In dieser unterschiedlichen Akzentuierung tritt m.E. eine bedeutungsvolle Differenz gegenüber dem Kapitalismusverständnis von Karl Marx zutage. Diese zeigt sich nicht nur in der oben genannten theoriegeschichtlichen Verortung der Autoren, sondern auch in ihrem Herangehen an die Transformationsanalyse. So definieren sie ihren Untersuchungsgegenstand nicht makroökonomisch, -historisch bzw. -soziologisch, sondern feldbezogen, indem sie einzelne Bereiche wie die Kultur, die Ökologie, die sozialen Verhältnisse, die Geisteswelt, die Lebenswelt usw. als politische Gestaltungsräume identifizieren. Mit der Digitalisierung rückt nun auch die technisch-technologische Entwicklung in das Blickfeld der Transformationsforschung. Dies insbesondere als Grundlage für soziale und kulturelle Veränderungen, weniger jedoch als Komponente der *Wirtschaft*, was sie doch aber vor allem ist.¹⁶ Dies muss einem Ökonomen auffallen, ja mehr noch: Es fordert geradezu zu einer kritischen Stellungnahme heraus. Bei näherer Prüfung der skizzierten Position wird nämlich deutlich, dass es sich hierbei nicht schlechthin um eine Vernachlässigung der Wirtschaftssphäre handelt, um eine eigensinnige Akzentsetzung oder dergleichen. Vielmehr offenbart sich hierin eine methodologische Grundposition sozialwissenschaftlichen Herangehens: die Abstinenz gegenüber der Wirtschaft ebenso wie gegenüber der Kapitalismus- bzw. Gesellschaftsanalyse und -kritik von Karl Marx. Gleichwohl gibt sich die »linke« sozialwissenschaftliche Transformationstheorie aber kapitalismuskritisch. Diese Kritik ist jedoch hauptsächlich auf die »Kultur« fokussiert und richtet sich gegen die »Moderne«, gegen Rationalismus, Ökonomismus usw. oder greift einzelne Phänomene der kapitalistischen Gesellschaft, wie z.B. das Geld, den Zins, die Finanzindustrie usw., heraus und unterzieht diese einer philosophischen, psychologischen, kulturellen oder sozialen, häufig zudem moralisierenden Kritik. Nicht selten unterliegt sie dabei selbst einem »negativen Geld- und Kapitalfetischismus«¹⁷. Jedenfalls ist der Kapitalismusbegriff, der einer solchen Kritik zugrunde

16 So fehlt z.B. bei Rolf Reißig in einer zusammenfassenden Darstellung der Transformation, ihres Wesens, ihrer Ursachen, Akteure, Resultate und Paradigmen die Wirtschaftssphäre (Rolf Reißig: Transformation – ein spezifischer Typ sozialen Wandels. Ein analytischer und sozialtheoretischer Entwurf. In: Michael Brie (Hrsg.): *Futuring*. Münster 2014. S. 50–100, hier S. 93f.).

17 Ulrich Busch: *Aspekte der Geldkritik von Aristoteles bis heute*. Berlin 2017 (Philosophische Gespräche. Helle Panke e.V. H. 45).

liegt, kein eminent ökonomischer, sondern eher ein Synonym für etwas schlechthin zu Überwindendes, in sich aber Unbestimmtes und Abstraktes, oder ein Moralbegriff, womit die ökonomische Theorie von Marx bekanntlich wenig anzufangen weiß.¹⁸

Marx' Kapitalismusbegriff

Für Max Weber galt als »Kapitalismus« eine besondere Geisteshaltung und Lebensauffassung¹⁹, für Walter Benjamin war er eine »Religion«²⁰, für Richard Sennett eine Form von »Kultur«²¹. Karl Marx hingegen leitete ihn vom Begriff der »kapitalistischen Produktionsweise« her und folgte damit methodologisch einer *ökonomischen* Diktion. Unter »Kapitalismus« verstand er eine gesellschaftliche Ordnung, deren Wesen, Charakter und Struktur sich aus einer bestimmten Produktionsweise erklärt. Es handelt sich dabei also um »Gesellschaften, in welchen die kapitalistische Produktionsweise herrscht«²². Eine ähnliche Formulierung wählte Friedrich Engels, indem er die »kapitalistische Gesellschaft« als eine soziale Ordnung mit »kapitalistischer Produktion« definierte.²³ Diese verkörpert eine spezifische Einheit von *bestimmten* Produktivkräften und *bestimmten* Produktionsverhältnissen. Konkret sind dies »Maschinerie« oder »Industrie« und das Lohnarbeits- und Kapitalverhältnis. Beides gehört historisch zusammen, woraus folgt, dass die kapitalistische Gesellschaft auf der industriellen Produktion basiert, also gleichermaßen durch das Kapitalverhältnis wie durch die industriemäßige Produktion definiert ist. Erst die *Einheit* beider Kom-

18 Ich verweise hier auf Marx und auf dessen Persiflage einer »Moral der Nationalökonomie« (Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. In: MEW. Bd. 40. S. 550f.).

19 Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen 1988. S. 17–206, hier S. 30 und 192.

20 Walter Benjamin: Kapitalismus als Religion. In: Gesammelte Schriften. Bd. 6. Frankfurt am Main 1991. S. 100–102.

21 Vgl. Richard Sennett: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 2005.

22 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 49. Diese Formulierung korrespondiert mit der Verwendung der Begriffe »Produktionsweise« und »kapitalistische Gesellschaft« im 24. Kapitel (ebenda. S. 742f.).

23 Friedrich Engels: Konspekt über »Das Kapital« von Karl Marx. In: MEW. Bd. 16. S. 243–287, hier S. 245.

ponenten, die keine zufällige, sondern eine organische ist, konstituiert die kapitalistische Ordnung.

Die kapitalistische Gesellschaft bildete sich über einen langen historischen Prozess heraus. Maßgebend dafür war nicht allein die Existenz von Kapital, welches als Kaufmanns- und Wucherkapital bereits seit der Antike in den Poren der alten Gesellschaften hauste, sondern die Tatsache, dass dieses sich von einem bestimmten Zeitpunkt an der Produktion bemächtigte. Dies geschah sporadisch bereits im 14. und 15. Jahrhundert, systematisch dann im 16. und 17., weshalb Marx »die kapitalistische Ära« vom 16. Jahrhundert an datierte.²⁴ Er schrieb: Die »kapitalistische Produktion beginnt [...] in der Tat erst, wo dasselbe individuelle Kapital eine größere Anzahl Arbeiter gleichzeitig beschäftigt, der Arbeitsprozeß also seinen Umfang erweitert und Produkt auf größerer quantitativer Stufenleiter liefert«²⁵. Dies war erstmals unter den Bedingungen der »Kooperation« der Fall. Mithin bildet diese begrifflich wie historisch »den Ausgangspunkt« und die »Grundform der kapitalistischen Produktionsweise«²⁶. Ihr folgte die »kapitalistische Manufaktur«, welche zugleich die Voraussetzungen für die »Große Industrielle Revolution« (in England: 1765–1825) schuf. Als deren Ergebnis entstand die »Maschinerie und große Industrie«- als adäquate materiell-technische Basis der modernen bürgerlichen resp. kapitalistischen Gesellschaft.

Der Übergang zur maschinellen Großproduktion war keineswegs bloß ein Akt des technisch-technologischen Fortschritts. Er bildete vielmehr die Voraussetzung dafür, dass sich das Kapital, indem es sich mit der großen Industrie »eine seiner eignen Produktionsweise entsprechende neue Basis« schuf²⁷, machtpolitisch verfestigen und als soziales Verhältnis vertiefen konnte. Marx analysierte die dadurch eintretende Veränderung in den Produktionsverhältnissen eingehend und betonte, dass nunmehr an »die Stelle der formellen [...] die reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital« getreten sei und dadurch die »spezifisch kapitalistische Produktionsweise« zur »allgemeine[n], gesellschaftlich herrschende[n] Form des Produktionsprozesses« geworden ist.²⁸ Erst

24 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 743.

25 Ebenda. S. 341.

26 Ebenda. S. 355.

27 Ebenda. S. 403.

28 Ebenda. S. 533.

durch die mit der Industrialisierung möglich gewordene reelle Subsumtion der Lohnarbeit unter das Kapital wurden das Kapitalverhältnis irreversibel und der Kapitalismus wirklich. Die nachfolgend stattfindende Akkumulation immer größerer Mengen von Kapital verstärkte diesen Prozess, da die kapitalistische Produktion dadurch nicht nur das materielle Produkt beständig erweitert reproduziert, sondern zugleich auch die Bedingungen und gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen produziert wird.

Mit der Etablierung der kapitalistisch-industriellen Produktionsweise im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wandelte sich die Gesellschaft, indem sie jetzt zu einer »Wirtschaftsgesellschaft« wurde. In dem Maße, schrieb Marx, wie sich das Kapital der gesellschaftlichen Produktion bemächtigt, »werden Technik und gesellschaftliche Organisation des Arbeitsprozesses umgewälzt, und damit der ökonomisch-geschichtliche Typus der Gesellschaft«²⁹. Aus der »modernen bürgerlichen Gesellschaft«, wie sie Hegel einst vor Augen hatte und auch noch der junge Marx, wurde nunmehr die »kapitalistische Gesellschaft« oder der »Kapitalismus«. Marx trug diesem Wandel Rechnung, indem er in seinen reifen Jahren, wenn auch eher vereinzelt, von der »kapitalistischen Gesellschaft«³⁰ oder vom »Kapitalismus«³¹ sprach. Und auch Friedrich Engels verwendete in seinen späten Arbeiten ab und an den Kapitalismusbegriff.³² Bei Rosa Luxemburg, Werner Sombart, Karl Kautsky u. a. wurde dieser Terminus dann sogar zum vorrangig gebrauchten Schlüsselwort für die Benennung einer von der kapitalistisch-industriellen Produktionsweise geprägten und beherrschten Gesellschaft. Damit hatte sich bis zur Jahrhundertwende nicht nur der Kapitalismusbegriff als solcher durchgesetzt, sondern zugleich auch seine ökonomisch bestimmte Diktion. So definierte z. B. Werner Sombart »Kapitalismus« als ein »bestimmtes Wirtschaftssystem«, das sich kennzeichnen lässt als »eine verkehrswirtschaftliche Organisation, bei der regelmäßig zwei verschiedene Bevölkerungsgruppen: die Inhaber der Produktionsmittel, die gleichzeitig die Leitung haben, Wirtschaftssubjekte sind, und

29 Karl Marx: Das Kapital. Zweiter Band. In: MEW. Bd. 24. S. 61.

30 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 743.

31 Interview mit dem Grundleger des modernen Sozialismus. Besondere Korrespondenz der »Tribune«. In: MEW. Bd. 34. S. 512.

32 Friedrich Engels: Nachwort (1894) zu »Soziales aus Rußland«. In: MEW. Bd. 22. S. 428.

besitzlose Nurarbeiter (als Wirtschaftsobjekte), durch den Markt verbunden, zusammenwirken, und die von dem Erwerbsprinzip und dem ökonomischen Rationalismus beherrscht wird«³³.

Ähnliche Definitionen finden sich auch in neueren Monografien und Nachschlagewerken, auch wenn hier zunehmend das Bemühen erkennbar ist, die ökonomisch-historische Diktion abzuschwächen und unter »Kapitalismus« den Ausdruck eines universellen »menschlichen Erwerbs- und Gewinnstrebens« zu fassen, das »überall in der Geschichte am Werke« sei.³⁴

Eine umfassende, verschiedene Ansätze miteinander kombinierende Neubestimmung des Kapitalismusbegriffs in jüngster Zeit stammt von Jürgen Kocka: »*Erstens* beruht Kapitalismus auf individuellen Eigentumsrechten und dezentralen Entscheidungen. [...] *Zweitens* findet im Kapitalismus die Koordinierung der verschiedenen wirtschaftlichen Akteure vor allem über Märkte und Preise, durch Wettbewerb und Zusammenarbeit, über Nachfrage und Angebot, durch Verkauf und Kauf von Waren statt. Das »zur Ware werden«, die Kommodifizierung von Ressourcen, Produkten, Funktionen und Chancen ist zentral. Es setzt Arbeitsteilung und Geldwirtschaft voraus. *Drittens* ist Kapital grundlegend für diese Art des Wirtschaftens.«³⁵

Aber Kapitalismus ist eben nicht gleich Kapitalismus! Um dies zu zeigen, sollen verschiedene Regime der Kapitalverwertung bzw. der ökonomischen Entwicklung unterschieden und als solche kurz skizziert werden.

33 Werner Sombart: Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. [Unveränd. Nachdr. der 2. Aufl. 1916.] Bd. 1.1. Berlin 1969. S. 319.

34 Vgl. Kapitalismus. In: Staatslexikon. Recht – Wirtschaft – Gesellschaft in 7 Bänden. Hrsg. von der Görres-Gesellschaft. 7., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 3. Freiburg im Breisgau [u.a.] 1995. S. 294.

35 Jürgen Kocka: Geschichte des Kapitalismus. München 2013. S. 20f.

Regime kapitalistischer Entwicklung

Dem Marxschen Kapitalismusverständnis ist, wie oben gezeigt werden konnte, der Begriff der kapitalistischen Produktionsweise vorausgesetzt und implizit. Dies hat zur Konsequenz, dass von Kapitalismus im Marxschen Sinne nur dann gesprochen werden kann, wenn das Kapital die Produktionssphäre beherrscht oder anders ausgedrückt, wenn tatsächlich kapitalistisch produziert wird. Die punktuelle Existenz bestimmter früher Formen des Kapitals in Gestalt von Kaufmanns- oder Wucherkapital in der Zirkulationssphäre vorkapitalistischer Gesellschaften, deren Wirtschaft insgesamt aber nicht kapitalistischen Prinzipien folgte, wie z.B. in China, Indien, Arabien, dem antiken Rom und einigen Städten im mittelalterlichen Italien, sind mithin als »Minderheitsphänomene in nicht-kapitalistischen Umgebungen«³⁶ zu charakterisieren, nicht aber als Erscheinungsformen des Kapitalismus. Gleichwohl bildeten sie eine geeignete Basis für die sogenannte ursprüngliche Akkumulation, in welcher dann unter Umständen die Voraussetzungen für die Etablierung einer kapitalistischen Produktionsweise geschaffen worden sind.

Das *erste* Regime, das den Kriterien einer kapitalistischen Produktion genügte, war die *einfache Kooperation*, wie sie in England, Holland und einigen anderen Plätzen der Welt im 16. Jahrhundert aufkam. Ihr charakteristisches Merkmal bestand darin, dass hier eine größere Arbeiteranzahl zur selben Zeit, in demselben Raum mit der Produktion derselben Warensorte und unter dem Kommando ein und desselben Kapitalisten befasst war. Die Tatsache, dass hier viele Arbeiter neben- und miteinander in demselben Produktionsprozess zusammenwirkten und zwar unter dem Kommando des Kapitals, machte die Kooperation schließlich zum Ausgangspunkt und zur Grundform der kapitalistischen Produktionsweise.³⁷

Ihr folgte als *zweites* Regime seit der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die auf der Teilung der Arbeit beruhende kapitalistische *Manufaktur*. Diese existierte in zwei Formen: Entweder es wirkten Arbeiter verschiedenartiger Handwerke unter dem Kommando eines Kapitalisten zusammen, indem sie arbeitsteilig ein kombiniertes Produkt herstellten, oder aber, es wurden viele Arbeiter, die dasselbe

³⁶ Ebenda. S.21.

³⁷ Vgl. Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd.23. S.344 und 355.

oder Gleichartiges taten, gleichzeitig in derselben Werkstatt und von demselben Kapital beschäftigt. In beiden Fällen blieb das Handwerk »die Basis«, durch die veränderte Organisation wurde jedoch gegenüber der individuellen handwerklichen Produktion eine beachtliche Produktivitätssteigerung erreicht.³⁸

Das *dritte* Regime basierte auf dem ingenieurtechnischen Innovationstyp der *Maschinisierung* und datierte etwa von 1765 bis 1825 (in England). Der Einsatz von Maschinen und die Ersetzung der Handarbeit durch die Maschinerie bedeutete eine Revolutionierung der Produktion. Die Folge war die größte gesellschaftliche Umwälzung in der Menschheitsgeschichte seit dem Neolithikum. Sie brachte schließlich den »Industriekapitalismus« hervor als die klassische Gestalt des Kapitalismus. Dieser hat sich seitdem ständig weiterentwickelt, ist aber in einer Reihe von qualitativen Grundmerkmalen bis heute derselbe geblieben. Dazu zählt neben dem Lohnarbeits- und Kapitalverhältnis als sozialökonomischem Grundverhältnis auch die industrielle Art und Weise der Produktion.

Der Industrialisierung folgte als Erweiterung und Steigerung ein *viertes* Regime, das insbesondere mit dem Eisenbahnbau verbunden war und das mittels Gesellschaftskapital (AG etc.) finanziert wurde. Im Ergebnis entstand die »große Industrie« als eine die gesamte Wirtschaft beherrschende Macht. Die Expansion dieses Regimes führte schließlich in die Große Depression von 1873–1896 und bildete die Grundlage für die Vorstellung, dass der Kapitalismus an seine Grenzen stoße und die Zeit für eine sozialistische Revolution herangereift sei.

Das *fünfte* Regime, welches etwa um die Jahrhundertwende einsetzte, beruhte auf einer zweiten industriellen Revolution, der elektrotechnisch-chemischen Revolution. Seine Hochzeit war mit der Entstehung des Finanzkapitalismus³⁹ als einer neuen Variante der Symbiose von Bank- und Industriekapital und der gesamtwirtschaftlichen Organisation des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses mit Hilfe des Bank- und Finanzwesens verbunden. Das Regime setzte enorme Wachstumspotenziale frei. Die Jahre von 1920 bis 1929 galten daher als eine Zeit der

38 Vgl. ebenda. S. 356ff.

39 Vgl. dazu Rudolf Hilferding: Das Finanzkapital. Berlin 1955, und W. I. Lenin: Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus. In: LW. Bd. 22. S. 189–309.

relativen Stabilisierung des Kapitalismus. Das Regime endete mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise im Jahr 1929.

Es folgte ein *sechstes* Regime, für das es unterschiedliche Bezeichnungen gibt: Fordismus, Teilhabekapitalismus, Soziale Marktwirtschaft, Rheinischer Kapitalismus usw. Dieses Regime entstand im Verlaufe der Weltwirtschaftskrise in den USA und setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg auch in Westeuropa durch. Es endete mit der »großen Krise« zu Beginn der 1970er Jahre.⁴⁰ Verglichen mit der Zeit davor und danach war dieses Regime ökonomisch *und* sozial besonders erfolgreich, der »größte Boom aller Zeiten« (Rainer Land). Da seine Erosion vor allem ein Ressourcenproblem markierte, hätte es durch ein ökologisch orientiertes und auf Ressourcenersparnis setzendes Regime abgelöst werden sollen, durch einen sog. *Ökokapitalismus*. Aber bekanntlich kam es anders.

Stattdessen wurde im Verlaufe der 1970er Jahre als *siebentes* Regime der *Finanzmarktkapitalismus* etabliert⁴¹, ein Regime, das an den Finanzkapitalismus der 1920er Jahre anknüpfte, zugleich aber eine Reihe neuer Potenziale für die Wirtschaftsentwicklung aktivieren konnte. Dieses Regime beherrscht die Welt mittlerweile seit fast einem halben Jahrhundert. Die beiden Krisen 2000/2001 und 2007/2009 haben es zwar in seinen Grundfesten erschüttert, aber nicht zu zerstören vermocht. Es existiert heute in Gestalt zweier miteinander verbundener Entwicklungsmodelle, des schuldenfinanzierten Konsum-Regimes in den USA, Großbritannien, Spanien usw. und des exportgetriebenen merkantilistischen Regimes in China, Deutschland, Japan und den Tigerstaaten Süd-Ost-Asiens. Beide Modelle generieren in bestimmtem Maße wirtschaftliche Entwicklung, aber auf entgegengesetzte Art und Weise. Und beide Modelle bedingen einander, indem sie nur in ihrem systemischen Zusammenhang funktionieren, wofür der Terminus »Double-Bind-Kapitalismus« geprägt worden ist. Als Basisinnovation und ökonomische Grundlage des Finanzmarktkapitalismus ist die komplexe internetbasierte Digitalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft anzusehen. Ob diese letztlich das Regime sprengen und einen Wandel zum *Ökokapitalismus*

40 Vgl. Ulrich Busch / Rainer Land: Teilhabekapitalismus. Aufstieg und Niedergang eines Regimes wirtschaftlicher Entwicklung am Fall Deutschland 1950–2010. Norderstedt 2013.

41 Vgl. Paul Windolf (Hrsg.): Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen. Wiesbaden 2005 (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 45).

als *achtem* Regime kapitalistischer Entwicklung, unter Umständen in Gestalt einer »Öko-Diktatur«, einleiten wird oder aber, ob aus der nächsten Finanzkrise eine große Transformation hervorgehen wird und damit der Übergang zu einer postkapitalistischen Gesellschaft einsetzt, ist eine offene Frage.⁴²

Auffällig ist jedoch, dass bisher so ziemlich jeder der dargestellten Regimewechsel mit der trügerischen Hoffnung und utopischen Erwartung auf eine Revolution oder postkapitalistische Transformation verbunden war. Meistens aber kam es anders. Und da, wo es tatsächlich zu einer sozialistischen Revolution und Transformation gekommen ist, wie z.B. 1917 in Russland, war diese nicht von Dauer. Insofern spricht einiges dafür, der Behauptung kritischer Sozialwissenschaftler, die Bedingungen für eine große Transformation würden seit Mitte der 1970er Jahre heranreifen und die Verhältnisse seien bald »reif« für eine Zeitenwende, welche »den grundlegenden gesellschaftlichen Wandel und Umbauprozess in der Geschichte der Moderne und der Zivilisation überhaupt« bedeute⁴³, mit Skepsis zu begegnen. Vielleicht kommt es noch einmal anders und es entsteht in nächster Zukunft ein »digitaler Kapitalismus« als ein weiteres (achtes) Regime kapitalistischer Entwicklung. Oder es kommt zu einer Kombination von High-Tech-, Finanz- und Öko-Kapitalismus, bevor der Kapitalismus als Gesellschaftsordnung definitiv an Grenzen stößt und einer anderen Produktionsweise und, darauf aufbauend, einer neuen Gesellschaft Platz macht.

42 Vgl. Ulrich Busch: Digitale Revolution – Auftakt für eine Gesellschaftstransformation? In: Gerhard Banse / Ulrich Busch / Michael Thomas (Hrsg.): Digitalisierung und Transformation. Industrie 4.0 und digitalisierte Gesellschaft. Berlin 2017. S.13–36 (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften. Bd.49).

43 Rolf Reißig: Wandel und Transformation als Thema kritischer Sozialforschung. Ein Rück- und Ausblick. In: Michael Thomas (Hrsg.): Transformation moderner Gesellschaften und Überleben in alten Regionen. Debatten und Deutungen. Münster [u.a.] 2011. S.31–60, hier S.41.

Digitalisierung

Seit Jahrzehnten vollzieht sich in der Welt ein anhaltender und sich ständig verstärkender Prozess der Durchdringung der Produktion und des gesamten menschlichen Lebens mit Kommunikations- und Informationstechnologien. Für Fachleute gelten die 1960er und 1970er Jahre als eine Phase der »Emergenz der Informationsgesellschaft«, die 1980er und 1990er Jahre als Phase der »Informatisierung des Alltags« und die 2000er Jahre als Phase des »Aufstiegs globaler Datenkonzerne«⁴⁴. In diesen Jahren wurden die entscheidenden Grundlagen für die Verbreitung der Informationstechnologien und für »Big Data« gelegt und damit für die umfassende internetbasierte Digitalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft. War anfangs noch vom Übergang zu einer wissensbasierten Produktion und zur »Wissensgesellschaft« die Rede, so geht es jetzt, im Zuge der »digitalen Revolution«, um den Eintritt in eine »digitale Gesellschaft«, was womöglich den Beginn einer neuen Phase in der Geschichte der Zivilisation bedeuten könnte.

Es gibt mehrere Möglichkeiten, die Digitalisierung in die bisherigen Überlegungen einzuordnen, eine entsprechende Klassifizierung vorzunehmen und das transformative Potenzial der aktuellen Innovationen auf dem Gebiet der Informationstechnologien aufzuzeigen:

Erstens, indem die Digitalisierung als Indiz für eine »große« Produktivkraftrevolution und die Durchsetzung einer neuartigen Produktionsweise interpretiert wird. Dies würde einem Analogieschluss zur Großen agrarischen Revolution im Neolithikum und zur Großen industriellen Revolution im Kapitalismus entsprechen, wobei das Attribut »groß« jeweils der Abgrenzung gegenüber weniger markanten Veränderungen dient. Träfe dies zu, so wäre der sich aktuell vollziehende Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft in der Tat als *dritte* »große« Transformation anzusehen.⁴⁵ Bedingung dafür wäre jedoch, dass sich die neue (digitale)

44 Jan-Felix Schrape: Big Data: Informatisierung der Gesellschaft 4.0. In: Berlin Debatte Initial. Jg. 27. 2016. H. 4. S. 12–21.

45 Vgl. Rolf Reißig: Transformation – ein spezifischer Typ sozialen Wandels, in: Michael Brie (Hrsg.): Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus. Münster 2014. S. 64f.; ders.: Gesellschafts-Transformation. Eine theoretisch-konzeptionelle Fundierung, Erklärung und Deutung. In: Michael Thomas / Ulrich Busch (Hrsg.): Transformation im 21. Jahrhundert. Theorien, Geschichte, Fallstudien. Berlin 2015. S. 73–113, hier S. 86 (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaft. Bd. 39.1).

Produktionsweise von der mit der Industrialisierung etablierten industriellen Produktionsweise und kapitalistischen Gesellschaft nicht nur graduell, sondern substantziell unterscheidet.

Zweitens, indem der Zusammenhang zwischen technisch-technologischer Innovation und Gesellschaftstransformation weniger zwingend gesehen und den Komponenten jeweils mehr Eigendynamik zugebilligt wird. So gingen der Großen Industriellen Revolution im 18. Jahrhundert bekanntlich »kleine« Innovationsschübe voraus, die ebenfalls eine Umgestaltung der Gesellschaft bewirkt haben, insgesamt aber weniger radikal wirkten als die »große« Industrialisierung.⁴⁶ Analog dazu vollzog sich um die Jahrhundertwende mit der *elektrotechnisch-chemischen Revolution* ein »zweiter« industrieller Entwicklungsschub, in unserer Zählweise »Industrie 2.0«. Dieser erfolgte jedoch im Rahmen der kapitalistischen Ordnung, das heißt im Ergebnis wandelte sich zwar die Gesellschaft, indem der liberale Kapitalismus durch den Monopol- bzw. Finanzkapitalismus abgelöst wurde, es kam aber nicht zur Herausbildung eines neuen Wirtschafts- und Gesellschaftstyps *jenseits* des Kapitalismus.

Drittens vollzieht sich seit Mitte des 20. Jahrhunderts eine wissensbasierte Umwälzung der Produktivkräfte, die *Wissenschaftlich-technische Revolution* (WTR). Diese bewirkte durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, die Elektronisierung, Automatisierung, Informatisierung, Digitalisierung, Robotik u.a. einen enormen Anstieg der Produktivität und des Volkswohlstandes. Damit im Zusammenhang setzte sich der fordistische Teilhabekapitalismus der 1930er bis 1970er Jahre durch – als Variante des industriellen Kapitalismus und als Industrie 3.0.

Viertens ist davon auszugehen, dass sich aktuell etwas gänzlich Neues, zuvor noch nicht Dagewesenes, herauszubilden beginnt, das in Deutschland unter der Chiffre »Industrie 4.0«, andernorts unter dem Begriff »Digitalisierung« firmiert. Charakteristisch hierfür ist die Verzahnung der industriellen Produktion mit modernster Informationstechnologie und Kommunikationstechnik. Ob diese Technologie aber tatsächlich den Anspruch einer neuartigen Produktionsweise erfüllt, ist eine offene Frage. Möglicherweise handelt es sich hierbei auch (nur) um

46 Vgl. Jürgen Kuczynski: Vier Revolutionen der Produktivkräfte. Theorie und Vergleiche. Berlin 1975. S. 29f.

eine weitere Innovation im Rahmen der kapitalistisch-industriellen Produktion. Auch dies würde zu einer Modifizierung der gesellschaftlichen Ordnung – im Sinne der Herausbildung eines digitalen Kapitalismus – führen, nicht aber zu einer postkapitalistischen Gesellschaft.

Um diesen Gedanken zu vertiefen, soll die Koinzidenz der industriellen Produktionsweise mit historischen Umbrüchen näher untersucht werden. Dabei zeigt sich, dass *bestimmte* Veränderungen in der Art und Weise der Produktion mit einer Umwälzung der Gesellschaftsordnung verbunden waren, mit deren Erosion und Neusetzung, andere dagegen nicht. Für sie galt nur eine adaptive Modifizierung der bestehenden Ordnung: In den zurückliegenden zehntausend Jahren gab es eine Vielzahl transformationsrelevanter Neuerungen in der Art und Weise, wie sich die Menschen die Natur aneigneten und ihr Leben fristeten, aber *nur zwei* davon hatten eine Umwälzung der gesellschaftlichen Totalität, eine »große« Transformation, zur Folge, die neolithische Agrarrevolution und die Große Industrielle Revolution. *Erstere* war dadurch gekennzeichnet, dass sich Ackerbau und Viehzucht als neuartige, zuvor nicht praktizierte Produktionsweisen etablierten – und damit das private Eigentum, die Sesshaftigkeit, die Schrift, das Patriarchat, die Klassen, der Staat u.a.m. – die *Gesellschaft* überhaupt, im Unterschied zur tradierten Gemeinschaft. Ähnlich verhielt sich dies mit der *zweiten* großen Transformation, welche in Verbindung mit dem Kapitalverhältnis, der Warenwirtschaft, von Markt und Geld, die entwickelte kapitalistische Produktionsweise und die moderne bürgerliche Gesellschaft hervorbrachte. Mit dem »Maschinenbetrieb« erhielt das Kapital die ihm adäquate »materielle Grundlage«⁴⁷. Eric Hobsbawm sah in der Großen Industriellen Revolution daher die »fundamentalste Wendung in der Menschheitsgeschichte« seit der neolithischen Revolution.⁴⁸ Mit ihr fand die seit dem 16. Jahrhundert andauernde »große« Transformation von der vorkapitalistischen zur kapitalistischen Produktionsweise und von der vormodernen zur modernen bürgerlichen Gesellschaft ihren Abschluss. Alle vorhergegangenen Veränderungen (seit dem Neolithikum) und alle (bis heute) nachfolgenden sind demgegenüber als adaptive oder »kleine« Transformationen zu klassifizieren. Sie bewirkten jeweils

47 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. MEW. Bd. 23. S. 403.

48 Eric Hobsbawm: Industrie und Empire. Britische Wirtschaftsgeschichte seit 1750. Frankfurt am Main 1968. S. 1.

eine Modifizierung der bestehenden Ordnung, nicht aber deren qualitative Umwälzung und Neusetzung.

Für die begriffliche Durchdringung dieser Prozesse erweist sich die Theorie historischer Großformationen als hilfreich: Danach folgte auf die *Urgemeinschaft* infolge der neolithischen Revolution die *frühe Agrargesellschaft* in regional unterschiedlichen Ausprägungen, als antike, asiatische oder feudale Klassengesellschaft. Diese wurde dann im globalen Maßstab⁴⁹ von der durch die *kapitalistische Produktionsweise* geprägten *modernen bürgerlichen Gesellschaft* abgelöst. Infolge der Industrialisierung erhielt letztere schließlich ihr klassisches Profil als *Industriekapitalismus*.

Seit den 1970er Jahren nun stößt die kapitalistisch-industrielle Produktionsweise unübersehbar an ökologische, soziale und ökonomische Grenzen und befindet sich die bürgerlich-kapitalistische Welt im *Umbruch*: Ein historischer »Pfadwechsel« ist angesagt. Ob dieser sich jedoch *graduell*, durch einen adaptiven Umbau der Produktionsweise im Rahmen der kapitalistischen Ordnung, z.B. über einen Green New Deal, Öko-Kapitalismus usw., vollzieht, oder *abrupt*, durch einen Systemwechsel im Zuge einer »großen« Transformation, ist nicht absehbar. Vielleicht gelingt es dem Kapital auch, weiterhin »Zeit zu kaufen«⁵⁰ und dadurch den Systemwechsel hinauszuzögern. Möglicherweise versinkt unsere Zivilisation aber auch, wie andere schon vor ihr⁵¹, erst im Chaos großer Krisen, Kriege und Katastrophen, bevor eine Transformation einsetzt und die Menschheit zu neuen Ufern führt. Diese müsste dann aber, unabhängig davon, ob sie strategisch stärker *ökologisch* oder mehr *sozial* ausgerichtet ist, nicht nur eine postkapitalistische Gesellschaft zum Ziel haben, sondern zugleich eine postindustrielle Produktionsweise. Sie wäre damit in ihrem »Kern« eine Produktivkraftrevolution. Nur so könnte das Wirtschaften revolutioniert und der Übergang zu einer postkapitalistischen Gesellschaft ökonomisch fundiert vollzogen werden.

49 Dies schließt die Kolonien als Teil der kapitalistischen Welt und des kapitalistischen Weltmarktes ein.

50 Vgl. Wolfgang Streeck: *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2012. Berlin 2013.

51 Vgl. Jared Diamond: *Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*. Frankfurt am Main 2005. S. 101 ff.

Die Frage, die sich hieran anschließt, lautet: Erfüllt das Projekt »Industrie 4.0« den Tatbestand einer derartigen Produktivkraftrevolution? Oder anders gefragt: Besitzt die Digitalisierung das Potenzial für eine »große« Transformation? Geht man dieser Frage auf den Grund, so wird sehr schnell deutlich, dass die Digitalisierung vieles verändert, aber weder die industrielle Art und Weise der Produktion noch das Kapitalverhältnis wirklich aufhebt. Gleichwohl aber tangiert sie beide Seiten der Produktion und modifiziert diese nicht unwesentlich, so dass es durchaus gerechtfertigt erscheint, hier von einer Transformation zu sprechen. Es handelt sich dabei aber wohl eher um eine »kleine«, denn um eine »große« Transformation im Sinne von Karl Marx und Karl Polanyi. Als Ergebnis zeichnet sich ein digitaler High-Tech-Kapitalismus ab, der die gesamte Gesellschaft durchdringt und sie als »digitale Gesellschaft« formiert, aber weder eine postindustrielle Wirtschaft noch ein Postkapitalismus.

Der digitale Kapitalismus lässt sich als neuestes kapitalistisches Regime wirtschaftlicher Entwicklung begreifen. Damit wird deutlich, dass es sich bei der Transformation letztlich um ein ökonomisches Problem handelt, auch wenn mitunter andere Aspekte – geistige, kulturelle, machtpolitische, soziale usw. – im Vordergrund stehen und die Ökonomie niemals für sich und losgelöst von den anderen Sphären der Gesellschaft existiert. Als Gesellschaftsordnung ist der Kapitalismus vor allem eine Form der gesellschaftlichen Produktion, der Aneignung der Natur zum Zwecke der menschlichen Existenzsicherung und Reproduktion, und mithin auch durch diese bestimmt. Und zwar doppelt, durch die Gesamtheit der Produktivkräfte wie durch die sozialen Verhältnisse, unter denen die Produktion erfolgt. Beide Seiten unterliegen jeweils einer historisch-konkreten Bestimmung und sind aufeinander bezogen. Dies zu begreifen, ist fundamental für ein sich an Marx orientierendes Gesellschaftsverständnis. Denn hieraus resultiert nicht nur, dass der eigentliche Kapitalismus erst mit der Großen Industriellen Revolution entstanden und als Realität an die »große Industrie« gebunden ist, sondern auch, dass eine Revolutionierung der kapitalistischen Gesellschaft immer beide Seiten erfassen muss, die sozialen Verhältnisse *und* die Produktivkräfte. Hinzu kommen Kultur, Denken, Lebenswelt, Staat und all die anderen Momente, die eine Gesellschaft in ihrer Totalität ausmachen. Auch wenn »jede Große Transformation im ersten Schritt

immer kultureller Wandel (ist)«⁵², so betrifft der entscheidende Schritt doch die Wirtschaft. Auf Grund der fundamentalen Rolle, welche diese im Leben der Menschen spielt und der existenziellen Bedeutung, welche die materielle Produktion für die Reproduktion der Gesellschaft besitzt, ist es naheliegend, der Produktionsweise auch im Transformationsprozess eine zentrale Rolle zuzusprechen. Es führt eben kein Weg daran vorbei, dass die Wirtschaft »das in letzter Instanz die geschichtliche Entwicklung Bedingende«⁵³ ist. Dies entspricht der Logik von Marx, indem dieser in seiner Analyse die kapitalistische Produktionsweise, so wie sie sich vollständig erst im Zuge der industriellen Revolution herausgebildet hat, zugrunde legte und auf dieser Grundlage dann den Kapitalismus des 19. Jahrhunderts in seiner klassischen Gestalt dargestellt hat.

Fazit

Betrachtet man die kapitalistische Entwicklung der letzten 500 Jahre unter dem Aspekt ihrer Transformation, so stellt man fest, dass sich hier im Zeitverlauf mindestens sieben Regimewechsel vollzogen haben und gegenwärtig ein achter ansteht bzw. sich bereits vollzieht. Offen ist lediglich, ob es sich dabei um den Übergang zum digitalen Kapitalismus oder zum Öko-Kapitalismus handelt – oder um eine Kombination aus beidem. Auffällig ist, dass bisher aber nur ein *einzig*er der sieben vollzogenen Regimewechsel, nämlich die durch die Große Industrielle Revolution bewirkte Industrialisierung im 18. und 19. Jahrhundert, den Charakter einer »großen« Transformation besaß. Die Erklärung dafür ist in der Identifizierung der Entstehung einer neuen Produktionsweise, der kapitalistisch-industriellen Art und Weise der Gütererzeugung und des Güterverbrauchs, als Kern dieses Umbruchs auszumachen. Im Ergebnis entstand eine neue Gesellschaft, der Industriekapitalismus, wie ihn Marx vor Augen hatte und wie er in seinen Grundmerkmalen bis heute in der Welt existiert.

52 Uwe Schneidewind: Die Zeichen richtig deuten. Auf dem Weg zu einer »transformativen Literacy«. In: Baustelle Zukunft. Die Große Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft. München 2013. S. 41 (Politische Ökologie. Die Reihe für Querdenker und Vordenkerinnen. Hrsg. vom Oekonom e.V., Verein für Ökologische Kommunikation. Jg. 31. [H.] 133).

53 Engels an W. Borgius, 25. Januar 1894. In: MEW. Bd. 39. S. 206.

Eine analoge Wirkung, die von der Digitalisierung ausgehen würde, kann vorerst nicht konstatiert werden. Daher spricht einiges dafür, diese als Motor für eine »kleine« Transformation anzusehen, als Innovation, welche eine Modifizierung der kapitalistischen Produktionsweise bewirkt, nicht aber als Initial für eine Aufhebung des Kapitalismus. Es geht hier m.E. um die Formierung eines »digitalen Kapitalismus« als neuer Variante des High-Tech- und Finanzkapitalismus sowie um die Konstituierung einer neuen Version industrieller Produktion, also um einen Regimewechsel in der oben beschriebenen Art, nicht aber um eine »große« Gesellschaftstransformation, wie sie von kritischen Sozialwissenschaftlern antizipiert wird.

Will man den Entwurf einer großen Transformation aber nicht gänzlich aufgeben, sondern als strategisches Ziel der Politik im Auge behalten, so bietet das von Dieter Klein vertretene Konzept einer »doppelten Transformation« möglicherweise einen Lösungsansatz. Danach wird in absehbarer Zeit in Europa und anderswo »die alles umstürzende Revolution« vermutlich nicht stattfinden. Zugleich haben sich »gemäßigte Reformen« als unzureichend erwiesen, um die verheerenden sozialen und ökologischen Folgen des neoliberal entfesselten Kapitalismus zu verhindern oder auch nur abzumildern. Wenn aber, so Klein, »weder Reform noch Revolution für sich genommen eine bessere Gesellschaft versprechen, ist die Überwindung ihrer jeweiligen Grenzen und Schwächen und ein ›Aufheben‹ ihrer Stärken in einem dritten herangereift, eben in einer doppelten Transformation«. Das Konzept dafür zielt darauf ab, »Reformprozesse mit tieferen Brüchen, mit revolutionären Zügen also, zu verknüpfen«⁵⁴. So könnte der Übergang zu einer postkapitalistischen Gesellschaft etappenweise – über kleine Schritte, die sich im Rahmen des Kapitalismus realisieren lassen – erreicht werden. Den Anfang dafür könnten Veränderungen in Richtung eines »Übergangs zu progressiveren bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften« sein, Schritte in Richtung eines »postneoliberalen Kapitalismus«⁵⁵. Was aber, wenn die tatsächlich stattfindenden »kleinen« Transformationen gänzlich anderen Charakters sind? So stellt der Übergang zum

54 Dieter Klein: Doppelte Transformation. In: Michael Brie (Hrsg.): *Futuring*. S. 101–125, hier S. 103f.

55 Dieter Klein / Mario Candeias: *Doppelte Transformation*. In: Luxemburg. Berlin. Jg. 2017. H. 1. S. 126.

Finanzmarktkapitalismus die »erfolgreichste« Transformation der letzten fünfzig Jahre dar. Und auch die Digitalisierung scheint eher eine Entwicklung zu forcieren, die in Richtung eines neuen Kapitalismus geht, als dass sie zur Überwindung desselben beitragen würde. So meint z.B. Philipp Staab, unsere Gesellschaft sei gegenwärtig im Prozess einer Transformation hin zum »digitalen Kapitalismus« begriffen.⁵⁶ Und Erik Brynjolfsson und Andrew McAfee sind nach gründlicher Bestandsaufnahme der Digitalisierung davon überzeugt, an einem historischen »Wendepunkt« zu stehen, »am Anfang einer Veränderung«, die beinahe so tiefgreifend sei wie die industrielle Revolution. Sie ziehen hieraus aber nicht den Schluss, einer postkapitalistischen Transformation beizuwohnen, sondern betonen, »grundlegenden Alternativen zum Kapitalismus« ausgesprochen »skeptisch« gegenüber zu stehen.⁵⁷ Findet dies auch in Zukunft seine Bestätigung, so würde mit der Hypothese von einer durch die Digitalisierung generierten großen Transformation lediglich der seit 1848 geträumte Traum von einer großen Alternative zum Kapitalismus weiter geträumt werden. Die Zeit für seine Verwirklichung aber wäre wohl auch im »digitalen Zeitalter« noch nicht gekommen.

56 Philipp Staab: Falsche Versprechen. Wachstum im digitalen Kapitalismus. Hamburg 2016. S. 10f.

57 Erik Brynjolfsson / Andrew McAfee: The second machine age. Wie die nächste digitale Revolution unser aller Leben verändern wird. 5. Aufl. Kulmbach 2015. S. 277 und 301.

KLAUS MÜLLER

Wert und Geld
Zu einigen Fragen der ersten drei Kapitel
von »Das Kapital«, Erster Band

Viele, die dir zuhören, werden oft besser
und klüger sein als der, der da spricht.

(Gottfried Keller)

Problemstellung

Am 5. Mai 1867, seinem 49. Geburtstag, erhielt Karl Marx vom Verleger Otto Meißner die ersten Druckfahnen des ersten Bandes des »Kapital«. Es ist anzunehmen, dass sich unter ihnen die ersten drei Kapitel befanden. Sie enthalten die Wert- und Geldtheorie und werden von vielen zu den schwierigsten Teilen der Marxschen Ökonomik gezählt. Marx erläutert die beiden Seiten der Ware, den Gebrauchswert und den Wert, beschreibt den Doppelcharakter der Waren produzierenden Arbeit und begründet, warum und wie der Wert als Tauschwert erscheint. Nur wer den Zusammenhang zwischen Wert und Tauschwert kennt, kann verstehen, wie das Geld entsteht, was dessen Wesen ist und welche Funktionen es ausübt. Die wert- und geldtheoretischen Darlegungen sind in ihrer Bedeutung für die Politische Ökonomie vergleichbar mit den Newtonschen Gesetzen und dem Mendelejewschen Periodensystem für die Physik und die Chemie.

Die marxistische und scheinmarxistische Literatur zu den Problemen von Wert und Geld hinterlässt einen konfusen Eindruck: Von Zustimmung bis hin zu Deutungen, die jegliche Verbindung zu den Marxschen Theorien lösen, stößt man auf Meinungen, die sich in Umfang, Widersprüchlichkeit und Zerrissenheit mit der bürgerlichen politischen Ökonomie messen können. Zu den Fragen, die der erste Abschnitt des ersten Bandes aufwirft, gehören: Geht es dort um den Kapitalismus oder um dessen Vorgeschichte? Ist die Darstellung logisch oder historisch? Ist die Wertformenanalyse empirisch belegt? Ist Gold heute Geldware oder eine gewöhnliche Ware? Ist die Arbeitswerttheorie richtig?¹

1 Ausführlicher zu diesen Fragen siehe Klaus Müller: Geld. Von den Anfängen bis heute. Freiburg Br. 2015.

1. Kapitalismus oder dessen Vorgeschichte?

Engels sagt, Marx ginge am Anfang des ersten Buches von der *einfachen* Warenproduktion aus, wie sie zwischen 6000 v.u.Z. und dem 15. Jahrhundert existiert habe.² Marx betont, er betrachte die Ware als die Elementarform des Reichtums der Gesellschaften, in welchen die *kapitalistische* Produktionsweise herrscht.³ Der scheinbare Widerspruch hat viele verwirrt. Kein Autor der fast ein halbes Jahrhundert alten und der allerneuesten »Neuen Marx-Lektüre« (NML) ließ sich die Chance entgehen, über ihn zu stolpern. Die Geldtheorie, die Marx in den ersten drei Kapiteln begründet, sei provisorisch und unvollendet, weil noch nicht mit dem Kapitalismus verbunden.⁴ Doch die Geldform des Wertes gilt für den Kapitalismus, obgleich sie sich weit vor ihm durchsetzt. Vor allem im dritten Kapitalband ergänzt Marx seine Geldtheorie, indem er zeigt, auf welche Weise die Geldware in der Zirkulation durch Ersatzgeld, vor allem durch Kreditgeld, vertreten wird. Diese Möglichkeit hatte er bereits im ersten Band begründet.⁵ Auch die diversen Kreditgeldarten sind früher als der Kapitalismus entstanden, wenngleich sie dort eine qualitativ neue Bedeutung erlangen. Das erste Kapitel beschreibe »so etwas wie die Vorgeschichte des Kapitalismus (ähnlich wie das achte Kapitel zur ursprünglichen Akkumulation), so dass genau genommen, Marx' Beschreibung des Kapitalismus als solchem sich auf die Kapitel zwei bis sieben (des ersten Bandes) beschränkt«.⁶ Noch weiter geht Louis Althusser (1918–1990), der zu den einflussreichsten marxistischen Theoretikern des 20. Jahrhunderts gezählt wird. Wer die kapitalistische Produktionsweise begreifen will, solle die drei schwierigen ersten drei Kapitel des »Kapital« überspringen und gleich mit dem vierten über die Verwandlung von Geld in Kapital beginnen.⁷ »Marxismus-Erneuerer«

2 Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd. 25. S. 20 und 909.

3 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 49.

4 Spyros Lapatsioras / Jannis Milios: Zum Geldbegriff von den Grundrissen zum Kapital – Verschiebungen. In: Das Kapital und Vorarbeiten. Entwürfe und Exzerpte. Hamburg 2011. S. 54 (Beiträge Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 2010).

5 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 139–149.

6 Fredric Jameson: Eine neue Kapital-Lektüre. In: Das Argument. Jg. 54. 2012. H. 3 (297). S. 338.

7 Louis Althusser [et al.]: Das Kapital lesen. Hrsg. von Frieder Otto Wolf unter Mitwirkung von Alexis Petrioli. Münster 2015. S. 663.

wie Althusser sind überzeugt, dass das Kapital »kein Buch der konkreten Geschichtsschreibung oder der empirischen Ökonomie ist«. Historische Illustrationen darin wären überflüssig. Sie haben insofern recht, dass die Ware, von der am Beginn des »Kapital« die Rede ist, die kapitalistische Ware ist und nicht Biber und Hirsch, die zu Urzeiten zwischen Jägern und Sammlern getauscht worden sein könnten (worunter Engels nicht die einfache Warenproduktion versteht, wie ihm die »Marxversteh« der NML unterstellen). Falsch ist, dass das Buch reine Theorie biete, nur das Gewordene zum Gegenstand habe und nichts daran historisch sei. Denn das Höherentwickelte schließt das Minderentwickelte, aus dem es hervorgeht, ein. Das Allgemeine ist in allem Besonderen enthalten. Die Frage, ob es um die kapitalistische oder zunächst nur um die einfache Warenproduktion ginge, ist falsch gestellt. Karl Marx behandelt im ersten Abschnitt die kapitalistische Ware, aber – das wird von den »Marx-Erneuerern« übersehen – im allgemeinen Sinne, wie er *auch* für die einfache Warenproduktion gilt. Ein »entweder / oder« ist daher fehl am Platze. Richtig lautet die Antwort: »sowohl / als auch«. Die betrachtete Ware ist noch nicht kapitalismusspezifisch, aber sehr wohl kapitalistisch. Ware, Wert und Geld sind Kategorien der *kapitalistischen* Warenproduktion, weil sie Kategorien der *Warenproduktion* sind. Sie sind die einfachsten Produktionsverhältnisse, die vor den kapitalistischen und komplizierteren Formen entstanden sind, aber nicht verschwinden. Marx analysiert mit den elementarsten und aus genetischer Sicht ursprünglichen Produktionsverhältnissen des Kapitalismus – Ware, Wert, Geld – zugleich Grundverhältnisse, die der einfachen Warenproduktion eigen sind. Dieses Verfahren ähnelt dem der Chemie, die mit der Analyse der chemischen Elemente beginnt, um dann die komplizierteren Verbindungen dieser Elemente zu untersuchen. Oder der Biologie, die von der Beschreibung der Zelle zu der des Gesamtorganismus schreitet.⁸

8 Nikolaj A. Zagolow [et al]: Lehrbuch Politische Ökonomie. Vorsozialistische Produktionsweisen. Aus dem Russischen. Berlin 1972. S. 112.

2. Der Methodenstreit

Damit hat eine zweite Frage zu tun: Geht Marx im »Kapital« logisch, historisch oder dialektisch vor? Ein Methodenstreit tobt seit Jahrzehnten unter Marxisten. Kein Ende in Sicht. Die Autoren der NML behaupten, die Darstellungsmethode im »Kapital« sei ausschließlich logisch. Sie habe mit der Entstehung und Entwicklung des Kapitalismus nichts zu tun. »Logisch« ist für sie, anders als bei Engels, ein Gegensatz zu »historisch«. Auch Dieter Wolf sagt, Marx argumentiere in den ersten drei Kapiteln logisch-systematisch. Er hätte gar nicht anders vorgehen können, weil er ein durch seine Vorgeschichte abgeschlossenes, sich selbst regulierendes System, die kapitalistische Produktion, zu beschreiben hatte⁹. Wolfgang Fritz Haug setzt dagegen, dadurch werde das Historische vernachlässigt. Es sei »doppelt irreführend, die marxsche Herangehensweise ›logisch‹ zu nennen: Erstens ergibt die Negation von ›historisch‹ nicht logisch, und zweitens setzt sich Marx scharf ab von einer theoretischen Produktionsweise, die Begriffe aus Begriffen entwickelt«. Es gäbe weder eine logische noch eine historische Methode. »Was es gibt, sind Methoden der Geschichtswissenschaften und der Geschichtsschreibung«. ¹⁰ Die Darstellung im »Kapital« ist selbstverständlich logisch, weil der Zusammenhang der Kategorien systemisch widerspruchsfrei aufgedeckt wird. Auch wenn Marx nicht von logischer Methode spricht, was sind logische Methoden anderes als Vergleichen, Analysieren, Abstrahieren, Verallgemeinern, Beweise führen, Schlüsse ziehen, Begriffe definieren, alle diese Verfahren des Denkens, die zu neuem Wissen durch logische Verarbeitung vorhandener Begriffe und Urteile führen? Wenn die »logische Methode« als eine »Begriffsanknüp-

9 Dieter Wolf / Heinz Paragenings: Zur Konfusion des Wertbegriffs. Beiträge zur *Kapital*-Diskussion. Hamburg 2004. S.132 (Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V. Wissenschaftliche Mitteilungen. H. 3); Dieter Wolf: Zur Methode in Marx' *Kapital* unter besondere Berücksichtigung ihres logisch-systematischen Charakters. Zum »Methodenstreit« zwischen Wolfgang Fritz Haug und Michael Heinrich. In: Ingo Elbe / Tobias Reichardt / Dieter Wolf: Gesellschaftliche Praxis und ihre wissenschaftliche Darstellung. Beiträge zur *Kapital*-Diskussion. Hamburg 2008. S.10–90 (Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V. Wissenschaftliche Mitteilungen. H. 6).

10 Wolfgang F. Haug: Das »Kapital« lesen. Aber wie? Materialien zur Philosophie und Epistemologie der marxschen Kapitalismuskritik. Hamburg 2013. S. 30f. und 123 (Berliner Beiträge zur kritischen Theorie. Bd. 16).

fungsmethode« verworfen wird, dann wird Wissenschaft aufgegeben. Die Begriffs- und Kategorienbildung, die Beweisführung, die Gewinnung von Aussagen, die Regeln und Formen der Ableitung einer Aussage aus anderen Aussagen, Schlüsse ziehen (Induktion, Deduktion) sind als logische Operationen unverzichtbare Elemente wissenschaftlichen Tuns. Zugleich ist die Darstellung im »Kapital« historisch. Sie zeigt den Zusammenhang der Kategorien in ihrer Entwicklung, ohne Wirtschaftsgeschichtsschreibung zu sein. Abstrahiert von Zufälligkeiten, Abweichungen, Regressionen enthüllt sie das Gesetzmäßige, das Notwendige, das Wesen der Entwicklung. »Marx ging es nicht nur darum, ökonomische und ökonomisch relevante Merkmale von Dingen und Prozessen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu erforschen, um sie dann adäquat darzustellen; darüber hinaus wollte er in der Darstellung seines Objekts auch noch dessen Entstehung und die daraus folgenden Tendenzen erfassen«. ¹¹ Marx bietet keine unhistorische Theorie eines fertigen, sich selbst reproduzierenden kapitalistischen Organismus, sondern eine allgemeine der Theorie der kapitalistischen Entwicklung. Sie betrifft die gesamte Geschichte des Kapitalismus, erfasst deren Gemeinsames, nicht das regional und national Differenzierte, sie ist keine konkrete Wirtschaftsgeschichtsschreibung. Kein Zweifel: Marx geht logisch *und* historisch vor. ¹² Der Widerspruch zwischen beiden Methoden ist ein Scheinwiderspruch. Wir stoßen bei der Lektüre der ersten drei Kapitel (und nicht nur dort) auf eine Dialektik der doppelten Logik. Da ist zunächst die strukturell-systemische Logik: Waren sind Arbeitsprodukte, die bestimmt sind für den Tausch. Als Arbeitsprodukte besitzen sie Wert, dessen Größe die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist. Der Wert kann nur erscheinen und ausgedrückt werden im Tauschwert, d.h. in einer Menge anderer Waren bzw. Gebrauchswerte. Darin kommt die Dialektik zwischen dem Wesen und der Erscheinung zum Ausdruck. Die strukturelle Logik ist verwoben mit der genetisch-historischen Logik: Der Übergang von einer Wertform zur anderen ist nichts anderes als die Entfaltung des inneren dialektischen Widerspruchs der

11 Georg Quaas: Die ökonomische Theorie von Karl Marx. Marburg 2016. S.300.

12 Holger Wendt: Logisch? Historisch? Logisch historisch! Anmerkungen zu einem Methodenstreit und seinen politischen Implikationen. In: Marxistische Blätter. Jg.48. 2010. H.6. S.34–43; Michael R. Krätke: Kritik der politischen Ökonomie heute. Zeitgenosse Marx. Hamburg 2017. S.13 und 29f.

Ware zwischen Gebrauchswert und Wert in Form des äußeren Widerspruchs zwischen der Ware und ihren in einem anderen Gebrauchswert sichtbar gemachten Wert. Am Ende des historischen Prozesses steht die Geldform des Werts: Die Werte aller Waren werden in einer einzigen Ware ausgedrückt¹³. Der Wert tritt in Form des Geldes neben die Ware. Der in Geld ausgedrückte Tauschwert ist der Preis.¹⁴ Die Dialektik ist kein Gegensatz zum Logischen und Historischen. Sie schließt logische und historische Methoden ein »als Gedankenform bzw. als Methode, Wirklichkeit zu erkennen [...] Die dialektische Methode ist ein Verfahren *genetischer Rekonstruktion*: Sie fragt nach der Genesis von Seiendem: der Herkunft des Gewordenen [...]«¹⁵. Gegenstand des Logischen ist nicht das Logische, sondern die Praxis, also das tatsächlich Geschehene und Gewordene. Das Historische ist die Bewegung des realen Gegenstandes und das Logische die gedanklich korrekte Widerspiegelung des Historischen. Logisches und Historisches, Denken und Praxis gehören zusammen, bilden eine dialektische Einheit. Die Dialektik erfasst »die Dinge und ihre begrifflichen Abbilder wesentlich in ihrem Zusammenhang, ihrer Verkettung, ihrer Bewegung, ihrem Entstehen und Vergehen«¹⁶, wobei die Quelle der Bewegung der Kampf der inneren Widersprüche ist. Die logisch-systematische Darstellung kapitalistischer Produktionsverhältnisse schließt deren Vorgeschichte ein: Verwertung geht nicht ohne Wert, Kapital nicht ohne Geld, Kapitalismus nicht ohne Waren. Waren, Wert und Geld gehen dem Kapital voraus.

3. Zur Bedeutung der Wertformenanalyse

Wer im »Kapital« ein nur logisch-systematisches Herangehen zu erkennen glaubt, muss die Wertformenanalyse als eine rein logische Gedankenkonstruktion verstehen, als ein Hirngespinnst ohne empirische Relevanz. »So logisch und plausibel die Marxsche Wertformenanalyse ist,

13 Siehe Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 79.

14 Siehe ders.: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. In: MEW. Bd. 42. S. 77, 80, 120.

15 Thomas Metscher: Marxismus und Philosophie. In: Marxistische Blätter. Jg. 48. 2010. H. 6. S. 67.

16 Friedrichs Engels: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. In: MEW. Bd. 19. S. 205.

historisch ist sie kaum haltbar«. ¹⁷ Auch Harvey meint, dass die »historische Beweiskraft [...] für die Entstehung der Geldware reichlich dürftig (sei). Geld- und warenähnliche Systeme, religiöse Ikonen, symbolische Zeichen und dergleichen gibt es schon seit langem [...] Angesichts der archäologischen und historischen Befunde würden heute wahrscheinlich viele feststellen, dass die Geldform überhaupt nicht auf die von Marx dargelegte Weise entstanden ist [...] Das historische Argument ist also schwach, das logische Argument ist stark.« ¹⁸ Dabei wollte Marx doch zeigen, wie das Geld entstanden ist. Ohne Verknüpfung von begrifflicher und historischer Analyse ist das unmöglich. Seine zentralen Fragen: Was ist Geld? Wie, unter welchen Bedingungen entsteht es? Von einem gesicherten Erkenntnisstand kann keine Rede sein. Zu unterschiedlich, ja gegensätzlich sind die Erklärungen und Beschreibungen. Jeder kennt das Geld. Jeder versteht darunter etwas anderes. Hegels Satz bestätigt sich in Bezug auf das Geld: Etwas ist nicht allein dadurch *erkannt*, dass es *bekannt* ist. Aristoteles rät uns, um etwas zu verstehen, zurückzugehen zu dessen Ursprüngen. Marx macht dies mit seiner Wertformenanalyse und zeigt, dass diese nicht nur ein logisches Konstrukt ist, das mit historischen Illustrationen garniert, den Eindruck einer logisch-historischen Entwicklung erwecken soll. Marx interessiert sich für den historischen Prozess: »In der Tat erscheint der Austauschprozeß von Waren ursprünglich nicht im Schoß der naturwüchsigen Gemeinwesen, sondern da, wo sie aufhören, an ihren Grenzen, den wenigen Punkten, wo sie in Kontakt mit andern Gemeinwesen treten. Hier beginnt der Tauschhandel und schlägt von da ins Innere des Gemeinwesens zurück, auf das er zersetzend wirkt [...] Die allmähliche Erweiterung des Tauschhandels, Vermehrung der Austausche und Vielfältigung der in den Tauschhandel kommenden Waren, entwickelt daher die Ware als Tauschwert, drängt zur Geldbildung und wirkt damit auflösend auf den unmittelbaren Tauschhandel.« ¹⁹ Am Anfang ist die einfache, einzelne, zufällige Wertform, die abgelöst wird von der totalen, entfalteten, später von der allgemeinen Wertform. Die Entwicklung

17 Helmut Dunkhase: Zu Klaus Müller, Historizität und Messbarkeit abstrakter Arbeit, Z107. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung. Frankfurt am Main. Jg. 27. Nr. 108 (Dezember 2016). S. 197.

18 David Harvey: Marx' Kapital lesen. Ein Begleiter für Fortgeschrittene und Einsteiger. Aus dem Amerik. von Christa Frings. Hamburg 2011. S. 44.

19 Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. In: MEW 13. S. 36f.

mündet nach Jahrtausenden in die Geldform des Wertes. Die Marxsche Wertformenanalyse ist eine schlüssige Darstellung der Entstehung und des Wesens des Geldes. Oberflächlich betrachtet, ist das Geld das Resultat des Tauschs. Blicken wir tiefer, müssen wir es einbinden in die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen und verbinden mit der Entstehung und Vertiefung der Arbeitsteilung, der Entstehung eines Mehrprodukts und des privaten Eigentums. Mehrprodukt, regelmäßiger Tausch, Warenproduktion und privates Eigentum an Produktionsmitteln bedingen sich gegenseitig und es überrascht, wie man angesichts dessen, was zusammengehört, einen Scheingegensatz konstruieren und behaupten kann, nicht der Tausch, sondern das Eigentum sei die Grundlage des Geldes.²⁰ Es versteht sich von selbst, dass es des Eigentums an der Sache bedarf, die man verkaufen will. Gegen die von Marx in der Wertformenanalyse begründete Geldwerdung werden zwei miteinander zusammenhängende Einwände erhoben:

Tauschakte vor dem Geld – einen »prämonetären« Tausch – habe es nirgendwo und zu keiner Zeit gegeben oder – einschränkend – ein solcher wäre nie quantitativ bedeutsam oder gar vorherrschend gewesen. Für den Nichtökonom Graeber ist die Smithsche Mär vom Tauschhandel »*der große Gründungsmythos der Wirtschaftswissenschaften*«²¹;

Geld sei älter als der Tausch. An die Stelle einer prämonetären gehöre eine monetäre Werttheorie: Geld sei logisch und historisch dem Wert der Waren vorausgegangen.

Unter Wirtschaftshistorikern besteht kein Zweifel, dass es einen Tauschverkehr – vor allem einen Fernhandel – auf frühen Stufen der Menschheit gegeben hat. Die Belege darüber können nicht einfach als »Fabeleien« aus der Frühzeit des prämonetären Tauschs abgetan werden. Erste Hinweise darauf, dass Menschen Handel trieben, reichen 50 000 bis 60 000 Jahre zurück, also bis weit vor die neolithische Revolution, mit der der Tausch zwischen den sesshaft werdenden ehemaligen Jägern und Sammlern eine regelmäßige Erscheinung zu wer-

20 Gunnar Heinsohn / Otto Steiger: *Eigentum, Zins und Geld*. Reinbek bei Hamburg 1996.

21 David Graeber: *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*. Aus dem Amerik. von Ursel Schäfer. 7. Aufl. Stuttgart 2012. S. 29 ff.

den begann.²² Ihre Lebensweise bringt die Nomadenvölker »beständig mit fremden Gemeinwesen in Kontakt«, was zum Produktentausch anregt.²³ Wenn auch zunächst nicht bestimmend für die Art des Zusammenlebens der Menschen – die ersten Tauschakte waren nach Marx einzeln und zufällig (!) – prägten Arbeitsteilung und Tausch die Entwicklung der Zivilisation. Die ethnografische Forschung hat nachgewiesen, dass die Völker unterschiedlichste allgemeine Äquivalente nutzen, bevor die Geldform des Werts entstand. Es waren dies entweder die »wichtigsten Eintauschartikel aus der Fremde, welche in der Tat naturwüchsige Erscheinungsformen des Tauschwerts der einheimischen Produkte sind« oder der »Gebrauchsgegenstand, welcher das Hauptelement des einheimischen veräußerlichen Besitztums bildet, wie zum Beispiel das Vieh«²⁴. Zu den allgemeinen Äquivalentwaren gehörten²⁵:

- *Güter, die eine längere Zeit Nutzen abwerfen* und sich zur Wertaufbewahrung eignen, wie Sklaven, Vieh oder Saatgut,
- *Werkzeuge und Geräte* von einheitlicher Beschaffenheit wie Pfeilspitzen, Angelhaken, Äxte, Sichel, Nägel, Nadeln,
- *Spekulative Güter*, die einen Wertzuwachs versprechen, wie zum Beispiel Jungvieh,
- *Schmückende Güter*, mit denen man Reichtum zur Schau stellen konnte wie bunte Federn, Kauri-Muscheln, Muschelschalen, Marmorringe, Totenschädel, Wampums, Glasperlen, Hunde- und Eberzähne, Schalen von Straußeneiern, Steine, vor allem Edel- und Halbedelsteine usw.,
- *Rohstoffe*, vor allem Metalle in einheitlichen, handlichen Barren oder als Armreifen und abgewogener Goldstaub, auch die Tierfelle des nordamerikanischen Pelzhandels, zum Beispiel Biber- und Elchfelle, Gummi,

22 Yuval Noah Harari: Eine kurze Geschichte der Menschheit. Aus dem Engl. von Jürgen Neubauer. München 2013. S. 33, 51f., 66 und 86.

23 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd.23. S.103.

24 Ebenda.

25 Erich Leverkus: Freier Tausch und fauler Zauber. Vom Geld und seiner Geschichte. Mit Zeichnungen von Wolfgang Scholz und einem Geleitwort von Helmut Schmidt. Frankfurt am Main 1990. S.30f.; Julius E. Lips: Vom Ursprung der Dinge. Eine Kulturgeschichte des Menschen. Leipzig 1951.

– *Konsumgüter, vor allem Nahrungsmittel* wie zum Beispiel Getreidekörner, Tee, Datteln, Nüsse, Kakao- und Kaffeebohnen, Kokosnüsse, Salz, Zucker, Reis, Fische, Tabak, Whiskey, Kleidungsstücke.

Von der allgemeinen Wertform zur Geldform ist es kleiner, logischer Schritt: Eine spezifische Warenart wird allgemeines Äquivalent für den Wert aller Waren. Es sind dies die Edelmetalle Gold und Silber. Der Durchbruch spielt sich zwischen 3000 und 2000 v.u.Z. in Vorderasien ab. Der Grund: Gold und Silber besitzen die für ein allgemeines Äquivalent nötigen Eigenschaften in höherem Maße als alle anderen Waren. Und dennoch wird gesagt, es gäbe »keine historischen Belege für die Existenz von Gemeinschaften, in denen sich über die Exklusion bestimmter Waren als Tauschmittel eine Geldware entwickelt hätte«²⁶. Dass es wirtschaftshistorische, ethnographische bzw. ethnologische Belege für die praktisch-historische Relevanz der Wertformenanalyse gibt, habe ich an anderer Stelle ausführlich zu zeigen versucht.²⁷ Solange die dort der wirtschaftshistorischen Forschung entlehnten Fakten nicht widerlegt oder entkräftet worden sind, besteht kein Grund, die Marxsche Wertformenanalyse als bloßes »Hirngespinnst« abzutun.

Autoren der NML lehnen die Wertformenanalyse als logisch-historische Erklärung der Geldwerdung ab. Sie behaupten, Geld sei vor dem Tausch, der Ware und dem Wert da gewesen. Sie ersetzen die, wie sie sagen, »prämonetäre Werttheorie« – zuerst Ware, Wert und dann Geld – durch eine »monetäre Werttheorie«: Erst das Geld, dann der Wert. Der genetische und logische Zusammenhang zwischen Wert und Geld wird auf den Kopf gestellt. Der Streit dreht sich um den Inhalt des Begriffs. Begriffe sind der gedankliche Inhalt, die Bedeutung der Worte. Sie sind nicht richtig oder falsch. Sie sind zweckmäßig oder sie sind es nicht.²⁸ Begriffe sind angemessen, wenn ihre Definitionen weder zu eng noch zu weit sind, und man sie widerspruchsfrei verknüpfen kann. Zu eng ist die Definition, wenn sich der Umfang des definierten Begriffs als kleiner erweist als der Umfang des zu definierenden Begriffs. »Kapital ist Geld«, ist eine zu enge Definition. Kapital betritt zwar in erster Instanz als Geld

26 Helmut Dunkhase: Zu Klaus Müller, Historizität und Messbarkeit abstrakter Arbeit, Z107, In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung. Frankfurt am Main. Jg. 27. Nr. 108 (Dezember 2016). S. 198.

27 Klaus Müller: Geld. Von den Anfängen bis heute. Freiburg 2015. S. 95–187.

28 Ders.: Begriff und Modell. Zu einigen methodischen Aspekten der Politischen Ökonomie. In: Marxistische Blätter. Essen. Jg. 54. 2017. H. 2. S. 115–118.

die Bühne, ist aber mehr als Geld, ist sich verwertender Wert, Wert, aus dem Mehrwert wird.²⁹ Zu weit ist die Definition, wenn sich der Umfang des definierten Begriffs als größer erweist als der des zu definierenden Begriffs. Platon hatte den Menschen ein »zweibeiniges Lebewesen ohne Federn« genannt, woraufhin Diogenes einen Hahn rupfte, ihn in die Vorlesung mitbrachte und sprach: »Hier habt ihr den Menschen Platons«. Platon engte daraufhin die Definition ein: Der Mensch sei, so präzierte er, »ein zweibeiniges Lebewesen ohne Federn mit Krallen« (= breiten Nägeln). Wer Geld vor Ware und Wert setzt, definiert Geld anders. Geld kann jetzt nicht das allgemeine Äquivalent sein, der Ausdruck des Wertes aller Waren in einer besonderen Ware. Vor dem Tausch wird kein Geld gebraucht. Wozu? Änderten wir die Gelddefinition, begriffen wir das Geld nicht als Ausdruck des Wertes in einer einzigen Ware, sondern als Wertausdruck *schlechthin*, könnten wir unterscheiden zwischen a) zufälligem, b) entfaltetem bzw. totalem, c) warenspezifischem und d) einheitlichem Geld. Zufälliges Geld stünde am Anfang einer Genese der Geldformen. Die Gestalt und Reichweite der Geldformen würden einem historischen Wandel unterliegen. Aber selbst bei einer derartigen Neudefinition wäre Geld die logische Folge des Werts, bliebe diesem nachgeordnet. Primär sind auch jetzt Ware, abstrakte Arbeit, Wert und nachgeordnet der Tauschwert. Von diesen Kategorien ist das Geld logisch abgeleitet. Es kann weder logisch noch historisch das Vorausgesetzte sein. Das Gegenteil zu behaupten, bedeutet, das Geld warte auf eine Ware, die es nicht gibt und die deshalb nicht ihren Wertausdruck suchen kann. Wozu Geld, wenn kein allgemeines Äquivalent gebraucht wird? Offenbar muss unter Geld etwas völlig anderes verstanden werden. Einige Autoren verweisen auf vermeintlich religiöse Ursprünge des Geldes. Geld seien die Dinge, die Menschen Göttern opfernten, um von ihnen Beistand zu erhoffen. Opferrituale sind nachweislich älter als der Tausch. Identifiziert man Geld mit Opfer, dann ist »Geld« älter als der Tausch. Wer mag, kann Geld so definieren. Er kann auch die Blaumeise oder den Käse Geld nennen, wenn er das für zweckmäßig hält. Die Maus des Computers hat auch kein Fell. Es bedarf nur der Konvention, um sich zu verstehen. Die politökonomische Brisanz dieser Fragen ist gering. Es geht um eine angemessene Begriffswahl, nicht im Sinne

29 Zu Unterschieden zwischen Geld und Geldkapital siehe Klaus Müller: Profit. Köln 2016. S.9–19.

»reiner Begriffskonstruktionen« oder einer »Begriffsakrobatik«³⁰, sondern um die »Kunst, mit Begriffen zu operieren«, wie es Engels nennt.³¹ Begriffe müssen der objektiven Realität adäquat, untereinander kompatibel und anschlussfähig sein. Was gewinnen wir, wenn wir das Opferlamm des Steinzeitmenschen Geld nennen? Hätte man Geld geopfert, dann müsste das Opfertier bereits allgemeines Äquivalent gewesen sein. Vor dem Warentausch aber wird es nicht gebraucht. Die religiöse Verklärung des Geldes hilft uns nicht, die Warenproduktion zu verstehen, auch nicht, wenn man mit etwas Phantasie im Opfern einen Tausch sehen mag: ein Lamm wird Gott dargebracht in der Hoffnung, der Allmächtige revanchiere sich mit einer guten Ernte oder schicke demnächst ein Mammut des Wegs.

4. Ist Geld eine Ware und ist diese Geldware das Gold?

Für Marx ist das Geld eine besondere Ware. In ihr drücken alle anderen Waren ihren Wert aus. Und diese Geldware ist das Gold (zum Teil auch Silber). Obgleich die Metalle nicht, wie Galiani meint, von Natur Geld sind, ist Geld von Natur aus Gold und Silber.³² Die Edelmetalle sind dafür geeignet, weil sie selbst Wert besitzen. Denn das Maß muss von der Art des zu Messenden sein. Eine Axt ist 0,5 Gramm Gold wert, wenn man zu ihrer Herstellung die Zeit braucht, die auch nötig ist, um 0,5 Gramm Gold zu gewinnen. Waren und Gold sind vergleichbar, weil sie auf etwas Drittes bezogen werden können, auf die Zeit für ihre Herstellung. Prinzipiell geht das zwar mit jeder Ware, doch Gold ist wegen seiner natürlichen Eigenschaften prädestiniert wie keine andere für die Geldrolle: Man kann es teilen, zusammenfügen, leicht transportieren. Kleinste Mengen haben großen Wert. Gleiche Mengen des Metalls, wie groß auch immer, besitzen die gleiche Wertgröße. Widerstandsfähig gegen Einflüsse aus der Umwelt, kann man es beliebig lange aufbewahren. Zunächst nutzten die Menschen das Gold in Form von Nuggets, Körnern, Stangen, Ringen. Seit dem 6. Jahrhundert v.u.Z. prägen sie Münzen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts besaßen alle wichtigen Industrie- und Handelsländer die Goldwährung. Goldmünzen waren die Hauptform

30 Michael R. Krätke: Kritik der politischen Ökonomie heute. Hamburg 2017. S.33.

31 Friedrich Engels: Anti-Dühring. In: MEW. Bd.20. S.14.

32 Siehe MEW. Bd.13. S.131, und Bd.23. S.104.

des Geldes. Doch nur wenige waren im Umlauf. Bei der Bezahlung der Waren wurden sie vertreten vor allem durch Banknoten, die jederzeit zum Nennwert gegen Gold eingelöst werden konnten. John Fullarton, ein von Marx geschätzter Geldtheoretiker, berichtet, dass bereits Mitte des 19. Jahrhunderts in England neun Zehntel aller Geldgeschäfte bargeldlos abgewickelt wurden. Dass schlechtes Geld das gute aus der Zirkulation in den Schatz treibt, war seit langem bekannt. Thomas Gresham, der Finanzberater der britischen Krone, wusste es ebenso wie Kopernikus und weit früher der griechische Komödiendichter Aristophanes. Was oft übersehen wird: Just in dem Moment, da das Gold als Geld eintrat in die Zirkulation, begann seine Verdrängung aus ihr. Monetisierung und Demonetisierung des Goldes gingen von Anfang Hand in Hand. Wertlose Ersatzgeldzeichen anstelle des Goldes erhöhten die Sicherheit und Rationalität der Zahlungen. Diese Erscheinungen, die heute von vielen als Beleg dafür gedeutet werden, dass Gold kein Geld mehr ist, waren ohne Abstriche Marx bestens bekannt. Die Buchgeldformen des digitalen Kapitalismus konnte er freilich nicht kennen. Neues entspringt Altem, und zwar so, wie es Marx beschreibt: Kreditgeld, Papiergeld und sich gegenseitig ausgleichende Zahlungen gehörten zum System, das man Goldstandard nannte. In diesem System bildeten die zentralen Goldvorräte die Hauptreserve der internationalen Zahlungsmittel. Die ungehinderte Ein- und Ausfuhr des Goldes half, die Preise zu sichern, förderte den Handel, trug dazu bei, Ungleichgewichte zwischen den Ländern zu begrenzen und Wirtschaftsabläufe zu koordinieren. In den Lehrbüchern funktionierte das freilich besser als in der Praxis, aber das hat der Goldstandard mit allen Modellen gemein. Als der erste Weltkrieg ausbrach, stellten die Staaten die Zahlung in Gold ein. Banken tauschten Noten und Guthaben nicht mehr in Gold um. Die Verschuldung zur Finanzierung von Rüstung und Krieg war mit den strengen Regeln einer Goldwährung unvereinbar. Die Stunde des Goldstandards hatte geschlagen. Die Inflation konnte beginnen. Bereits hier drängt sich die Frage auf, ob damit die Geldware Gold geschützt oder entthront werden sollte. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurde ein neues Weltwährungssystem geschaffen. Das 1944 in Bretton Woods, dem amerikanischen Kurort nahe der kanadischen Grenze, errichtete, sah vor, die Wechselkurse der Länder an den US-Dollar zu binden. Der Dollar sollte einlösbar sein in Gold. Das System fester Wechselkurse

auf Goldbasis nannte man Gold-Dollar-Standard. Die Leistungsbilanzdefizite der USA wurden in den 1960er Jahren größer, die US-Goldreserven sanken dramatisch, Dollars überschwemmten die Welt. Der Preis von 35 US-Dollar für eine Feinunze Gold – 31,1 Gramm –, von Roosevelt 1934 am Frühstückstisch erdacht, war nicht zu halten. Engländer, Deutsche, vor allem die Franzosen forderten die USA auf, ihre Dollars in Gold zu wechseln. Der damalige US-Präsident Richard Nixon weigerte sich. Am 15. August 1971 hob er die in Bretton Woods eingegangene Verpflichtung auf, ausländischen Notenbanken ihre Dollars gegen Gold abzunehmen. Ökonomen weltweit deuteten den juristischen Akt als letzten Schlag gegen die Geldware Gold. Spätestens von da an sei das Gold nicht nur entbehrlich für das Funktionieren der Geldsysteme geworden, es sei auch aus diesen verschwunden. Die Demonetisierung des Goldes, die begonnen hatte mit dem Tag, an dem Gold als Geld in die Zirkulation getreten war, schien durch eine politische Maßnahme der US-Regierung besiegelt worden zu sein. »Noch toller treiben es die Marxisten, die uns in feierlichem Ernst mitteilen, seit 1971, seit der offiziellen Aufhebung der Konvertibilität des US-Dollars, sei die monetäre Welt aber ganz anders geworden, als Marx sich das je hätte träumen lassen. Dass legale und faktische Konvertibilität zweierlei sind, dass weder die Goldreserven noch der internationale Goldmarkt – nach wie vor in London – verschwunden sind, dass die zahlreichen Versuche der US-Dollar-Diplomatie, das Gold endgültig zu demonetisieren – um die ›Dollarisierung‹ der Währungen in Drittländern zu befördern – allesamt fehlgeschlagen sind, kümmert sie nicht.«³³ Mir will auch die »Logik« nicht einleuchten: Die einen fordern Gold, die anderen weigern sich, es zu geben. Spricht das *gegen* oder *für* die währungspolitische Bedeutung des Streitobjekts? Ist Gold die Geldware geblieben? Von vielen Ökonomen wird dies verneint. Gold sei nur noch eine ganz gewöhnliche Ware und Spekulationsobjekt. Die scheinbaren »Beweise«: Keiner zahlt mit Goldmünzen. Goldgedeckte Banknoten gibt es nirgendwo. Die Einlösbarkeit des Papiergeldes zu juristisch fixierten Kursen gegen Gold ist weltweit aufgehoben. Empirisch scheint (fast) alles gegen die Aktualität der Geldware Gold zu sprechen. Außer, dass die Zentralbanken und der Internationale Währungsfonds

33 Michael R. Krätke: Kritik der politischen Ökonomie heute. Zeitgenosse Marx. Hamburg 2017. S.185, Fn.169.

in nahezu unverändert physischen Mengen Gold horten, und nicht Tomatenketchup oder Bruno Bananis Unterwäsche. 32 000 Tonnen sollen es sein – 640 000 Zentner, etwa 20 Prozent allen Goldes, das Menschen jemals im Laufe ihrer Geschichte schürften. Gold – nur noch eine Ware wie jede andere? Das Gold der Zentralbanken dient nicht dazu, Schmuck zu fertigen, Metalle und Kunststoff zu beschichten, Zahnlücken zu füllen oder auf Leiterplatten Chips und integrierte Schaltkreise zu verbinden. Und als Goldtropfen zur Beruhigung kranker Herzen ist es auch nicht gedacht. Dieses Gold gehört zur Währungsreserve. Gold wird nicht dadurch zu einem funktionslosen Teil der Währungssysteme, dass einige Ökonomen dies beharrlich behaupten. Gold bietet Sicherheit in einer Zahlungswelt, die fast reibungslos funktioniert mit Banknoten, wertlosen Münzen, Kreditscheinen und Buchgeld, das als Zahl auftaucht, mit Computergeld, den mit entsprechenden Informationen belegten Speicherplätzen moderner Rechenwerke. Gold ist das Medium, die sinnlose und auf Selbsterstörung hinauslaufende Anhäufung von Forderungen zu überstehen, weil es selbst keine Forderung ist. Gold, scheinbar entbehrlich, ist das Geld für den Fall der Fälle. Es geht, wenn nichts mehr geht. Wie eine Katzenmama ihre Jungen behüten die Zentralbanken das edle Metall. Das allein ist kein Beweis, dass es Geldware geblieben ist. Aber erst recht nicht, dass es keine mehr ist. Einige Ökonomen, die an der Warentheorie des Geldes festhalten, im Gold aber nur eine gewöhnliche Ware sehen, erklären das Papiergeld zur Ware und sprechen von einer Papiergeldform des Werts. Das Konzept hat den Nachteil, dass das Papiergeld keine Ware ist. Jene, für die feststeht, dass Gold spätestens seit den 1970er Jahren keine Geldware mehr ist, bleiben den Beweis dafür schuldig. Sie glauben, dass die Erscheinungen für sich sprächen. Von ihnen gefangen und geblendet, meinen sie, das Wesen des Geldes sei als ein Zeichen, als Symbol, als Kommunikationsmittel, als eine Verrechnungstechnik oder als ein Vertrauenssystem vollständig erkannt. Alte Auffassungen werden belebt: Arbeitsgeld, Stundenzettel ... Aus einer »allgemeinen Ware«, einem »allgemeinen Äquivalent« sei Geld zu einem Arbeitszertifikat mutiert, meint Heerke Hummel.³⁴ Marx hat ähnliche Auffassungen von Gray und Proudhon für eine kapitalistische Produktionsweise widersinnig

34 Heerke Hummel: Nichts ist Nichts, auch nicht das Geld. Anmerkungen zu Ulrich Buschs Verständnis vom Geld. In: Das Blättchen. Jg. 17. 2015. H. 4 [online].

und einen »seichten Utopismus« genannt, für den Fall, dass in einer nichtkapitalistischen Wirtschaftsordnung die in den Produkten enthaltene Arbeitszeit unmittelbar gesellschaftlich ist, aber nicht ausgeschlossen.³⁵ Das Owensche »Arbeitsgeld« ist, so Marx »ebenso wenig ›Geld‹ wie etwa eine Theatermarke«. Heute sagt man: Jedes Schnipsel könne Geld sein, es bedürfe nur der Voraussetzung, dass alle es vertrauensvoll als Geld betrachteten. Vertrauen könne jeden Gegenstand zu Geld machen, wenn eine Zentralbank diesen knapp halte. Denn – so der Gipfel der »Erkenntnis« – Geld sei »Nichts«, und werde aus »Nichts« geschöpft. Diese alberne These – quasi die Kapitulation vor dem Geldrätsel – widerspiegelt durchaus reale Vorgänge. Nur so kann behauptet werden, mit ihr besäßen »wir eine Erklärung für die Funktionsweise einer Geld- und Kreditwirtschaft«³⁶. Als Beweis dient die Kreditgewährung über die vorhandenen Sparmittel hinaus, mit der Banken Kaufkraft schaffen und nicht einfach vorhandene Kaufkraft anderen überlassen, wie man schon bei Schumpeter nachlesen kann.³⁷ In neuerer Zeit dient als Beweis die von Zentralbanken initiierte Geldschwemme, von der nur ein geringer Teil den güterwirtschaftlichen Sektor erreicht. Schizophrenie des Vertrauens: Solange sie glauben, dass Geld da ist, will keiner es sehen. Hat sich herumgesprochen, dass nichts mehr vom »Nichts« vorhanden ist, wollen alle es haben. Im Sommer 1974 brach die Herstatt-Bank in Köln wegen missglückter Devisengeschäfte zusammen. Mit ihr zerbrach auch das Vertrauen der Kunden. Schlangen bildeten sich vor dem Bankhaus. Kunden wollten ihre Konten räumen, obwohl, (besser *weil*) sie erfahren hatten, dass die Devisenspekulanten von Herstatt dies bereits getan hatten. Die »Nichts aus Nichts« – These des Geldes ist ein Beispiel dafür, wie man, überwältigt von den Erscheinungen, die Suche nach dem Wesen eingestellt hat, das verborgen den Dingen innewohnt. Wenn auf dem Weltmarkt das Vertrauen in das Fiat-Geld der Zentralbanken verloren ginge, würde man einen großen Teil der Forderungen mit Gold ausgleichen können. Dann würde klar, dass Gold nach wie vor unverzichtbar ist. »Im Moment der Geldkrise

35 Siehe MEW. Bd. 13. S. 66–69, und Bd. 23. S. 109, Fn. 50.

36 Ulrich Busch: Aspekte der Geldkritik von Aristoteles bis heute. Berlin 2017. S. 40 (Helle Panke e.V. Philosophische Gespräche. H. 45).

37 Joseph A. Schumpeter: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergeinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus. 9. Aufl. Berlin 1997. S. 153.

wird die Geldware wieder aktuell.«³⁸ Die Beschreibung der oberflächlichen Erscheinungen im Geldwesen erfolgt in der Regel durchaus korrekt. Das »Geld« ein Anspruch auf Ware ist, bestreitet keiner. Die Frage ist, ob Geld auf diesen Gemeinplatz reduziert werden kann. Die Verwechslung des Geldes mit seinen Erscheinungsformen – Zeichen, Symbole etc. – führt zwangsläufig dazu, dass das Wissen über die Funktionen des Geldes verkümmert. Gleich zu Beginn des dritten Kapitels nennt Marx die wichtigste Funktion des Geldes: Geld ist Maß der Werte.³⁹ Wie sollen Zeichen, Symbole, die selbst wertlos sind, oder Geld, das »Nichts« ist, Werte messen? Das Maß muss von der Qualität des zu Messenden sein. Da dem angeblich »modernen Geld« diese Eigenschaft fehlt, ist es üblich geworden, die Existenz einer Wertmaßfunktion zu ignorieren oder, wie in der bürgerlichen Ökonomie, diese als die subjektive Bewertung des Gebrauchswertes falsch zu deuten. Die Lehrbücher der Volkswirtschaftslehre, selbst die von »alternativen« Ökonomen, erwähnen drei Grundfunktionen des Geldes: Wertaufbewahrungsmittel, Tauschmittel und Recheneinheit.⁴⁰ Von einer Wertmaßfunktion ist keine Rede mehr. In älteren Werken wird die Bedeutung des Geldes als Wertmaß beschrieben.⁴¹ Falsch ist es, den Vertretern der Geldwaretheorie vorzuwerfen, ihre Auffassung laufe auf eine Rehabilitierung der vorkapitalistischen Metallgeldzirkulation hinaus. Im Gegenteil: Sie verstehen die Entstehung und Zirkulation von Ersatzgeldzeichen und Symbolen nicht als eine Störung oder Entartung des Geldwesens. Sie begreifen sie als eine historische Konsequenz des Wirkens ökonomischer Gesetze. Die Geldwaretheorie zu akzeptieren, bedeutet nicht, die Geldware in die Zirkulation zurück zu beordern, in der sie von Anfang an eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, sondern ermöglicht, das Geld als eine Einheit von Geldware und Geldzeichen widerspruchsfrei darzustellen. Der logisch-historische Zusammenhang zeigt, dass die Geldstellvertreter Abkömmlinge und keine

38 Michael R. Krätke: Kritik der politischen Ökonomie heute. Zeitgenosse Marx. Hamburg 2017. S. 191.

39 Siehe Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 109.

40 Vgl. zum Beispiel Heinz-Josef Bontrup: Volkswirtschaftslehre. Grundlagen der Mikro- und Makroökonomie, München [u.a.] 1998. S. 437.

41 Eugen von Philippovich: Allgemeine Volkswirtschaftslehre. 13. Aufl. Tübingen 1919. S. 269 (Grundriß der politischen Oekonomie. Bd. 1); Georg Simmel: Philosophie des Geldes. [Nachdr. der Ausg. Berlin 1900]. Köln 2009. S. 156ff.

Konkurrenten der Geldware sind. Geldzeichen sind Repräsentanten der Geldware Gold geblieben, obgleich fixe juristische Bindungen zwischen ihnen und dem Gold aufgehoben wurden. Das Papiergeld der Zentralbanken (inkonvertible Banknoten) ist Repräsentativgeld. Die von Stephan Krüger vertretene Auffassung ist die logisch schlüssige Erklärung des Zusammenhangs zwischen der Geldware und den papiernen Geldzeichen.⁴² Das inkonvertible Repräsentativgeld »bleibt durch unsichtbare Fäden an die metallische Grundlage der Geldzirkulation, die ihrerseits die Fundamentalbestimmung des Geldes als Ware ausdrückt und Bedingung für die Wertbestimmung durch gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist, gebunden«⁴³. Diese von mir favorisierte Auffassung besitzt den Nachteil, dass man sie empirisch nicht »beweisen« kann. Wollte man praktisch beweisen, dass der Preis dem Wesen nach der Geldausdruck des Warenwerts, der Lohn der des Wertes der Ware Arbeitskraft ist, ginge es uns freilich ebenso. Wir müssten nämlich wissen, wie groß der Warenwert und der Wert der Arbeitskraft sind. Wir wissen es aber nicht.

5. Gültigkeit und Messbarkeit des Arbeitswerts

Wir haben gesehen, dass das an den Arbeitswert gebundene Geldverständnis umstritten ist. Der von Marx in den ersten drei Kapiteln des ersten Kapitalbandes begründete Zusammenhang zwischen Wert und Geld wird nicht von allen »marxistischen« Autoren geteilt. Doch das ist keineswegs alles: Die Arbeitswerttheorie selbst wird in Zweifel gezogen. Marx hatte seinen Töchtern auf die Frage nach seinem Lieblingsmotto geantwortet: »De omnibus dubitandum«, wobei er den Leitsatz selbstverständlich auch auf die eigene Meinung bezog. Darf an allem gezweifelt werden, dann muss dies auch gelten für das mächtige Fundament seiner Lehre, für die Arbeitswerttheorie. Das geozentrische Weltbild galt 1800 Jahre lang als unumstößliche Wahrheit. Im Mittelalter wurde es durch das heliozentrische ersetzt, als Kopernikus, Kepler und Newton nachwiesen, dass es falsch ist. Ist die Zeit reif, das arbeitswerttheore-

42 Stephan Krüger: Politische Ökonomie des Geldes. Gold, Währung, Zentralbankpolitik und Preise. Hamburg 2012. S. 72–193 (Kritik der Politischen Ökonomie und Kapitalismusanalyse. Bd. 2).

43 Ebenda. S. 191.

tische Weltbild der Politischen Ökonomie zu ersetzen? Die Arbeitswerttheorie sei nicht erst heute überholt. Sie wäre von Anfang an falsch gewesen. Bearbeiter der Marx-Engels-Gesamtausgabe sagen, ihnen sei rätselhaft, wie man an der Vorstellung, die Arbeit als abstrakte bestimmen Wert der Waren, festhalten will. Das Beharren darauf habe Marx an analytischen Fortschritten gehindert. Die Marxsche Werttheorie habe sich nicht als haltbar erwiesen.⁴⁴ Ist die Arbeitswerttheorie erschüttert? Müssen wir sie aufgeben? Wäre das so, dann entledigten wir uns nicht nur ihr. Es wäre der Abgesang auf die gesamte Marxsche Politische Ökonomie. Denn wer das arbeitswerttheoretische Fundament für unbrauchbar hält, schlägt der marxistischen Ökonomie den Boden unter den Füßen weg. Das architektonisch beeindruckende Gebäude fiel zusammen wie ein Kartenhaus. Alle ökonomischen Kategorien gründen auf dem Arbeitswert. Wir hatten schon gesehen, dass man das Geld missverstehen muss, wenn man es nicht vom Wert ableitet. Und wer das Geld nicht begrift, kann auch das Kapital nicht verstehen. Wer den Wert ablehnt, der muss konsequent auch den Mehrwert ablehnen. Wer den Mehrwert ablehnt, muss es auch mit dessen Erscheinungsformen tun, dem Profit, dem Unternehmervergewinn, dem Zins, der Rente usw. Eine werttheoretische Begründung der Preise wäre nicht möglich. Zu allen diesen Konsequenzen muss bereit sein, wer die Arbeitswerttheorie für falsch hält. Sie nicht zu verwerfen, nur um das Gesamtgebäude zu stützen, wäre unwissenschaftlich. Doch ist die Kritik an der Arbeitswerttheorie berechtigt, so wie es die Kritik am ptolemäischen Weltbild gewesen ist? Wie lautet die Begründung für die Kritik der Marxschen Arbeitswerttheorie? Man könne nicht, so wird behauptet, eine Stunde Nähen mit einer Stunde Hämmern gleichsetzen. Das sei »ebenso rätselhaft wie die Gleichsetzung eines Hemds und angenagelter Hufeisen als Ergebnis des Beschlagens eines Pferdes«. ⁴⁵ Offensichtlich ist, dass hier Gebrauchswert und Wert verwechselt werden und der Unterschied zwischen der konkreten und der abstrakten Arbeit – der Springpunkt für das Verständnis der Politischen Ökonomie – unverstanden bleibt. Das ist ein Rückfall auf den Arbeitsbegriff Ricardos. Ricardo kannte nur

44 Siehe Bertram Schefold: Einführung. In: MEGA. Bd. II/15. Berlin 2004. S. 898f. und 910.

45 Ders.: Die Bedeutung des Problems der Wertformenlehre und der Transformation von Werten in Preise für das Kapital. In: Marx-Engels-Jahrbuch 2007. Berlin 2008. S. 41f.

konkrete Arbeit. Die Kritik an der Arbeitswertlehre beruht auf Missverständnissen und Verwechslungen. Weitere Irritationen: Die Mehrheit der sich marxistisch nennenden Ökonomen vertritt den Standpunkt, die Wertgröße könne nicht gemessen werden. Dieser Gedanke kann auf drei Gründen beruhen. Erstens könnte man der Meinung sein, die Zeit schlechthin sei nicht messbar. Eine Auffassung, die seit den ersten Sonnen- und Schattenuhren der Sumerer vor 5000 Jahren ausgeschlossen werden kann. Zweitens hält man die Arbeitszeit zwar grundsätzlich für quantifizierbar, nicht aber die gesellschaftlich notwendige. Messen könne man allein die individuelle Arbeitszeit, die nicht oder nur zufällig mit der gesellschaftlich notwendigen übereinstimme. Drittens behaupten einige, messen ließe sich nur die konkrete Arbeit, nicht die abstrakte. Die abstrakte Arbeit sei ein gesellschaftliches Verhältnis und gesellschaftliche Verhältnisse könnten nicht gemessen werden. Die abstrakte Arbeit ist die Substanz des Wertes. Die Menge der Substanz ist sehr wohl messbar, nämlich in Arbeitszeit, die zur Herstellung der Ware gesellschaftlich notwendig ist. Sagt man dies mit den Worten des Meisters, handelt man sich den Vorwurf ein, sterile Textexegese zu betreiben. Ein Vergleich der Interpretation mit dem Originaltext bringe nichts – die übliche Reaktion, sobald die Argumente ausgehen. Die Kritik am Zitieren aus dem Kapital, vermutet Georg Quaas zu Recht, soll immunisieren gegen die Kritik an der eigenen Fehlinterpretation.⁴⁶ Marx formuliert eindeutig: Die Größe des Werts wird gemessen durch »das Quantum der in ihm enthaltenen wertbildenden Substanz«, der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst mißt sich an ihrer Zeitdauer, und die Arbeitszeit besitzt wieder ihren Maßstab an bestimmten Zeitteilen, wie Stunde, Tag usw.⁴⁷ Wenn Arbeitszeit schlechthin gemessen werden kann, weshalb dann nicht jene, die gesellschaftlich notwendig ist, die Ware zu produzieren? Dafür werden meist folgende Argumente vorgebracht: Die Wertgröße zeige sich erst im Tausch. Sie sei vorher – während der Produktion – unbekannt und äußere sich im Tauschwert, d.h. in einer Menge anderer Gebrauchswerte bzw. einer Geldmenge. Dass die Wertgröße vor oder nach Abschluss der Produktion nicht bekannt ist, dass sich niemand für sie interessiert und sich zu berechnen bemüht, ist kein Beweis dafür, dass sie vor dem Tausch nicht existiert und dass man sie nicht berech-

46 Georg Quaas: Die ökonomische Theorie von Karl Marx. Marburg 2016. S. 19.

47 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 53.

nen kann. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist die Arbeitszeit, die unter Bedingungen der dominierenden Produktivität im Zweig zur Produktion der Ware nötig ist. Stimmen das Angebot und die Nachfrage überein, entspricht der Preis der Wertgröße. Natürlich interessiert sich kein Produzent für den wertadäquaten Gleichgewichtspreis. Jeder will möglichst hohe Preise für seine Absatz- und niedrige Preise für seine Einkaufsgüter. Der Gleichgewichtspreis, der Wert, der innere Regulator, ist für die Verkäufer und Käufer ohne Interesse. Wer behauptet, die Wertgröße könne nicht gemessen werden, weil man ein Produktionsverhältnis nicht messen könne, irrt. Denn die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist die Quantifizierung des Produktionsverhältnisses. Sie besagt, wie viel Arbeitszeit der Produzent in einer gemeinschaftlichen, arbeitsteiligen Produktion für seine Waren aufwenden und damit von der der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Gesamtarbeitszeit beanspruchen darf. Das geeignete Instrumentarium zur Ermittlung dieser Größe sind die Input-Output-Modelle. Diese Modelle sind gewöhnlich als Produktionsmengenmodelle konstruiert. Sie eignen sich aber auch als Arbeitszeitmodelle, mit denen wir den vollen Arbeitszeitaufwand zur Herstellung der Produkte errechnen können. Die volle Arbeitszeit setzt sich aus direkter und indirekter Arbeitszeit zusammen. Das Prinzip der Ermittlung der Wertgrößen ist mehrfach gezeigt worden.⁴⁸

Die Zeit ist noch nicht gekommen, wie die Neomarxisten das arbeitswert- bzw. arbeitszeitliche Weltbild aufzugeben. Wenn aber einst Produkte nicht mehr als Waren produziert werden, die Lohnarbeit und Arbeitszeit unwichtig geworden sind, könnte es so weit sein. Ob dies jemals eintreten wird und wenn ja, wie viele Generationen bis dahin vergehen werden, kann niemand wissen.

Obgleich der Zugang zu Marx' Schriften dank der MEGA heute besser als je zuvor ist, sollten wir uns nicht täuschen: Junge Leute werden, interessieren sie sich für die Marxsche Lehre, vor allem zur Sekundärliteratur greifen. Da die »Neue Marx-Lektüre« zur Aktualisierung und

48 Siehe zum Beispiel Klaus Müller: Welche Arbeitszeit ist gesellschaftlich notwendig? Zur Diskussion über eine große Frage. In: Z. Zeitschrift für marxistische Erneuerung. Frankfurt am Main. Jg. 25. Nr. 100 (Dezember 2014). S. 215–230. Ausführlicher und mit einer Sensitivitätsanalyse verknüpft bei Klaus Müller / Erhard Müller: Arbeitskoeffizienten. In: WISU. Das Wirtschaftsstudium. Düsseldorf. Jg. 2012. H. 11. S. 1448–1493.

zum Erhalt der Marxschen ökonomischen Lehre »weniger als nichts«⁴⁹ leistet, viele ihrer Vertreter »sich von Marx längst verabschiedet (haben) [...] und keine Marx-Rezeption mehr, sondern eine Marx-De-montage unter falscher Flagge (veranstalten)«⁵⁰, erwächst den »Traditionsmarxisten« die Verantwortung für das Selbstverständliche: Marx' ökonomisches Werk genau zu lesen und zu referieren.

49 Michael R. Krätke: Kritik der politischen Ökonomie heute. Zeitgenosse Marx. Hamburg 2017. S. 77.

50 Holger Wendt: Logisch? Historisch? Logisch historisch! Anmerkungen zu einem Methodenstreit und seinen politischen Implikationen. In: Marxistische Blätter. Essen. Jg. 48. 2010. H. 6. S. 42.

GEORG QUAAS

Ist der Mehrwert messbar?

*Konsequenzen einer bislang
wenig gewürdigten Preistheorie von Karl Marx
im ersten Band des »Kapital«*

Die Gegenstände ökonomischer Theorien sind in den meisten Fällen von quantitativen Verhältnissen durchdrungen. Maß und Zahl stellen im Handel, in der Produktion, bei der Verteilung, aber auch im Konsum wichtige Aspekte dar, um die sich nicht nur die Praktiker, sondern auch die Ökonomen bemühen müssen, um rationale Entscheidungen treffen zu können und um zu verstehen, was in der ökonomischen Realität vor sich geht. Nur sehr reiche Akteure, wie zum Beispiel die Könige in Homers Ilias, können es sich leisten, den Preis eines begehrten Gutes zu ihren Ungunsten zu ignorieren und dabei das Hundertfache draufzulegen. In diesem Extremfall hat selbst der Dichter, für den es sicher interessantere und schönere Dinge gab, es für wichtig befunden, der Nachwelt davon zu berichten (der Tausch der Rüstungen zwischen Diomedes und Glaukos).¹

Karl Marx, die Mathematik und der Mainstream

Vor der Notwendigkeit, quantitative Verhältnisse exakt darzustellen, stand auch Karl Marx als er sein Hauptwerk »Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie« verfasste. Zwar findet man bei ihm einige wenige, sehr einfache, trotzdem aber für seine Darstellung der kapitalistischen Produktionsweise ziemlich zentrale Formeln wie die entstehungsseitige

¹ Homer: Ilias. Erster Band. Aus dem Griechischen in Prosa übertragen von Gerhard Scheibner. Mit Illustrationen von Werner Klemke. Berlin 2000. S. 179 (Aufbau-Bibliothek).

Aufspaltung des Warenwerts W in konstantes Kapital c , variables Kapital v und den Mehrwert m :

$$W = c + v + m$$

Darüber hinaus ist es aber nicht übertrieben festzustellen, dass die meisten quantitativen Verhältnisse, die im »Kapital« dargestellt werden, verbal, das heißt ohne jede Mathematik, und anhand von Beispielen dargestellt werden. Das ist eine Form, die der moderne Ökonom – wenn überhaupt – nur noch Nase rümpfend zur Kenntnis nimmt. Für den Dogmenhistoriker ergibt sich hier die lohnende Aufgabe, die in einem Werk angesprochenen quantitativen Verhältnisse möglichst textgetreu in die Sprache der Mathematik zu übersetzen. Ein gewisses Vorbild kann dabei Paul Samuelson sein, der mit Blick auf die gesamte klassische Periode der Ökonomie sich an einer solchen mathematischen Modellierung versucht hat, allerdings ohne allzu tief in die Details der Theorien von Adam Smith, David Ricardo, geschweige denn in die von Karl Marx, einzudringen.²

Die wissenschaftliche Darstellung einer ökonomischen Theorie erfordert grundsätzlich dreierlei:

(1) Eine verständliche Begriffsbildung, auf deren Grundlage qualitative Merkmale möglichst eindeutig identifiziert werden können; das bedingt unter Umständen ein hohes Maß an philosophischer Analyse. Im vorliegenden Zusammenhang, das heißt mit Bezug auf einen klassischen Text, dessen Autor von der Grenznutzentheorie noch nichts wusste und wahrscheinlich auch nicht allzu viel von ihr gehalten hätte, stellt die Kategorie des Gebrauchswerts eine Herausforderung an die Genauigkeit der begrifflichen Analyse dar.³ Dabei geht es weniger darum, dem heutigen Leser klar zu machen, was Marx mit dem Begriff des Gebrauchswerts gemeint hat, als die vielen verwirrenden Interpretationen, die wir in der gesellschaftspolitisch engagierten Marx-Exegese finden, zu diskutieren. Festzuhalten ist jedenfalls, dass Güte und Gehalt eines mathematischen Modells einer ökonomischen Theorie entscheidend da-

2 Paul A. Samuelson: The canonical classical model of political economy. In: Journal of Economic Literature. Nashville, Tenn. Vol. 16. 1978. No. 4. S. 1415–1434.

3 Georg Quaas: Mathematische und dialektische Aspekte der ökonomischen Kategorie des Gebrauchswerts. In: Beiträge zum marxistisch-leninistischen Grundlagenstudium. Leipzig. Jg. 1983. H. 1. S. 108–124.

von abhängen, wie sinnvoll die inhaltlichen Interpretationen ausfallen. Im Falle einer Modellierung ist das von vornherein zu beachten.

(II) Notwendig ist nicht nur eine *adäquate* Formulierung der qualitativen, sondern natürlich auch der *quantitativen* Verhältnisse. Dabei wird unterstellt, dass eine so umfassende ökonomische Theorie wie die im »Kapital« ohne Darstellung quantitativer Verhältnisse ihren Gegenstand verfehlt hätte, ganz gleich, mit welchem Ziel dieses Werk geschrieben wurde. Als »adäquat« soll eine mathematische Formulierung dann gelten, wenn die im Originaltext mit Hilfe von Beispielen oder anderen verbalen Beschreibungen behaupteten Zusammenhänge formal-logisch exakt aus dem vorgeschlagenen mathematischen Modell folgen.

Beim Aufstellen eines solchen Modells geht es erfahrungsgemäß vor allem um die Transformation verbaler Formulierungen quantitativer Verhältnisse, wie sie beispielsweise im »Kapital« laufend vorkommen, in die Sprache der Mathematik. In der Regel ist mit einer solchen Modellierung eine Verallgemeinerung verbunden, die über die Beispiele im Originaltext hinausgehen. Insofern ist mit der mathematischen Formulierung oder Modellierung immer die Hypothese verbunden, dass der Autor genau jene Verallgemeinerung intendiert hatte. Zur Überprüfung dieser Hypothese sind dann sämtliche, sonst noch zu findenden Textstellen von Bedeutung, die auf den gleichen Zusammenhang Bezug nehmen. Ist man bei der mathematischen Verallgemeinerung angelangt, erfordert die Textanalyse einen nächsten Schritt, der so beschrieben werden kann: Die Verallgemeinerungen muss sich bei der Interpretation anderer Textstellen, in der begrifflich gesehen derselbe Bedingungskomplex vorliegt, bewähren. Auf diese Weise kann der »hermeneutische Zirkel«, dass die Gesamtheit eines Werkes durch die Interpretation einzelner Aussagen verstanden werden muss, und einzelne Aussagen im Lichte der Interpretation des Ganzen, in einzelne Interpretationsschritte mit nachfolgender Überprüfung an anderen Textstellen aufgelöst werden.⁴ Diese Vorgehensweise sollte klar unterschieden werden von der Methode, bei jedem Konflikt mit dem Marxschen Text diesem irgendeine Ungenauigkeit zu unterstellen, ohne auf die Idee zu kommen, dass die eigene Interpretation fehlerhaft sein könnte.

4 William Outhwaite: Understanding social life. The method called »Verstehen«. 2.ed. Lewes (East Sussex) 1986. S. 34 und 77f.

Bei der Modellierung der ökonomischen Theorie von Karl Marx erweist sich die Annahme als fruchtbar, dass »die nächsthöheren mathematischen Verallgemeinerungen, von denen die Marxschen Formulierungen ein Spezialfall sind, [...] allgemeine mathematische Modelle linearer Funktionen«⁵ sind. Im folgenden Text wird diese Annahme als »Generalhypothese« der mathematischen Modellierung bezeichnet.

(III) Auf der Grundlage eines solchen Modells, das – um es noch einmal zu betonen – nicht nur aus mathematischen Formeln besteht, sondern stets auch eine sinnvolle ökonomische Interpretation der mathematischen Objekte (Variablen, Parameter, Gleichungen, Ungleichungen etc.) umfasst, kann es erneut, sozusagen auf höherer Ebene, eine weitergehende qualitative Interpretation geben, die dann jene Aspekte der Theorie freilegt, die dem über die Ökonomik hinausgehenden Wissenschaftsanspruch eines Werkes zuzurechnen sind. Im vorliegenden Fall handelt es sich um den Anspruch, nicht nur die (von Marx) beobachteten Verhältnisse darzustellen, sondern auch ihre historische Herausbildung – zumindest hinsichtlich der strukturell und funktional wesentlichen Aspekte.

An solchen Darstellungen der Marxschen Theorie fehlt es aus einem leicht nachvollziehbaren Grund: Während die professionelle Ökonomik hinreichend mit dem entsprechenden mathematischen Rüstzeug ausgestattet wäre, um die ökonomische Theorie von Marx zu rekonstruieren, hat sie schon lange das Interesse daran verloren; auf der anderen Seite stehen marxistische Ökonomen, die mehrheitlich der Mathematik, wenn nicht gar feindlich, so doch zumindest fremd, auf jeden Fall aber skeptisch gegenüber stehen. Wann immer der mathematische Ökonom Zusammenhänge geltend macht, verweisen manche Marx-Anhänger stereotyp auf den bürgerlichen, angeblich unhistorischen Charakter der Mathematik, die, so wird behauptet, Verhältnisse verdinglicht, die man gern in Fluss bringen möchte.

Welchen Nutzen hat die mathematische Modellierung eines ökonomischen Werkes, dessen erste Publikation sich zum 150sten Mal jährt?

(I) Erwähnt wurde bereits der dogmenhistorische Aspekt; auch wenn die Dogmengeschichte aus dem Kanon der Pflichtfächer wirtschaftswissenschaftlicher Studiengänge weitgehend verbannt worden ist, so be-

5 Jindrich Zelený: Die Wissenschaftslogik bei Marx und »Das Kapital«. Berlin 1968. S. 145.

steht doch bei der heranwachsenden Generation ein starkes Interesse an den Ideen, die letztlich zur Herausbildung der modernen Ökonomik geführt haben. Was die ökonomische Theorie von Marx betrifft, so verdienen die vorliegenden Darstellungen, die sich im Wesentlichen darauf beschränken, die obige Formel zu erklären, allerdings kein großes Lob. Der Autor dieser Zeilen kann nur hoffen, dass ihm diese Bemerkung nicht als substanzlose Arroganz angerechnet wird, sondern den Leser (und natürlich auch die Leserin) animiert, sich selber anhand seines Buches⁶ ein Urteil darüber zu bilden, wie vielgestaltig, facettenreich, logisch-kohärent und umfassend die Theorie von Marx tatsächlich ist – um im Anschluss an diese Lektüre den Vergleich zu den ziemlich dürftigen, wenn auch wortreichen Darstellungen zu ziehen, die bis dato vorliegen.

(II) Angesichts einer Tendenz, die man im deutschsprachigen Raum beobachten kann, nämlich die Tendenz, sozial in Schulen, um nicht zu sagen: in Sekten zu zerfallen, wäre es an der Zeit, Brücken zwischen Heterodoxen und Orthodoxen, zwischen Klassik und Neoklassik, zwischen Marx-Exegese und der breiten Hauptstraße der Wissenschaft zu bauen. Dabei braucht man nicht beim Punkt Null anzufangen. Das Tor ist bereits offen zwischen den Handelstheorien, wie sie heute gelehrt werden, und der traditionellen Arbeitswertlehre; zwischen letzterer und der zeitgenössischen Input-Output-Analyse – um nur zwei bedeutendere Schnittstellen zu nennen.

(III) Schließlich bietet die umfassende Darstellung der ökonomischen Theorie von Karl Marx auch Ansatzpunkte für weitergehende Forschungen. Spätestens seitdem Friedrich Engels die ökonomische Zunft mit der Frage herausforderte, wie denn Wertpreise korrekt in Produktionspreise umzurechnen seien, gibt es eine immer noch anschwellende Literatur von einigen hundert Studien zum sogenannten Transformationsproblem. Trotz ansonsten divergierender Auffassungen sind sich die Autoren in einem Punkt einig, dass nämlich Marx' Preistheorie erst im dritten Band des »Kapital« zu finden ist. Dort wird unterstellt, dass es in einer sich entwickelnden und entfaltenden Volkswirtschaft zu einem Ausgleich der Profitraten kommt, einem Prozess, dem die Produktionspreise Rechnung tragen müssen.

6 Georg Quaas: Die ökonomische Theorie von Karl Marx. Marburg 2016.

Bislang hat man wenig Lust empfunden, jene Hypothese empirisch nachzuprüfen. Vom Standpunkt einer Rekonstruktion des Textes scheint die Empirie aber auch irrelevant zu sein. Schließlich müsste die Konzeption der Produktionspreise auch dann modelliert werden, wenn diese in der realen Welt keine Rolle spielen. Es lässt sich aber zeigen, dass Marx' Preistheorie bereits im ersten Band des »Kapital« (K I) dargestellt und in der Konzeption wertadäquater bzw. unter Umständen auch durch Angebot und Nachfrage modifizierter Preise fest verankert ist. Der zwar später erschienene, aber früher geschriebene dritte Band stellt keineswegs die Preistheorie dar, die als Marx' letztes Wort gelten kann. Ein Beispiel für die Bedeutsamkeit einer mathematischen Modellierung, die nach den oben dargelegten Prinzipien verfährt, liefert die Diskussion um den *Mehrwert*.

Die Messbarkeit des Mehrwerts

Das zentrale Objekt der ökonomischen Theorie von Karl Marx zur Erklärung der kapitalistischen Gesellschaftsformation ist der Mehrwert. Dieser wird als Resultat der Ausbeutung interpretiert, während die moderne Ökonomik darin einen »Lohn« für den Einsatz des Kapitals sieht. Beiden Interpretationen ist gemeinsam, dass sowohl der Mehrwert als auch davon abgeleitete Begriffe wie die Mehrwertrate quantitative Konzepte sind, deren Messung als problematisch angesehen wird. In einem bislang noch unveröffentlichten Manuskript benennt beispielsweise Étienne Balibar als erstes unter den ungelösten Problemen der ökonomischen Theorie von Marx die Messung des Mehrwerts: »Eine bekannte Schwierigkeit besteht in der Messung des M und der M-Rate. Da nicht der Wert, sondern allein die ihn in der Zirkulation in Geldform ausdrückenden Preise der Beobachtung zugänglich sind, kann es keine absolute Messung des M geben.«⁷

Die quantitativ exakte Bestimmung des Mehrwertes und der Mehrwertrate ist jedoch nur ein Teilproblem. Das übergreifende Problem besteht in der hermeneutisch befriedigenden und logisch widerspruchsfreien Darstellung des Verhältnisses von Wert und Preis, so wie es im reifen Werk von Karl Marx formuliert worden ist. Ein Problem, das

7 Étienne Balibar: Mehrwert. [Unveröffentlichter Entwurf eines Beitrages zum »Kritischen Wörterbuch des Marxismus«. 2017.]

im Rahmen einer umfassenden mathematischen Modellierung gelöst werden muss. Nach wie vor stellen sich folgende Fragen:

(I) Wie transformieren sich nach Marx, und nicht nach Sraffa oder einem anderen Theoretiker, Werte in Preise?

(II) Ist Marx im dritten Band des »Kapital« (K III) einem Kostpreisirrtum aufgesessen?

(III) Warum wird die im KI entwickelte Preistheorie ignoriert bzw. überhaupt nicht als solche wahrgenommen?

Der Rahmen, in dem traditionell diese Fragen diskutiert werden, trägt den Titel »Transformationsproblem«. ⁸ Allerdings ist dieses Problem im Zusammenhang der Bestimmung der Produktionspreise unter Zugrundelegung einer einheitlichen Profitrate entstanden. Bei der Konkretisierung seiner Theorie stieß Marx in K III auf das Problem, wie sich die Werte in Preise – genauer gesagt: in Produktionspreise – transformieren. Seine Lösung dieses Problems ist von vielen Autoren als fehlerhaft bewertet worden, weil er auf der einen Seite seiner Gleichung, die Kosten betreffend, Werte verwendet und auf der anderen Seite der Gleichung Preise angibt: der sog. »Kostpreisirrtum«.

Es ist gezeigt worden ⁹, dass man den Kostpreisirrtum vermeiden und die Werte korrekt in Produktionspreise transformieren kann. Insofern wurde der Angriff auf die Werttheorie selbst von Autoren, die im Allgemeinen als Marx-Kritiker gelten, abgewehrt. Wohlgermerkt: Die so abgeleiteten Produktionspreise unterstellen ein langfristiges Gleichgewicht mit einer einheitlichen Profitrate.

Trotz der vorliegenden Lösungen ging (und geht) die Debatte weiter: Inzwischen sind hunderte Beiträge zum Thema erschienen. Den marxistischen Ökonomen schmerzt dabei wohl am meisten, dass Marx einen Fehler begangen haben soll. Zwar kann man durchaus argumentieren, dass allein die Tatsache, dass Marx' ökonomische Theorie nicht verworfen werden muss, wissenschaftlich relevant ist, aber das befriedigt nicht jeden.

8 Eine Übersicht findet man bei Friedrun Quaas: Das Transformationsproblem. Ein theoriehistorischer Beitrag zur Analyse der Quellen und Resultate seiner Diskussion. Marburg 1992.

9 Ladislaus von Bortkiewicz: Wertrechnung und Preisrechnung im Marxschen System. In: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik. Neue Folge. Tübingen. Bd. 23. 1906. S. 1–50, und Bd. 25. 1907. S. 10–51, und 445–488. – Francis Seton: The »Transformation Problem«. In: Review of Economic Studies. Oxford. Vol. 24. 1957. No. 3. S. 149–160.

Die wesentlichen Merkmale der weitgehend akzeptierten Lösung des Transformationsproblems können wie folgt zusammengefasst werden: Die Werttheorie kann einschließlich der Theorie der Produktionspreise widerspruchsfrei formuliert werden. Allerdings sind Werte (einschließlich des Mehrwertes) nur theoretisch erfassbar. Sie stellen strukturell den wesentlichen Mechanismus des Systems von Ware-Geld-Kapital-Beziehungen dar.

Diese Auffassung hat allerdings einen Preis, den die Pragmatiker und Empiriker zahlen müssen, die Marx' Theorie auf aktuelle Entwicklungen anwenden wollen. Der theoretische Charakter des Wertbegriffes wird durch die Bortkiewicz-Lösung derart zementiert, dass empirische Analysen, die sich theoretisch auf die Preis-Ebene stützen, aus der Perspektive der Theoretiker nichts über »das Wesen« des kapitalistischen Systems aussagen. Das ist offenbar Balibars Position und die vieler anderer.

Man kann nun in dieser Situation nach einer Möglichkeit suchen, den Wertbegriff mit der Empirie zu versöhnen.¹⁰ Man kann aber auch einen Schritt zurücktreten und sich das Problem grundsätzlich vor Augen führen. Dabei ergibt sich, dass die bislang von vielen Theoretikern akzeptierte Lösung des Transformationsproblems nicht nur eine analytische Unterscheidung zwischen den Ebenen der Gebrauchswerte, Werte und Tauschwerte (Preise) unterstellt, sie ontologisiert diese Ebenen auch. Daraus ergibt sich das Problem, ausgehend von der Erscheinung der Werte in den Preisen nach deren Wesen zu suchen. Aus wissenschaftstheoretischer Hinsicht wird mit dieser Auffassung des Zusammenhanges zwischen Werten und Preisen dem historischen Materialisten Karl Marx absurder Weise unterstellt, dass seine ökonomische Theorie eine platonistische Modellkonstruktion ist.

Soweit die grundsätzliche Kritik, die allerdings nicht weiterbrächte, wenn es nicht bereits in KI eine Preistheorie gäbe. Deren Bedeutung wiegt deshalb besonders schwer, weil der entsprechende Text zeitlich zwar vor den Manuskripten für KIII entstanden ist, auf das sich die Transformationstheoretiker berufen, aber auch nach ihrer Produktion unverändert beibehalten worden ist:

10 Georg Quaas: Arbeitsquantentheorie. Mathematische Grundlagen der Werttheorie. Frankfurt am Main [u.a.] 2001.

»Gesetzt endlich jedes auf dem Markt vorhandne Stück Leinwand enthalte nur gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Trotzdem kann die Gesamtsumme dieser Stücke überflüssig verausgabte Arbeitszeit enthalten. Vermag der Marktmagen das Gesamtquantum Leinwand, zum Normalpreis von 2 Sh. per Elle, nicht zu absorbiren, so beweist das, daß ein zu großer Theil der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit in der Form der Leinweberei verausgabt wurde. Die Wirkung ist dieselbe als hätte jeder einzelne Leinweber mehr als die gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit auf sein individuelles Produkt verwandt. Hier heißt's: Mitgefangen, mitgegangen. Alle Leinwand auf dem Markt gilt nur als *ein* Handelsartikel, jedes Stück nur als aliquoter Theil.«¹¹

Die Konsequenz in diesem Beispiel ist, dass der Preis sinkt, und damit ist er keine adäquate Darstellung des Wertes mehr.

Bertram Schefold hat mir gegenüber bemängelt, dass es bei Marx nur diese eine Stelle gäbe, die für eine wesentlich einfachere Preistheorie spricht.¹² M.E. verkennt diese Kritik, wie stark Marx mit jedem Wort seines Lebenswerkes gerungen hat. Nachdem diese Aussage formuliert worden war, wurde sie nie wieder abgewandelt. Darüber hinaus lässt sie sich verallgemeinern und anhand der in KI folgenden Aussagen zum Zusammenhang zwischen Wert und Preis verifizieren.

Damit ergibt sich folgendes Bild: Der Wert einer Ware wird durch die Produktionsverhältnisse determiniert, exakter: qualitativ durch die abstrakte Arbeit und quantitativ durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die im Durchschnitt zu ihrer Produktion erforderlich ist. Der Preis einer Ware auf dem Markt reflektiert nicht nur den Wert, sondern zusätzlich noch das Verhältnis von Angebot und (zahlungsfähiger) Nachfrage. Die auf diese Weise modifizierte Erscheinungsform des Wertes spiegelt die Wertgröße wider, die auf dem Markt als nützlich anerkannt wird; man könnte diesen Wert, den die Preise auf die Ware projizieren, mit Marx den »Marktwert« nennen.

11 Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Hamburg 1867. In: MEGA. Bd. II/5. S. 68f.; ders.: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Hamburg 1872. In: MEGA. Bd. II/6. S. 132; ders.: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Hamburg 1883. In: MEGA. Bd. II/8. S. 130 (und darauf fußend in modernisierter Orthografie MEW. Bd. 23. S. 121f.).

12 Bertram Schefold: Private E-Mail vom 31. Mai 2017.

Kurz noch ein paar Anmerkungen zur Erklärungskraft dieses völlig anderen Ansatzes, der Teil der oben beschriebenen mathematischen Modellierung ist. Die Modifikation des Wertes durch den Preis

(I) erklärt, warum Marx im »Kapital« Werte stets in Geldeinheiten (in Preisform) angeben kann;

(II) zeigt, dass die Transformation in Produktionspreise von (eben diesen konkretisierten) Werten ausgehen muss – es gibt somit keinen Kostpreisirrtum;

(III) legitimiert Analysen des Kapitalismus auf Basis von Preisen als werttheoretisch korrekt und

(IV) erlaubt damit die Verwendung der Ergebnisse der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen für deskriptive Analysen und für den Test ökonomischer Theorien – einschließlich der von Marx;

(V) verbindet das Konzept und die empirische Beobachtung eines sogenannten »Markup« im makroökonomischen Mainstreams mit der Mehrwerttheorie und den davon abgeleiteten Verhältnissen.

Preis und Wert

Der Preis einer Ware ist der Ausdruck ihres auf dem Markt gesellschaftlich anerkannten Wertes in Geld. Während der Wert einer Ware ausschließlich von den Verhältnissen in der Produktion, genauer gesagt: von der für ihre Herstellung gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit bestimmt ist, hängt der Grad der Anerkennung ihres Wertes von dem auf dem Markt herrschenden Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage ab. Es sei a die Gesamtmenge der auf ein und demselben Markt angebotenen Waren der Sorte a_0 . Durch diese Größe ist das *Angebot* unter stofflichem, gebrauchswertmäßigem Aspekt charakterisiert.

Die Nachfrage ist von theoretischem Standpunkt ebenfalls eine prinzipiell messbare Größe. Durch \hat{a} werde die (unter Umständen fiktive) Menge an Waren der Sorte a_0 bezeichnet, für die auf dem betrachteten Markt eine (zahlungsfähige) Nachfrage besteht. Damit ist ein mathematischer Ausdruck für die quantitative Seite der *Nachfrage* gegeben.

Es sind sehr verschiedene Möglichkeiten denkbar, wie das Verhältnis von Angebot und Nachfrage darzustellen wäre. Im Folgenden wird nur

eine einzige, aber naheliegende Variante in Betracht gezogen, mit der die obige Textstelle modelliert werden kann. Die (dimensionslose) Zahl

$$m(a_0) = \frac{\hat{a}}{a}$$

ist ein Maß für das auf dem Markt existierende Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot, bezogen auf Artikel der Sorte a_0 . Die Größe m variiert zwischen 0 und ∞ (Wertebereich). Falls Angebot und Nachfrage übereinstimmen, ist $m = 1$. Dagegen ist $m = 0$ für ein unabsetzbares Produkt, und m strebt gegen Unendlich, wenn keine einzige Ware zur Befriedigung einer tatsächlich vorhandenen gesellschaftlichen Nachfrage angeboten wird. Bei einem realen Angebot von mindestens einem Artikel ist m jedoch stets endlich. Die Analyse der oben zitierten Textstelle sieht nun folgendermaßen aus:

Es sei a die Gesamtmenge der auf dem Markt vorhandenen Leinwand, $W(a)$ ihr durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit $t(A)$ bestimmte Wertgröße. Nach der speziellen Unterstellung von Marx ist die Nachfrage geringer als das Angebot, also $\hat{a} < a$.

Die Differenz $a - \hat{a}$ erfasst die Größe derjenigen Warenmenge, die effektiv nicht gebraucht wird und deshalb auf dem Markt auch nicht als Träger von Wert anerkannt wird. Vom Standpunkt der gesellschaftlichen Nachfrage aus gesehen ist der Wert dieses Teils der Warenmenge gleich Null. Dies ist die Konsequenz der Bindung des Wertes an seinen stofflichen Träger, den Gebrauchswert, auf die man bei der Formulierung der Werttheorie mit dem folgenden Zitat Bezug nehmen kann: Es »kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert.«¹³ Die partielle Entwertung des Angebots verteilt sich gleichmäßig auf alle zur gleichen Zeit angebotenen Waren gleicher Sorte: »Hier heißt's: Mitgefangen, mitgegangen. Alle Leinwand auf dem Markt gilt nur als ein Handelsartikel, jedes Stück nur als aliquoter Teil.«¹⁴ Die gesamte Warenmasse repräsentiert infolge der teilweisen Entwertung auf dem Markt durch die geringere Nachfrage nicht den wirklich vorhandenen Wert $W(a)$, sondern den *gesellschaftlich anerkannten Wert* $W(a) - W(a - \hat{a})$, der um den Betrag der Wertgröße des

13 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 55.

14 Ebenda. S. 122.

nutzlosen Warenquantums $a-\hat{a}$ geringer ist als $W(a)$. Da der Wert eine lineare Funktion (siehe Zelený's Generalhypothese) ist, gilt: $W(a) = W(a-\hat{a}) + W(\hat{a})$.

Es wird demnach auf dem Markt genau die Wertgröße W derjenigen (u.U. fiktiven) Warenmenge \hat{a} anerkannt, die zur Befriedigung des gesellschaftlichen Bedarfs erforderlich ist.

Diese Gleichung formen wir noch ein wenig um. $W(\hat{a})$ ist nichts anderes als der Wert je Wareneinheit multipliziert mit der Nachfragemenge:

$$W(\hat{a}) = \frac{W(a_0)}{a_0} \cdot \hat{a} = \frac{W(a_0)}{a_0} \cdot a \cdot m(a_0) = W(a) \cdot m(a_0)$$

Andererseits ergibt der Wert der Wareneinheit multipliziert mit der Angebotsmenge den Wert der gesamten Warenmenge a . Folglich ist der Marktwert das Produkt aus dem Wert der Warenmenge a multipliziert mit dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage m .

Die letzte Gleichung stellt den quantitativen Aspekt der *Modifikation des Wertes* durch das auf dem Markt herrschende Verhältnis von Angebot und Nachfrage dar. Aus ihr ergibt sich eine grundsätzliche Kritik an der sogenannten »monetären Werttheorie«, insofern mit letzterer der Anspruch verbunden ist, die Werttheorie von Marx darzustellen. Die Berücksichtigung des gesamtgesellschaftlichen Bedarfs ist m.E. ein berechtigtes Anliegen der »monetären Werttheorie« von Michael Heinrich.¹⁵ Indem sie aber diesen Aspekt bereits in der »gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit« verankert, gelangt sie zu einer reduzierten Darstellung, die die Modifikation des Wertes auf dem Markt nicht mehr erfassen kann. Da der Wert nach Heinrich überhaupt erst auf dem Markt zustande kommt, ist er von vornherein durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage infiziert. Eine »Modifikation« ist im Rahmen dieses Konzeptes überhaupt nicht denkbar. Dadurch blendet Heinrich dann auch wichtige Teile der Marxschen Theorie aus: nicht nur die Geld- und die Preistheorie, sondern auch die Entwicklungstheorie gesellschaftlicher Formen, die Marx am Beispiel der Wertausdrücke demonstriert.

15 Vgl. Michael Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. 3., korr. Aufl. Münster 2003.

Die Darstellung der Entwicklung der Wertformen – auch sie ist übrigens mathematisch formulierbar¹⁶ – kulminiert in einer Erklärung des Goldpreises und des Papiergeldes mit Zwangskurs. Dies und die Tatsache, dass es eine gewisse Zeit \hat{t} braucht, bis sich die Preise den Werten und dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage entsprechend auf einem Markt einstellen – dies alles vorausgesetzt – führt zur folgenden Preisgleichung: $P(a, \hat{t}) = \eta \cdot m(a_0, 0) \cdot W(a)$. Dabei ist η ein Parameter, der vom Preismaßstab abhängt.

Die empirische und theoretische Relevanz

Im Hinblick auf die Tatsache, dass Marx nur an sehr wenigen Stellen des »Kapital« den Marktpreis überhaupt erwähnt und stattdessen überwiegend voraussetzt, dass die Preise die Werte darstellen, und zwar adäquat, muss man sich fragen, welche Relevanz die oben modellierte Marxsche Preistheorie überhaupt hat. Man kann sie als einen abgebrochenen Versuch deuten, die Werttheorie mit der empirischen Sachlage zu versöhnen. In der tiefen Überzeugung, dass sich letztlich die Werte gegenüber den Marktpreisen durchsetzen werden, scheint Marx mit seinen dürftigen Bemerkungen zufrieden gewesen zu sein, um sich dann wieder voll und ganz auf das »Wesen« marktwirtschaftlicher Gesellschaften zu konzentrieren. Das ist von sehr vielen Marxinterpreten so gedeutet worden, dass man streng zwischen einer Wert- und einer Preisebene unterscheiden müsse. Daraus ergibt sich die hohe *theoretische* Bedeutung der Marxschen Preistheorie, die das Bindeglied zwischen jenen beiden Strukturen darstellt. Das Übersehen der Preistheorie in K I und das Bedürfnis, den Zusammenhang zwischen Werten und Preisen zu verstehen, hat den einen oder anderen Interpreten dazu verführt, »die marktwirtschaftliche Preistheorie bis hin zu den spieltheoretischen Ansätzen« in die ökonomische Theorie von Marx erst noch einführen zu wollen.¹⁷ Ulrich Krause, dessen analytische Grundlagen der Werttheorie auf halbem Wege stecken bleiben, indem er ebenfalls die Verbindung zwischen Werten

16 Georg Quaas: Die vierte Wertform. Anmerkungen zu einer genialen Idee. In: Erhard Crome / Udo Tietz (Hrsg.): Dialektik, Arbeit. Gesellschaft. Festschrift für Peter Ruben. Potsdam 2013. S. 139–149.

17 Karl Georg Zinn: Arbeitswerttheorie. Zum heutigen Verständnis der positiven Wirtschaftstheorie von Karl Marx. Herne / Berlin 1972. S. 74.

und Preisen übersieht, die Marx selber hergestellt hat, diagnostiziert nichtsdestoweniger den Schwerpunkt der werttheoretischen Interpretationen und Diskussionen richtig: »Für die klassisch/zeitgenössische Arbeitswertlehre hat dies die Konsequenz, dass dadurch technische Arbeitswerte von gesellschaftsspezifischen Koordinationsgrößen wie Preisen losgekoppelt werden, das Band zwischen Werten und Preisen zerreißt – die Geburt des nunmehr unsterblichen Transformationsproblems.«¹⁸

Aber kann man wirklich behaupten, dass Marx so unrealistisch war, eine rein von der Produktion bestimmte Wertebene zu postulieren, während im realen Getriebe der Märkte die Preise und Tauschwerte den gesellschaftlichen Stoffwechselprozess bestimmen? In der Tat gibt es keine einzige Stelle, die belegt, dass Marx einen werttheoretisch inspirierten Modellplatonismus vertreten wollte. Wann immer er die empirische Realität reflektiert, geht er davon aus, dass die Marktpreise die Werte widerspiegeln, wenn auch oftmals verzerrt. Diese Verzerrung mag zum Teil durch zufällige Einflüsse zustande kommen, aber es gibt auch einen systematisch verzerrenden Einfluss, und das ist das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Der von Marx konzipierte Marktpreis stellt diese systematische Verzerrung der reinen Wertverhältnisse dar. Genauer gesagt stellt er auf der Basis der Arbeitswerttheorie den auf dem Markt geltenden Wert dar: *Marx' Preistheorie ist eine Theorie der auf dem Markt anerkannten oder geltenden Werte*. In diesem Sinne stellen die Preise nicht den Wert, sondern den *Marktwert* eines Gutes dar.

Auf dem Hintergrund der Marxschen Preistheorie dürfte nun klar geworden sein, warum das gesamtgesellschaftliche Bedürfnis keine Determinante des Wertes sein kann. Wäre der Wert $W(a)$ von Angebot und Nachfrage bestimmt, käme es in entweder zu einer doppelten Berücksichtigung dieses Verhältnisses oder es müsste als Determinante der Marktpreise weggelassen werden. Im ersten Fall hätten wir eine wenig plausible Konstruktion vor uns, die der hier unterstellten Generalhypothese, dass Marx einfache, lineare Zusammenhänge im Sinn gehabt hat, widerspräche. Im letzten Fall könnte weder von einer Abweichung der Preise von den Werten noch von ihrer Übereinstimmung sinnvoll gesprochen werden. Beides gehört aber unstrittig zur Terminologie des »Kapital«.

18 Ulrich Krause: Geld und abstrakte Arbeit. Über die analytischen Grundlagen der politischen Ökonomie. Frankfurt am Main / New York 1979. S.122.

Für die Messung des Mehrwertes ergibt sich eine einfache und für den Empiriker mit einem theoretischen Anspruch durchaus befriedigende Konsequenz: Die empirisch zu beobachtenden Differenz des realisierten Marktpreises von den Produktionskosten (Löhne, Gehälter, Vorleistungen und Abschreibungen) bilden den auf dem Markt und damit in der Gesellschaft anerkannten Mehrwert – ein quantitatives Objekt, das vom ökonomischen Mainstream als »Mark up« bezeichnet und thematisiert wird. Es ist für eine von Marx inspirierte Analyse der kapitalistischen Realität nicht erforderlich, nach einer geheimnisvollen, leider nicht direkt beobachtbaren, sondern nur unter unrealistischen Annahmen ableitbaren Wertebene zu fahnden, um die realen Verhältnisse zu erfassen. *Real* sind die Werte so wie sie auf dem Markt erscheinen und von den ökonomischen Akteuren wahrgenommen werden.

STEPHAN KRÜGER

Die Akkumulationstheorie im 21. Jahrhundert

*Beschleunigte Akkumulation und Überakkumulation des Kapitals
auf der Grundlage von Rationalisierungsparadigmen,
gesellschaftlichen Betriebsweisen
und historischen Akkumulationsregimes*

1. Sozioökonomische und politische Grundlagen für die Entfaltung und Wirkung der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation

Immer noch gehört es zum marxistischen »Mainstream«, die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise als Abfolge historischer Stadien mit verschiedenen, in die Grundstruktur der Produktionsverhältnisse eingreifenden Merkmalen zu klassifizieren. Danach folgt auf das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln mit dem kapitalistischen Privateigentum am vergesellschafteten Produktionsprozess der Kapitalismus der freien Konkurrenz, der infolge zunehmender Zentralisation des Kapitals von einem monopolistischen Kapitalismus abgelöst wird und schließlich zunehmend durch staatliche Interventionen zugunsten des monopolistischen Kapitalektors, staatsmonopolistischer Kapitalismus, gekennzeichnet sei.¹ Unzweifelhaft werden mit einer derartigen Stadientheorie der kapitalistischen Entwicklung historisch unterschiedliche Ausprägungen des kapitalistischen Akkumulationsprozesses erfasst – allein handelt es sich hierbei aber nur um verschiedene Ausprägungen der kapitalistischen Konkurrenz, deren allgemeines Gesetz – Ausgleich der individuellen Profitraten der Kapitale zur Durchschnittsprofitrate des gesellschaftlichen Gesamtkapitals als Nationalkapital – in Gültigkeit bleibt. Das Monopol, korrekter: die Bildung von Oligopolen (sowohl auf der Angebots- wie der Nachfrageseite von Warenmärkten) steht also nicht der Konkurrenz der Einzelkapitale gegenüber, genauso wenig wie der

1 Die Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus erlebt nach der Finanzmarkt- und Weltwirtschaftskrise 2007ff. eine Renaissance; vgl. jüngst Gretchen Binus / Beate Landefeld / Andreas Wehr: Staatsmonopolistischer Kapitalismus. 2. Aufl. Köln 2015.

Wettbewerb mit ökonomischen Parametern (Produktqualitäten, Warenpreise, Service und Werbemaßnahmen etc.) durch Kategorien von Macht, sowohl privater wie (später) staatlicher Macht, ersetzt wird. Dass der Konkurrenzkampf kein friedvoller Wettbewerb ist, sondern auch unter Rückgriff auf ökonomische Gewalt und staatliche Intervention geführt wird, ist unbestritten. Ebenso wenig kann bestritten werden, dass der Prozess der Ausglei- chung individueller Profitraten über die Bildung von Surpluspro- fiten, die im Extremfall auch zeitweilige Monopolprofite sein können, immer wieder von Neuem befeuert wird. Demzufolge existiert auch die allgemeine Profitrate des gesellschaftlichen Gesamtkapitals nicht als bewusst durch die Akteure angesteuertes Ziel, sondern »nur als Tendenz, als Bewegung der Ausglei- chung der besondern Profitraten«, mit einem Wort »als ein verschwimmendes Nebelbild«². Die Herstellung beständiger Unterschiede zwischen den individuellen Profitraten durch marktpreisbestimmte Surplusprofite und die ebenso beständige Ausglei- chung dieser Unterschiede mit der Reduzierung der Marktpreise auf branchenspezifische Produktionspreise (Marktproduktionspreise) ist ein allgemeines Charakteristikum dieses Prozesses, durch den sich die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit auf die Produktionssphären ebenso wie die Entwicklung ihrer Produktivkräfte als »blindwirkendes Durchschnittsgesetz der Regellosigkeit«³ durchsetzt. Bei allen historischen Entwicklungsprozessen der kapitalistischen Konkurrenz findet aber keine qualitative Veränderung dieses Wertgesetzes und seiner Durchsetzungsformen statt; die Behauptung dauerhafter Monopolprofite großer gegenüber kleineren Einzelkapitalen im Sinne einer systematischen Spaltung zwischen einem monopolistischen und einem nicht-monopolistischen Sektor des gesellschaftlichen Gesamtkapitals und einer dadurch erzeugten Suspension des Profitratenausgleichs ist auch nie empirisch belegt worden.⁴

2 Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd.25. S.379 und 380.

3 Ders.: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd.23. S.117.

4 Dies gilt jedenfalls für die Bundesrepublik der Nachkriegszeit, für die vielmehr charakteristisch ist, dass die Kapitalgesellschaften im Unterschied zu Personengesellschaften und Einzelkaufleuten im Durchschnitt eine etwas niedrigere Profitrate aufweisen. (Vgl. Stephan Krüger / Christoph Lieber: Freiheit statt Feudalismus. Gegen Sahra Wagenknechts Autismus in der linken Strategiediskussion. In: Sozialismus. Hamburg. Jg.43. 2016. H. 6. S.36, auf Basis von Daten der Deutschen Bundesbank.) Dies ist damit zu

Wenn also die Abfolge: Konkurrenzkapitalismus, Monopolkapitalismus und staatmonopolistischer Kapitalismus im Sinne der Stadien­theorie nicht trägt, was ist dann die korrekte alternative historische Pe­riodisierung der kapitalistischen Produktionsweise?

Zur Beantwortung dieser Frage ist von der spezifisch kapitalistischen Produktionsweise auszugehen. Sie folgt als »Große Industrie« historisch der ersten Form des kapitalistischen Produktionsprozesses, dem auf Basis einer handwerklichen Teilung der Arbeit organisierten Produktionsprozess der Manufakturperiode nach, überwindet die Schranken der menschlichen Hand und fokussiert die Entwicklung der Produktivkräfte gesellschaftlicher Arbeit auf die systematische Anwendung wissenschaftlich erkannter Naturgesetze. Das Prinzip des industriell organisierten Produktionsprozesses ist die nicht nur virtuelle, sondern effektive Ersetzung menschlicher Arbeit durch Maschinerie, indem Funktionen, die bislang durch die lebendige Arbeit verrichtet wurden, auf das Arbeitsmittel übertragen werden. Wichtigster Bestandteil des maschinellen Arbeitsmittels ist die Werkzeugmaschine, d.h. der Teil der Maschinerie, mit dem in materiellen Produktionsprozessen auf den Werkstoff eingewirkt wird bzw. bei Dienstleistungen die finalen Nutzeffekte der Arbeit vollzogen werden. Die Ersetzung des Arbeitsmittels der Manufaktur durch Werkzeugmaschinen, die im historischen Prozess zugleich auch durch ein Größenwachstum gekennzeichnet waren, erforderte eine Potenzierung der Antriebskräfte. Die Dampfmaschine wurde zum Synonym für die industrielle Revolution im 19. Jahrhundert, obgleich die Werkzeugmaschine den ungleich wichtigeren Part im Maschinensystem innehat.⁵ Marx kennzeichnet die Produktivkraftsteigerung im industriellen Produktionsprozess durch die Steigerung der technischen Zusammensetzung des im Produktionsprozess eingesetzten

erklären, dass große Kapitale (Konzerne) in höherem Maße als kleine und mittlere Unternehmen auf nationalen und internationalen Märkten mit hoher Transparenz bezüglich der Wettbewerber agieren, sodass Surplusprofite für Einzelkapitale immer wieder wegkonkurriert werden. Dies ist auf regionalen und lokalen Märkten in geringerem Umfang der Fall.

- 5 Es hat daher auch immer wieder Versuche gegeben, historische Entwicklungsetappen der industriellen Produktion, zumeist in Gestalt langer Wellen oder Zyklen, an verschiedene Antriebssysteme – Dampfmaschine, Eisenbahn, Elektromotor, Kernenergie etc. – zu binden, obgleich nicht die Kraft (Antriebssystem), sondern ihre zweckbestimmte Äußerung die maschiniergestützte Produktivitätsentwicklung markiert.

Kapitals: wirkfähigere Arbeitsmittel, die heutzutage eher durch Miniaturisierung denn durch physisches Größenwachstum gekennzeichnet sind⁶, befähigen gegebene Mengen lebendiger Arbeit, wachsende Inputs materieller Rohstoffe bzw. immaterieller Ereignisse zu verarbeiten.

Das industrielle Prinzip einer Steigerung der Produktivkräfte gesellschaftlicher Arbeit hat sich im historischen Wandel zu unterschiedlichen Rationalisierungsparadigmen im unmittelbaren Produktionsprozess verdichtet. Diese sind im Rahmen jeweiliger gesellschaftlicher Betriebsweisen durchgesetzt worden, denen wiederum distinkte Akkumulationsregimes entsprechen. Für den Industriekapitalismus des 19. Jahrhunderts ist, zuerst in Großbritannien als seiner Geburtsstätte, die Entwicklung der Großen Industrie zu einer gesellschaftlichen Totalität charakteristisch, eine Entwicklung, die in weiteren sich industrialisierenden Ländern (Deutsches Reich, USA etc.) nachvollzogen wurde. Die Entwicklung der Großen Industrie zu einer gesellschaftlichen Totalität impliziert, dass die Produktion der Maschinerie, die ursprünglich noch in manufakturmäßig-handwerklich geprägten Produktionsprozessen hergestellt werden musste, selbst zum Gegenstand industrieller Produktionsprozesse wird und damit auf großer Stufenleiter, in gesamtwirtschaftlichem Umfang und auf Basis beständiger Revolutionierung der Technologie gefertigt wurde. Damit verbanden sich in den Produktionszweigen für Maschinen Prozess- und Produktinnovationen, die die Grundlage für weitere Produktivitätsentwicklungen in den Einsatzprozessen der Maschinerie lieferten. Des Weiteren erforderte der Maschinenbetrieb die Schaffung einer entsprechenden materiellen Infrastruktur in der Gesellschaft: »Die Revolution in der Produktionsweise der Industrie und Agrikultur ernötigte namentlich aber auch eine Revolution in den allgemeinen Bedingungen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, d.h. den Kommunikations- und Transportmitteln.«⁷ Dabei konnte diese Entwicklung der Transport- und Kom-

6 Ein adäquates Maß für das von Marx so genannte Wachstum der »Masse der angewandten Produktionsmittel« (MEW. Bd. 23. S. 640) ist daher für das Arbeitsmittel oder die Maschinerie im Unterschied zum verarbeiteten Input an Rohmaterialien nicht ihre physische Größe und deren Zunahme, sondern das Ausmaß, in dem sie sukzessive Funktionen der lebendigen Arbeit übertragen bekommen hat. (Vgl. Stephan Krüger: Allgemeine Theorie der Kapitalakkumulation. Konjunkturzyklus und langfristige Entwicklungstendenzen. Hamburg 2010. S. 140ff.)

7 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 404f.

munikationsmittel nicht auf die Binnenwirtschaft beschränkt bleiben, sondern musste sich auch in die weltmarktlichen Zusammenhänge ausbreiten. Denn nicht nur die gesellschaftliche Teilung der Arbeit im nationalen Rahmen, sondern auch die internationale Teilung der Arbeit wird durch den Maschinenbetrieb spezifisch fortbestimmt.⁸ Erst die Große Industrie schafft den Weltmarkt als Resultat, d.h. als Absatzmarkt für ihre Waren, sowie als Voraussetzung, d.h. als Beschaffungsmarkt für die benötigten Rohstoffe. Zugleich eröffnet die Große Industrie mit der ersten wirklichen Weltmarktkrise im Jahr 1825 den periodischen Lebenslauf ihres modernen Lebens in Gestalt der industriellen Zyklen.⁹

Die Ausbreitung der großindustriellen Betriebsweise schloss wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Veränderungen ein. Wirtschaftlich wurde sie durch Niederkonkurrieren des Manufakturbetriebs und des häuslichen Nebengewerbes zur dominierenden Gestalt des Produktionsprozesses im Sinne einer Landnahme. Gesellschaftlich machte sie neue Personenrubriken, Frauen und Kinder, zur erwerbswirtschaftlichen Arbeitsbevölkerung und verbilligte so den familienbezogenen Wert der Arbeitskraft der Männer, weil er nun durch eine größere Anzahl von Personen verdient wurde. Politisch erzwang die sich entwickelnde Arbeiterbewegung staatliche Schutzgesetze zum Verbot von Kinderarbeit und zur Begrenzung des Arbeitstages (Zehnstundenbill). Als Quintessenz ergibt sich, dass die Ausbildung einer auf ein neues Rationalisierungsparadigma im unmittelbaren Produktionsprozess gegründeten gesellschaftlichen Betriebsweise ein ganzes Ensemble an ökonomischen, sozialstrukturellen Dimensionen, einen »ganzen Gesellschaftsmechanismus« einschließt, eine »bewußte und planmäßige Rückwirkung der Gesellschaft auf die naturwüchsige Gestalt ihres Produktionsprozesses«¹⁰. Ökonomische Voraussetzung für die Durchsetzung der neuen Betriebsweise des gesellschaftlichen Produktionsprozesses ist eine beschleunigte Akkumulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals.

8 Vgl. ebenda. S.475: »Es wird eine neue, den Hauptsitzen des Maschinenbetriebs entsprechende internationale Teilung der Arbeit geschaffen, die einen Teil des Erdballs in vorzugsweis agrikoles Produktionsfeld für den andern als vorzugsweis industrielles Produktionsfeld umwandelt.«

9 Vgl. ebenda. S.20.

10 Ebenda. S. 526 und 504.

Großbritannien war im 19. Jahrhundert der Pionier dieser Betriebsweise der großen Industrie und fungierte auf dem Weltmarkt als »Propagandist« zur Durchsetzung derselben in anderen, nachgelagerten Ländern. Die ökonomische Potenz des britischen Nationalkapitals, gegründet auf die Produktivitätsvorsprünge der englischen Industrie sowie die überkommene Rolle Großbritanniens als Herrscher auf den Seemeeren, verschaffte englischen Waren zunächst oftmals ein Monopol; zugleich blieb die Struktur des britischen auswärtigen Handels schwerpunktmäßig auf die angestammten Gebiete des britischen Empires bezogen. Als Nationalkapital, welches aufgrund der Beschaffenheit seiner Nationalarbeit nach Produktivität, Intensität und Qualität an der Spitze der internationalen Stufenleiter der universellen Arbeit stand, hatte Großbritannien zunächst die unbeschränkte Rolle als »Demiurg des bürgerlichen Kosmos«¹¹ inne, welcher den Rhythmus des industriellen Zyklus als Weltmarktzyklus generiert und als internationaler Gläubiger den Kapitalverkehr und die Finanzbeziehungen dominiert. Das Akkumulationsregime unter der Vorherrschaft Großbritanniens im 19. Jahrhundert war ein den internationalen Handel strukturierendes System von Schutzzöllen und kolonialen Abhängigkeitsbeziehungen sowie ein Geld- und Währungssystem goldkonvertibler (Zentral-) Banknoten auf Basis des internationalen Goldstandards. Mit der Rolle der Londoner City als internationalem Finanzzentrum ging bereits damals die partielle Ersetzung des goldenen Weltgelds durch den in Pfund Sterling denominierten Handelswechsel einher.

Die herausgehobene Funktion eines Nationalkapitals als Demiurg einer gesellschaftlichen Betriebsweise weist jedoch selbstauflösende Elemente auf. Seine Reduzierung auf eine bloße Hegemonialposition wird bedingt durch allgemeine Entwicklungstendenzen der Kapitalakkumulation, die international ungleiche Entwicklungen der nationalen Akkumulationsprozesse aufweisen (können). Wesentlicher Treiber für eine tendenzielle internationale Angleichung unterschiedlicher Niveaus der Produktivität und der nationalen Durchschnittsprofitraten sind neben dem Import von Industrieprodukten und -anlagen vor allem Direktinvestitionen der führenden Länder in nachgeordneten auswärtigen Akkumulationsprozessen. Letztere sind sowohl durch den Außenhandel (Absicherung ausländischer Marktanteile) als auch durch die nationalen

11 Karl Marx: Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850. In: MEW. Bd. 7. S. 440.

Profitrattendifferenzen motiviert. Ihr Effekt ist die direkte Zurverfügungstellung von Kapital und Know How in den Bestimmungsländern und bietet diesen prinzipiell die Chance zur Abkürzung von Entwicklungsetappen und somit zum Aufschließen auf die Produktivitäts- und Qualitätsniveaus der produktiven Arbeit des international führenden Nationalkapitals. Allerdings ist diese internationale Angleichung von Verwertungsbedingungen alles Andere als ein Automatismus. Sie setzt voraus, dass – neben genuin binnenwirtschaftlichen Faktoren – die positiven Effekte aus Außenhandel und Direktinvestitionen von den Empfängerländern in deren Reproduktionsprozessen in nationale Liefer- und Verflechtungszusammenhänge einbezogen werden und die nationale Kapitalakkumulation sowohl nach ihrer stofflichen als auch nach ihrer wertlichen Seite beschleunigen. Es ist, mit anderen Worten, Bedingung, dass die internen ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnisse die produktive »Verarbeitung« dieser Außenwirtschaftseffekte überhaupt ermöglichen.¹²

Bereits vor Beginn des Ersten Weltkriegs hatte Großbritannien seine unumschränkte Vorherrschaft in den industriellen Strukturen im Verhältnis zum Deutschen Reich und den USA verloren und die beschleunigte Akkumulation des britischen Kapitals hatte in den insgesamt zehn Vorkriegszyklen ab den 1880er Jahren von Zyklus zu Zyklus an Dynamik eingebüßt. Die Zwischenkriegszeit war sowohl in Deutschland als auch in Großbritannien (und anderen europäischen Ländern) durch Nachkriegswirren (Kriegsschulden, Gebietsverluste und Hyperinflation bzw. hohe kriegsbedingte Auslandsschulden und labile Währungsverhältnisse) gekennzeichnet; nur die USA traten als Weltgläubiger und zukünftiger »Propagandist« eines neuen Rationalisierungsparadigmas gestärkt in die 1920er Jahre ein. Vielfältige wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Blockaden – Antonio Gramsci sprach von »leimig-parasitären Sedimenten« in der Sozialstruktur und im politischen

12 Eine internationale *Angleichung* nationaler Profitraten – selbstredend handelt es sich hierbei nur um Länder mit einem in etwa vergleichbaren, d.h. nur innerhalb gewisser Grenzen unterschiedlichen Entwicklungs- und Produktivitätsniveau – ist also noch weit mehr als der friktionsreiche binnenwirtschaftliche Ausgleichungsprozess besonderer Profitraten zu einer nationalen Durchschnittsprofitrate mit empirischen Zufälligkeiten und Einflussfaktoren behaftet. (Vgl. Stephan Krüger: *Allgemeine Theorie der Kapitalakkumulation. Konjunkturzyklus und langfristige Entwicklungstendenzen*. Hamburg 2010, S. 781ff.)

System der europäischen Staaten – eklatierten in der ersten Großen Krise der kapitalistischen Produktionsweise, die Ende der 1920er Jahre ihren Ausgang nahm und sich in einer mehrjährigen Depressionsphase im nachfolgenden Jahrzehnt fortsetzte. Diese Weltwirtschaftskrise war die erste, eine bloß zyklische Überakkumulation von Kapital übersteigende Krise, die sowohl die reproduktiven Grundstrukturen als auch die Verhältnisse des Finanzsektors und der Währungsbeziehungen betraf. Sie war zudem der Ausgangspunkt für den Umschlag der anonymen Form der Klassenherrschaft in ihre personale Form als faschistische Barbarei namentlich in Deutschland (sowie auch in Italien und Japan); auf der anderen Seite zeigte sich mit dem New Deal in den USA eine zivilisierte Modernisierung des Kapitalismus und der bürgerlichen Gesellschaft.

Ohne dass es einen einfachen Determinismus zwischen der 1929 ausgebrochenen weitweiten Überakkumulationskrise und einem Übergang zu einer neuen, höheren Betriebsweise gegeben hätte¹³, konnte sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs das neue, in den USA bereits in den 1920er Jahren begonnene Rationalisierungsparadigma mit einer höheren Betriebsweise des gesellschaftlichen Produktionsprozesses sowie einem entwickelteren Akkumulations- und Währungsregime in den

13 Die Annahme eines derartigen immanent-endogenen unteren Wendepunktes ist ein Charakteristikum der Lange Wellen-Theorien (Kondratieff-Zyklen), die mit unterschiedlichen Begründungen zur Erklärung von langfristigen Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Akkumulation vorgebracht werden. Nach Joseph Alois Schumpeter (vgl. Konjunkturzyklen. Eine theoretische, historische und statistische Analyse des kapitalistischen Prozesses. Bd. 1.2. Göttingen 1961) führt die Diffusion von Basisinnovationen, die durch Bankgeldschöpfung (aus dem Nichts) für Pionier-Unternehmer finanziert werden, zur Überwindung des unteren Wendepunktes einer Langeren Welle. Mandel, als marxistischer Vertreter der Theorie, begründet sie unter Rückgriff auf große überzyklische Bewegungen der Profitrate. (Vgl. Ernest Mandel: Die langen Wellen der Konjunktur. Eine marxistische Erklärung. Frankfurt am Main 1983.) Zuletzt sei Schulmeister mit einem keynesianischen Ansatz erwähnt, der unterschiedliche Konstellationen für den Aufschwung und den Abschwung unterlegt. (Vgl. Stephan Schulmeister: Mitten in der großen Krise. Ein Deal für Europa. Wien 2010.) Unterschiede zwischen den verschiedenen Theorien bestehen auch hinsichtlich der Möglichkeit der (beliebigen) Wiederholbarkeit solcher Langer Wellen oder Zyklen auf kapitalistischer Grundlage. Zur Kritik vgl. Stephan Krüger: Allgemeine Theorie der Kapitalakkumulation. Langfristige Entwicklung und konjunktureller Zyklus. Hamburg 1986.

Zentren des kapitalistischen Weltmarkts durchsetzen. Eine wesentliche Bedingung dafür waren die durch den Ausgang des Krieges neu gruppierten internationalen und nationalen politischen Kräfteverhältnisse. Das neue Rationalisierungsparadigma ist im unmittelbaren Produktionsprozess durch eine auf den Fabrikstrukturen der großen Industrie aufsetzende weitere Zergliederung der Funktionen der lebendigen Arbeit durch Ausdifferenzierung der innerbetrieblichen Arbeitsteilung (Taylorismus) charakterisiert und wird in den jeweiligen Leitbranchen in großen Mischkonzernen mit hoher eigener Leistungstiefe umgesetzt. Die Bildung dieser tief integrierten Unternehmenseinheiten schließt an die vorherigen Konzentrations- und Zentralisationsprozesse von Kapital an.

Die tayloristische Zergliederung der lebendigen Arbeit erhöht die Rationalität des Arbeitseinsatzes im Maschinensystem durch objektivierte Messungen der jeweiligen Zeitdauer der einzelnen Detailfunktionen, die der Arbeiter zu verrichten hat (Refa-System). Sie steigert mit dem Wachstum der Einzelkapitale naturgemäß die technische und organische Kapitalzusammensetzung und stärkt zugleich die Widerständigkeit der in den Großunternehmen konzentrierten Arbeiter. Weniger, um die Qualifikationsanforderungen des neuen industriellen Rationalisierungsparadigmas zu erfüllen, als vielmehr, um einer machtvollen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in den kapitalistischen Metropolen zu genügen, werden die früher nur in geringem Umfang vorhandenen öffentlichen Umverteilungsprozesse durch staatliche Monetär- und Realtransfers nach dem Zweiten Weltkrieg ausgebaut. Daneben trägt die weitere Verkürzung der Arbeitszeit als Tages-, Wochen-, Jahres- und Lebensarbeitszeit zur Integration der Arbeiterbewegung in einen sozialstaatlich modifizierten Kapitalismus bei. Gleichzeitig gewinnen die Arbeiterklasse und die sonstigen Lohnabhängigen eine neue ökonomische Wichtigkeit als Konsumenten. Damit erhält die aus Arbeitslöhnen und Sozialtransfers gespeiste konsumtive Endnachfrage eine wesentliche Bedeutung für die Überwindung der Realisierungsschranke für die massenhaft gefertigten Waren und es setzt eine Transformation der Märkte aus Verkäufer- zu Käufermärkten ein. Mit diesen Tatbeständen sind zugleich die Charakteristika der fordistischen Betriebsweise mit ihren produktions- und sozialstrukturellen sowie kulturellen und politischen Elementen benannt.

Die Nachkriegsprosperität ist das amerikanische Zeitalter. Das US-Kapital steht mit seiner Nationalarbeit an der Spitze der internationalen Stufenleiter der universellen Arbeit. Es dominiert den internationalen Handel und stellt mit dem Dollar, der als einzige Währung noch für ausländische Zentralbanken gegen Gold de jure konvertibel ist (zur festen Parität aus der Zwischenkriegszeit von 35 Dollar pro Feinunze Gold), im Bretton Woods-Währungssystem fester Wechselkurse die überragende Reserve- und Transaktionswährung auf dem Weltmarkt. In den 1950er Jahren sind die USA nicht nur Weltmarkthegemon, sondern unbestrittener Demiurg des bürgerlichen Kosmos wie Großbritannien in seinen besten Zeiten im 19. Jahrhundert. Die internationalen Beziehungen sind durch die Systemkonkurrenz zu den um die Sowjetunion gruppierten sozialistischen Staaten – anfänglich gehörte auch die VR China nach der siegreichen Revolution in 1949 dazu – geprägt, die sich schnell zum »Kalten Krieg« auswuchs. Durch fortschreitende Entkolonialisierungsprozesse, die durch erfolgreiche nationale Unabhängigkeitsbewegungen erkämpft werden, treten an die Stelle politisch vermittelter Ausbeutung der Kolonien durch ihre »Mutterländer« zunehmend die Gesetzmäßigkeiten des internationalen Handels mit internationaler Gewichtung der wertbildenden Potenz nationaler Arbeiten.¹⁴ Die angestammte Spaltung der Welt in einige wenige kapitalistische Metropolen und eine große Zahl unterentwickelter Länder, die vor allem als Rohstofflieferanten für die industriellen Zentren von Bedeutung sind, blieb lange Zeit relativ stabil. Erst als sich in den kapitalistischen Metropolen die Akkumulationsdynamik mehr und mehr abschwächte, gelang einigen asiatischen Ländern die Fortentwicklung zu »Newly Industrialized Countries« (Schwellenländer); ihre Anzahl war lange Zeit auf Süd-Korea, Taiwan, Singapur und Hongkong (vor Übergang zur VR China) beschränkt.

Zur fordistischen Betriebsweise und ihrem Akkumulationsregime gehören ein neuer Stellenwert der Wirtschaftspolitik und damit ein erhöhtes Ausmaß der Einwirkung und partiellen Steuerung naturwüch-

14 Wo es namentlich um Rohstoffextraktion in unterentwickelten Ländern geht, kommt es dortselbst vielfach überhaupt nicht zur Bildung gesamtwirtschaftlicher Reproduktionsprozesse, sondern eine mehr oder weniger kleine Klasse von Grundeigentümern profitiert durch Renten von der Exploitation der Rohstoffe durch kapitalistische Konzerne aus den Metropolen. Neben dem Fortbestand traditioneller Produktionsweisen ist die Ökonomie solcher Länder daher eine klassische Rentenökonomie.

siger Marktprozesse durch politische Instanzen. Die sozial- und interventionsstaatliche Modifikation des Kapitalismus führte in einigen Ländern zum Aufbau einer gemischten Wirtschaft mit einem größeren Sektor verstaatlichter Unternehmen sowohl im reproduktiven Bereich als auch bei Banken und Finanzinstitutionen (insbesondere in Frankreich und Großbritannien). In anderen Ländern, u.a. auch der BRD, blieben staatliche Betriebe und Unternehmen im Wesentlichen auf die kommunalen und infrastrukturellen Versorgungsanbieter beschränkt; der Einfluss des Staates auf den Akkumulationsprozess erfolgte hier wesentlich durch die Finanzpolitik sowohl mit umverteilender Steuer- und Abgabenerhebung als auch mit unternehmens- und haushaltsreproduktiven Geld- und Realtransfers. Daneben war die Geldpolitik der Zentralbanken auf der Grundlage der nun allgemein etablierten inkonvertiblen Zentralbanknoten, die an die Stelle des in der Zwischenkriegszeit modifizierten Goldstandards mit Deckungsvorschriften des inländischen Geldumlaufs getreten waren, ein wichtiges Steuerungsinstrument; die Autonomie der Geldpolitik für die binnenwirtschaftliche Geldzirkulation und die Entwicklung der Preisniveaus wurde allerdings durch die Verpflichtung, den Wechselkurs zu verteidigen, eingeschränkt.

In keinem der gemischten Wirtschaftssysteme der Nachkriegszeit wurde die Dominanz kapitalistischer Produktionsverhältnisse gebrochen. Demzufolge blieben die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation grundsätzlich in Kraft und bewirkten die Endlichkeit von hohen wirtschaftlichen Wachstumsraten und beschleunigter Kapitalakkumulation. Bereits mit Beginn der 1960er Jahre war der ursprüngliche Produktivitätsvorsprung und die darauf begründete ökonomische Dominanz der USA in weiten Bereichen durch das BRD-Kapital und etwas später das japanische Nationalkapital relativiert worden. Ende der 1960er Jahre nahm die Spekulation gegen weiche Währungen (namentlich britisches Pfund Sterling und französischer Franc) zu und richtete sich zunehmend auch gegen den US-Dollar und seine fixe Goldparität. Unter dem Druck nachlassender reproduktiver Akkumulationsdynamik, wachsender spekulativ induzierter Geldkapitalakkumulation und darüber verschärften internationalen Zahlungsbilanzungleichgewichten war Anfang der 1970er Jahre das

Bretton Woods-Währungssystem nicht mehr zu halten. Nach zweimaliger Herabsetzung der Goldparität des US-Dollars hob die US-Regierung (Richard Nixon) seine de jure-Goldkonvertibilität auf; die Wechselkurse zwischen den wichtigsten Weltmarktwährungen wurden – mit Ausnahme westeuropäischer Währungen gegeneinander im Europäischen Währungssystem – freigegeben. Der vorerst letzte internationale Währungszusammenhang, der die Bezeichnung »System« verdient, war damit Vergangenheit. Nach sechs Prosperitätszyklen mit vier- bis fünfjähriger Dauer war mit der ersten Weltwirtschaftskrise der Nachkriegszeit, die durch den Ölpreisschock der OPEC-Staaten 1973 verschärft wurde, die beschleunigte reproduktive Kapitalakkumulation beendet und wurde durch eine strukturelle Überakkumulation von Kapital abgelöst; eine Ausnahme bildete Japan, welches erst in den 1980er Jahren diesen Umschwung nachvollzog. Damit waren die Entwicklungspotentiale der zweiten entwickelten kapitalistischen Betriebsweise ökonomisch weitgehend erschöpft.

Die Auflösung des Fordismus vollzog sich nach dem ökonomischen Strukturbruch Mitte der 1970er Jahre in verschiedenen Etappen. Die kapitalistische Überakkumulation mit einem stagnativen Grundton im reproduktiven Zirkel und gleichzeitiger Beschleunigung der Geldkapitalakkumulation und ihrer Anlageformen sowohl national wie international traf auf eine anfangs noch wehrhafte Arbeiterbewegung, die trotz der sich im Abschwung des VI. Nachkriegszyklus 1974/1975 aufbauenden Massenarbeitslosigkeit ihren Arbeitsfonds aus Geld- und Soziallohn noch verteidigen konnte. Hinzu kamen, in den einzelnen Ländern in unterschiedlichem Ausmaß, defizitfinanzierte Konjunkturprogramme, um dem zunächst nur als zyklischen Einbruch identifizierten Abschwung zu begegnen. Starre Geldlöhne und expansive staatliche Ausgaben gaben der Inflationierung der Warenpreise, die sich bereits im Zuge der 1960er Jahre mit öffentlichen Sozialprogrammen, Kriegsabenteuern (Vietnam-Krieg) und einer auf die Verteidigung der Wechselkurse bezogenen Geldpolitik im Bretton Woods-System beschleunigt hatte, weiteren Auftrieb. Die im zyklischen Abschwung 1974/1975 nicht aufgelöste Überakkumulation von Kapital führte mit tendenzieller Stagnation und gleichzeitig beschleunigter Inflation in der Folgezeit zur »Stagflation«; die (nominellen) Geldzinssätze erreichten

in den 1970er Jahren ein bisher einmaliges Niveau in den kapitalistischen Metropolen.

Der stagnative Grundton der reproduktiven Kapitalakkumulation, die durch die hohen Zinssätze und nunmehr flottierenden Wechselkurse forcierte Geldkapitalakkumulation und die durch steigende Rohstoffpreise mitbedingten Zahlungsbilanzverwerfungen, bilden den Hintergrund für einen konservativ orchestrierten Politikwechsel, der ausgehend von Großbritannien und den USA mit dem keynesianischen Sozialstaat bricht: Kampf gegen Gewerkschaftsmacht, Deregulierung der Arbeitsmärkte und eine restriktive öffentliche Ausgabenpolitik sollen über eine »Bereinigung« der Angebotsbedingungen und eine Bekämpfung der Inflation die (reproduktive) Kapitalakkumulation wieder entfesseln. Insbesondere soll diese monetaristische Wirtschaftspolitik aber den Substanzwert der allenthalben gewachsenen Geldvermögen sichern, der trotz hoher Nominalzinsen durch die Entwertung der Kaufkraft des Geldes einer geringen Realverzinsung ausgesetzt war. Vor dem Hintergrund des zyklischen Abschwungs des VII. Nachkriegszyklus 1980–1982, der nochmals ansteigenden Massenarbeitslosigkeit, einem weitgehenden Verzicht auf keynesianisches Gegensteuern und durch ein international konzertiertes Umschalten der Geldpolitik der wichtigsten Zentralbanken auf Restriktionskurs wird der wirtschaftspolitische Paradigmenwechsel durchgesetzt. Damit wird das, was später Neoliberalismus genannt werden wird, eingeleitet.

In der Folgezeit wird dieser wirtschaftspolitische Kurs mit teilweise national unterschiedlichen Akzenten verschärft und befördert die Auflösung des fordistischen, wenn auch asymmetrischen Kompromisses zwischen Management und Gewerkschaften und stärkt umgekehrt wieder die Rolle und Funktion des kapitalistischen Privateigentums. Namentlich durch die Ausdehnung der Finanzialisierung ökonomischer Beziehungen (Ausbildung neuer Formen des zinstragenden Kapitals in Geld- und Warenform (Leasing), teilweise Substitution des traditionellen Bankkredits durch Kapitalmarktfinanzierungen, Entwicklung der Banken und anderer Kapitalsammelstellen zu einer regelrechten Finanzindustrie, die neue Anlageprodukte kreiert und zur treibhausmäßigen Verstärkung des spekulativen Elements führt) wird versucht, die anhaltende kapitalistische Überakkumulation und Schwäche der reproduktiven Kapitalakkumulation zu überwinden. Über eine ganze

Reihe von Wirtschafts- und Finanzkrisen, die sich von der Peripherie des kapitalistischen Weltmarkts bis in sein Zentrum kaskadenartig voranessen und – vorläufig – in der Finanzmarktkrise 2007/2008 und der anschließenden Weltwirtschaftskrise mit ihren Folgewirkungen kulminieren, offenbart sich das Scheitern des Finanzmarktkapitalismus und seiner neoliberalen Wirtschaftspolitik.¹⁵

2. Beschleunigte Akkumulation und strukturelle Überakkumulation des Kapitals

Mit der Produktionsweise der Großen Industrie ist die für den Kapitalismus adäquate reelle Subsumtion des Arbeitsprozesses unter das Kapital gegeben; mit der Ausgestaltung ihrer Rationalisierungsparadigmen und den darauf gegründeten Betriebsweisen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses sind Ensembles ökonomischer, sozialstruktureller sowie politischer Verhältnisse umschrieben, die zugleich historische Entwicklungsformen der kapitalistischen Produktionsweise ausmachen. Mit der Dominanz von Nationalkapitalen auf dem Weltmarkt sowie seinen Handels-, Kapitalverkehrs- und Währungsverhältnissen werden Bedingungen der Kapitalakkumulation für die nationalen Reproduktionsprozesse verallgemeinert und die internationale Arbeitsteilung sowohl zwischen den kapitalistischen Metropolen als auch zwischen den Metropolen und den nachgeordneten Ländern ausgeformt. Durch diese historisch-spezifischen Akkumulationsregimes werden die Rahmenbedingungen institutioneller, sozialökonomischer und politischer Art markiert, innerhalb deren sich die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Akkumulation entfalten. Mit dem Hinweis auf die vielfältigen politischen Einflussfaktoren für diese historisch-spezifischen Akkumulationsregimes ist die Offenheit oder Kontingenz dieser Rahmenbedingungen unterstrichen und deutlich gemacht, dass die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation, die stets nur als Tendenzen wirken, können mit jeweils nur empirisch analysierbaren Faktoren verbunden sind; einem Determinismus oder Platonis-

15 Zu den einzelnen Entwicklungen dieser Krisenkaskade vgl. Stephan Krüger: Wirtschaftspolitik und Sozialismus. Vom politökonomischen Minimalkonsens zur Überwindung des Kapitalismus. Hamburg 2016. S. 20ff.

mus modellhafter Wachstumsverläufe ist daher von vornherein der Boden entzogen.

Marx hatte das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate als das »in jeder Beziehung wichtigste Gesetz der modernen Ökonomie und (als) das wesentlichste, um die schwierigsten Verhältnisse zu verstehen«¹⁶ bezeichnet. Er ging sogar so weit, zu behaupten, dass dieses Gesetz »das Mysterium (bildet), um dessen Lösung sich die ganze politische Ökonomie seit Adam Smith dreht, und daß der Unterschied zwischen den verschiedenen Schulen seit A. Smith in den verschiedenen Versuchen zu ihrer Lösung besteht«¹⁷. Dies gilt bis auf den heutigen Tag, insbesondere wenn man sich die Diskussionen innerhalb der Marxisten um die Gültigkeit dieses Gesetzes der kapitalistischen Entwicklung vergegenwärtigt.¹⁸

Die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation und das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate sind nur korrekt aufzunehmen, wenn die wertmäßigen Ausdrucksformen der Steigerung der Produktivkräfte gesellschaftlicher Arbeit im Rahmen des allgemeinen

16 Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin 1953. S. 634.

17 Ders.: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd. 25. S. 223.

18 Die Positionen sind so mannigfaltig, dass sie nur grob hinsichtlich ihrer wesentlichen Einwände gegenüber der Marxschen Argumentation aufgeführt werden können. Sie drehen sich hauptsächlich um das von Marx so genannte »Gesetz des steigenden Wachstums des konstanten Kapitalteils im Verhältnis zum variablem« (MEW. Bd. 23. S. 651) und damit um die Beziehung des Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate »als solches« und seinen entgegenwirkenden Ursachen; dies wird teilweise überlagert von fehlenden Unterscheidungen zwischen zyklischen und langfristig-überzyklischen Bewegungen. Der japanische Ökonom Nobuo Okishio hat darüber hinaus die Problematisierung des tendenziellen Falls der Profitrate mit der Problematik des Zusammenhangs zwischen Werten und Produktionspreisen (sogenanntes Transformationsproblem) verbunden und kommt im Ergebnis zu direkt entgegengesetzten Einschätzungen für die Entwicklung der Profitrate. (Vgl. Nobuo Okishio: Technische Veränderungen und Profitrate (1961). In: Die Marxsche Theorie und ihre Kritik. Eine Textsammlung zur Kritik der Politischen Ökonomie zusammengestellt und eingeleitet von Hans G. Nutzinger und Elmar Wolfstetter. Teil 2. Frankfurt am Main, New York 1974. S. 173–191; zur Kritik Stephan Krüger: Allgemeine Theorie der Kapitalakkumulation. Konjunkturzyklus und langfristige Entwicklungstendenzen. Hamburg 2010. S. 417ff.) An diese verschiedenen Konfusionen schließen die neueren Publikationen ohne zusätzlichen Erkenntnisgewinn an. (Vgl. etwa Michael Heinrich: Begründungsprobleme. Zur Debatte über das Marxsche »Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate«. In: Marx-Engels-Jahrbuch 2006. Berlin 2007. S. 47–80.)

Prinzips industrieller Produktion – Ersatz von Funktionen der lebendigen Arbeit durch Funktionen der Maschinerie – verstanden sind. Unter heutigen Verhältnissen gilt dieses Prinzip industrieller Produktivkraftentwicklung nicht nur in stets erweitertem Umfang und auf stets höheren Automatisierungsstufen für die Zweige der materiellen Produktion, sondern zunehmend auch in den Dienstleistungssektoren. Das Maschinensystem ist die gegenständlich-technologische Verkörperung entschlüsselter Naturgesetze durch die allgemeine wissenschaftliche Arbeit und hebt die Produktion auf eine wissenschaftliche Basis; es bildet das Rückgrat der technischen und sozialen Organisation des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses und der (verbliebenen) Funktionen der lebendigen Arbeit. Der technische Fortschritt ist unter derartigen Bedingungen im eminenten Sinn »embodied technical progress«.

Damit ist zugleich Grundlegendes über die wert- (und preis-)mäßigen Ausdrucksformen der Steigerung der Produktivkräfte gesellschaftlicher Arbeit gesagt. Die Steigerung der Produktivkräfte drückt sich in einer Steigerung der technischen Zusammensetzung des Kapitals aus, indem gegebene Quanta lebendiger Arbeit stets größere Mengen an Rohstoffen in gegebener Zeit infolge der wachsenden Übernahme von Funktionen der lebendigen Arbeit durch die Maschinerie verarbeiten. Am Resultat des Produktionsprozesses führt diese veränderte Kombination der Produktionsfaktoren innerhalb des Prozesses zu einem sinkenden Wert oder Preis pro Stück des Outputs. Dies gilt nicht nur für den Gesamtstückpreis und für den Wertteil, der neuhinzugesetzte Arbeit darstellt, sondern ebenso für den Wertteil, der den übertragenen Wert der Maschinerie auf die pro Zeiteinheit produzierte Gebrauchswertmasse repräsentiert, denn in aller Regel wird neue Maschinerie nur die vorhandene ersetzen, wenn ihr Wert (Preis) geringer ist als der Wert (Preis) der von ihr ersetzten Arbeitskräfte. Damit gewinnt, nebenbei bemerkt, die Lohnentwicklung Einfluss auf die Produktivitätsentwicklung in jedem individuellen Produktionsprozess.

Die technische Zusammensetzung des Kapitals findet ihren wertmäßigen Ausdruck in der organischen Kapitalzusammensetzung, die den Wert der Produktionsmittel zum Wertausdruck der neuhingesetzten lebendigen Arbeit in Beziehung setzt.¹⁹ Dabei ist die Rückwirkung der

¹⁹ Wir haben hier zu unterscheiden zwischen dem im Produktionsprozess angewandten Kapital, welches sowohl das gesamte (Brutto-)Anlagevermögen sowie die gesamte

Produktivkraftsteigerung auf den Wert der Produktionsmittel sowie der Arbeitskraft in Rechnung zu stellen. Jedoch gilt, dass der Wert (Preis) der Produktionsmittel als Outputgrößen oder Resultaten von Produktionsprozessen durch dieselben Methoden der Produktivkraftsteigerung bestimmt bzw. gesenkt wird, wenn deren Produktion auf industrieller Grundlage erfolgt. Entsprechendes gilt für den Wert der Arbeitskraft als Ausdruck des Werts (Preises) der notwendigen Lebensmittel zur Reproduktion des Arbeiters (inklusive des historisch-moralischen Elements im Wert der Arbeitskraft). Das heißt: die Veränderung der Preise der Produktionsfaktoren sind jeweils auf vorgängige Veränderungen in der Kombination der Produktionsfaktoren in den Sphären ihrer Produktionsprozesse zurückzuführen.

Unter Berücksichtigung dieser Ursache-Wirkungs-Beziehung zwischen Faktoreinsatzverhältnissen und Faktorpreisen folgt für das gesellschaftliche Gesamtkapital und die längerfristige, weil wertbestimmte Entwicklungstendenz eine notwendige Steigerung der organischen Kapitalzusammensetzung als Ausdrucksform der Produktivitätsentwicklung auf industriell-kapitalistischer Grundlage. Der im Arbeitsmittel vergegenständlichte technische Fortschritt ist zudem die Basis für die Ökonomie der angewandten lebendigen Arbeit, das heißt die Steigerung der Arbeitsintensität, d.h. Verausgabung von mehr abstrakt-menschlicher Arbeit pro Zeiteinheit mit entsprechender Wertsteigerung bis zur Verallgemeinerung des gesteigerten Intensitätsgrades der Arbeit sowie Veränderung der Zusammensetzung des produktiven Gesamtarbeiters nach (jeweiliger) einfacher Durchschnittsarbeit und

lebendige Arbeit unabhängig von ihrer Aufteilung in bezahlte und unbezahlte Arbeit beinhaltet (organische Zusammensetzung) sowie dem jeweils für bestimmte Zeitperioden vorgeschossenen Kapitalwert, welcher das Nettoanlagevermögen (Bruttoanlagevermögen abzüglich kumulierter Abschreibungen) als jährlichen Vorschuss für fixes Kapital sowie das vorgeschossene Geldkapital zum Kauf von Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffen, von Fremdleistungen sowie zum Ankauf der Arbeitskräfte (variabler Kapitalvorschuss) für jeweils eine Umschlagsperiode des zirkulierenden Kapitals umfasst (Wertzusammensetzung). Die veränderte funktionelle Abgrenzung von Wertzusammensetzung des Kapitalvorschusses und organischer Zusammensetzung des angewandten Kapitals ändert jedoch nichts an dem vorliegend interessierenden Sachverhalt, dass die Veränderung der technischen Zusammensetzung des Kapitals die Entwicklung der organischen Zusammensetzung sowie, da die Umschlagsverhältnisse des Kapitals nur einen sekundär-modifizierenden Umstand bilden, auch die Wertzusammensetzung des Kapitalvorschusses bestimmt.

komplizierter Arbeit. Beide Formen des »disembodied technical progress« erfolgen für das Gesamtkapital und längerfristig in der Regel auf der Grundlage einer in natura umgewälzten Maschinerie und wirken daher bloß abschwächend gegenüber der durch die Steigerung des veränderten Einsatzverhältnisses bestimmten Steigerung der Wertzusammensetzung des Kapitals.²⁰

Mit der Begründung der Notwendigkeit einer im Zuge der Produktivkraftentwicklung steigenden organischen Zusammensetzung für das Gesamtkapital und in längerer Entwicklungsperspektive ist der tendenzielle Fall der allgemeinen Profitrate als zyklenübergreifende Bewegung an sich bereits in allgemeiner Form begründet. Alle weiteren Einflussfaktoren für diese Profitrate stellen bereits entgegenwirkende Ursachen dar, die das Tempo des Profitratenfalls verlangsamen und ebenso viele Ansatzpunkte für modifizierende Interventionen verschiedener Politiken darstellen.

Erstens: Die von Marx unterstellte langfristige Steigerung der allgemeinen Rate des Mehrwerts wirkt dem Profitratenfall entgegen, allerdings mit abnehmender Wirksamkeit. Der immanente Widerspruch der Mehrwertproduktion (bei industrieller Produktion) zwischen Steigerung der Rate des Mehrwerts auf Kosten der Masse des Mehrwerts bei konstanter Kapitalgröße bringt nicht nur allgemein den Widerspruch zwischen Produktivkraftentwicklung und Zweck der kapitalistischen Produktion als Mehrwertproduktion, d.h. den fundamentalen Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen zum Ausdruck, sondern drückt zugleich die Tendenz der Verschärfung dieses Widerspruchs aus. Denn die Kompensation einer produktivitätsinduzierten Verringerung der Anzahl gleichzeitig angewendeter (produktiver) Arbeitstage durch eine steigende Mehrwertrate im Hinblick auf die resultierende Mehrwertmasse nimmt ab im Maße wie die Surplusarbeitszeit am Gesamtarbeitstag bereits gesteigert worden ist.

Zweitens: Die allgemeine Profitrate ist nicht nur durch die Verhältnisse des unmittelbaren Produktionsprozesses, sondern auch durch diejenigen des Zirkulationsprozesses des Kapitals bestimmt. Die Teilung des Kapitals in produktives und Zirkulationskapital (Waren- und Geld-

20 Entsprechendes gilt für eine außerordentliche Ökonomie im zirkulierenden konstanten Kapital durch anhaltende Produktivitätssteigerungen infolge der Gunst von Naturverhältnissen für die extraktive Industrie und Agrikultur.

kapital) und die gleichzeitige Existenz des Kapitals in allen seinen Daseinsformen sowie die Umschlagszeiten des fixen und zirkulierenden Kapitals wirken auf die Profitrate über die Größe und Strukturierung des Kapitalvorschusses ein. Zusätzlich zu den Differenzierungen der Kapitalstruktur und der Bewegung ihrer einzelnen Bestandteile bedingt der Zirkulationsprozess persönliche und sachliche Auslagen, Zirkulationskosten für unproduktive, weil nicht gebrauchswertvermehrnde Funktionen, die als notwendige Kosten aus der Mehrwertmasse zu finanzieren sind und bei der fertigen Gestalt der Profitrate als weitere Bestandteile des Kapitalvorschusses figurieren.²¹

In der allgemeinen Profitrate des gesellschaftlichen Gesamtkapitals sind mit der Mehrwert- bzw. Profitmasse sowie dem vorgeschossenen Gesamtkapital alle die kapitalistische Akkumulation in erster Instanz²² bestimmenden ökonomischen Variablen versammelt. Die Jagd der einzelnen Kapitalisten nach (Surplus-) Profit, ihre Kostenökonomie als

21 Die fertige Gestalt der allgemeinen Profitrate beinhaltet nicht nur die Anordnung ihrer verschiedenen aus dem Produktions- und Zirkulationsprozess entspringenden Komponenten für das industrielle Kapital, sondern auch die jeweiligen Profitraten des Warenhandlungs- sowie des Bank- und Assekuranzkapitals. Die Profitrate des Warenhandels gewinnt den kommerziellen Profit aus der Handelsspanne zwischen Verkaufs- und Einstandspreisen der Handelsware, vermindert um die sachlichen und persönlichen Zirkulationskosten, die ebenso wie beim industriellen Kapital als Vorschussgrößen figurieren. Die Profitrate des Bankkapitals erschließt den Bankprofit aus den zinsabhängigen (Soll- minus Habenzinsen) und zinsunabhängigen Geschäften (Provisionen, Handelsgewinne) des Bankkapitals. Der Bankprofit wird auf das Anlagekapital der Banken – dies sind die sachlichen und persönlichen Zirkulationskosten der Banken – bezogen. Analog verhält es sich bei den privaten Versicherungsunternehmen. Die Profitraten dieser verschiedenen Kapitalsorten sind im Ausgleichungsprozess zur gesamtwirtschaftlichen Durchschnittsprofitrate in der Konkurrenz versammelt; dadurch werden Umfang und Verteilung des Gesamtkapitals auf die verschiedenen Produktions- und Anlagesphären sowie die Bemessung der gesamtwirtschaftlichen Zirkulationsaufwendungen im nationalen Gesamtproduktionsprozess reguliert.

22 Im Weiteren kommen mit der Ausdifferenzierung der Verteilungs- und Umverteilungsprozesse (markt- und politisch bestimmte Einkommensumverteilung) weitere Elemente hinzu, die u.a. über den Wert der Arbeitskraft die Mehrwertrate mitbestimmen. Sie schlagen im Zuge der Kontinuität des Reproduktionsprozesses aus Resultaten der Kapitalakkumulation in ihre bestimmenden Voraussetzungen um; vgl. ausführlich Stephan Krüger: Soziale Ungleichheit zwischen privater Vermögensbildung und sozialstaatlicher Umverteilung. Kapitalakkumulation, Einkommensverteilung und Sozialstruktur im Gegenwartskapitalismus (erscheint im Herbst 2017 in Hamburg).

Produzenten, ihre Rationalisierungs- und Erweiterungsinvestitionen als Investoren sowie ihre Cash- und Anlageentscheidungen bezüglich periodisch freigesetzter Geldkapitalien (Cash- und Treasury-Management) überdecken und mystifizieren in den oberflächlichen Marktpreisbewegungen die in zyklischer Frist gebildeten (Markt-) Produktionspreise der Warenprodukte. Sie legen auch den inneren Mechanismus der Akkumulationsdynamik nicht unmittelbar in den erscheinenden Formen an der Oberfläche frei. Es ist die Zwieschlächtigkeit des Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate als Fall der Rate und gleichzeitiges Wachstum der Masse des Profits, jeweils in gesamtwirtschaftlicher Dimension und langfristig-überzyklisch, wodurch der immanente Widerspruch der kapitalistischen Mehrwertproduktion seine äußeren Bewegungsformen erhält. Solange die Akkumulation des Gesamtkapitals sich in rascherer Progression vollzieht als derjenigen, worin die Profitrate fällt²³, solange führen Produktivkraftsteigerung und Akkumulation zu einer wachsenden Profitmasse in gesamtwirtschaftlicher Dimension, die wiederum das Bildungselement für die weitere Kapitalakkumulation bereitstellt. Entsprechend des Doppelcharakters der Ware sowie der doppelten Bestimmtheit des kapitalistischen Produktionsprozesses als Arbeits- und Verwertungsprozess zeigt sich nun ein Zusammenspiel zwischen (stofflicher) Masse der Akkumulation und (wertlicher) Rate der Akkumulation. »Die Akkumulation des Kapitals, dem Wert nach betrachtet, wird verlangsamt durch die fallende Profitrate, um die Akkumulation des Gebrauchswerts noch zu beschleunigen, während diese wieder die Akkumulation, dem Werte nach, in beschleunigten Gang bringt.«²⁴

Die näher durch die Progression des Profitratenfalls bestimmte beschleunigte Akkumulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals ist die langfristig-überzyklisch »ruhige« Bewegungsform des immanenten Widerspruchs der kapitalistischen Mehrwertproduktion, indem sie den Fall der Rate des Profits durch das gleichzeitige Wachsen der Masse des Profits kompensiert. Allerdings handelt es sich nicht um einen unendlichen Progress, sondern um eine ihrerseits widersprüchliche Bewegungsform. Denn auch eine wachsende stoffliche Akkumulationsmasse führt bei einer tendenziell sinkenden Akkumulationsrate langfristig zu abnehmenden Zuwächsen der produktiven Arbeitstage, also abnehmen-

23 Vgl. Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd. 25. S. 233.

24 Ebenda. S. 260.

den Zuwächsen der produktiven Beschäftigung, daher abnehmenden Zuwächsen des gesamtgesellschaftlichen Wertprodukts und daher auch trotz einer (eventuell) gleichzeitig steigenden allgemeinen Mehrwert-rate zu abnehmenden Zuwächsen der gesamtwirtschaftlichen Mehrwertmasse. Auch eine steigende Akkumulationsquote, d.h. ein steigender Anteil eines reinvestierten Profits bzw. Nationaleinkommens bleibt als entgegenwirkendes Moment in diese begrenzenden Rahmenbedingungen einbezogen. Die klassische politische Ökonomie (David Ricardo) pries daher die persönliche Sparsamkeit des Kapitalisten als Tugend. Heutzutage, unter Bedingungen eines sehr viel höheren Entwicklungsstandes der gesellschaftlichen Produktivkräfte und des gewachsenen gesamtwirtschaftlichen Kapitalbestandes, wird die Akkumulation weniger aufkommensseitig wegen der Produktivitätseffekte, die sich bereits aus einer Reinvestition der Amortisationsfonds ergeben (Ersatz des fungierenden Originalkapitals in natura), als vielmehr verwendungsseitig, d.h. durch die Antagonismen in den gesellschaftlichen Distributionsverhältnissen beschränkt. Nicht die Ersparnis, sondern die Konsumnachfrage wird zum begrenzenden Element für die Aufrechterhaltung von Investitionen in einem Umfang, der die Absorption einer wachsenden Ersparnis ermöglicht; John Maynard Keynes steht für die analytische Verarbeitung dieses Problems und seiner Lösungsversuche.

Die Anzahl industrieller Zyklen mit einer langfristig beschleunigten Akkumulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals wäre gering und die Dauer einer derartigen Entwicklungsperiode vergleichsweise kurz, wenn der kapitalistische Akkumulationsprozess nicht weitere immanente Spielräume für den Fortgang der beschleunigten Kapitalakkumulation, die zugleich entgegenwirkende Ursachen gegenüber dem Fall der allgemeinen Profitrate darstellen, beinhalten würde. Zu nennen sind: (1) ein steigender Anteil komplizierter Arbeiten innerhalb des gesamtwirtschaftlichen produktiven Arbeitsvolumens, zum Teil als Ergebnis der Automatisierung einfacher Arbeiten, zum Teil als Ergebnis des Strukturwandels. Dadurch steigt die Wertschöpfung nominell gleich gebliebener produktiver Arbeitsvolumina und die Mehrwert- bzw. Profitmasse des gesellschaftlichen Gesamtkapitals nimmt zu auch bei

gleichbleibender Mehrwertrate. (2) (Relative) Senkung der Zirkulationskosten durch Unterwerfung auch der Zirkulationstätigkeiten unter das industrielle Rationalisierungsprinzip mit Automatisierung ehemals höherer Tätigkeiten durch Computereinsatz. Die Ökonomisierung der Zirkulationskosten vermindert relativ die Abzüge an Mehrwertmasse, d.h. steigert den Anteil der gesamtwirtschaftlichen Profitmasse am Mehrwert. (3) Der Einfluss der Außenwirtschaftstransaktionen. Der Außenhandel wirkt über die Importe der Möglichkeit nach ökonomisierend für die Kapitalvorschüsse, insofern durch billigere Gebrauchswerte aus dem Ausland gegebene Wertgrößen sich in eine erhöhte Produktmenge umsetzen und daher die Kapitalakkumulation dem Gebrauchswert nach steigern bzw. den Kapitalvorschuss durch Freisetzung von Kapital senken. Werden durch das Nationalkapital Surplusprofite durch seine Exporte realisiert, weil die nationale Arbeit infolge international überdurchschnittlicher Produktivitätsfortschritte auf der Stufenleiter der universellen Arbeit steigt, wirkt der Außenhandel für das Nationalkapital wertsteigernd. Diese Surplusprofite erhöhen zunächst die Profite der Exporteure, werden nachfolgend in den Ausgleichungsprozess zur Durchschnittsprofitrate einbezogen und steigern dieselbe pro tanto. Die Nachhaltigkeit dieser exportbedingten Surplusprofite hängt ab von entgegengewirkenden Faktoren wie (induzierte) inländische Preiserhöhungen bzw. Wechselkursaufwertung sowie der Art und Weise der »Verarbeitung« der Außenwirtschaftseffekte im nationalen Akkumulationsprozess. Das jeweils Umgekehrte – Profitverlust mit Preissenkungen, aber Wechselkursabwertungen – gilt cum grano salis für die verlierenden Nationalkapitale in der internationalen Konkurrenz.

(4) Im Wesentlichen über die konsumtive Endnachfrage, die in der langfristig-überzyklischen Perspektive den gesamtwirtschaftlichen Wachstumsprozess nachfrageseitig trägt und absichert, üben die durch den Sozial- und Interventionsstaat bedingten Veränderungen in den Verteilungsverhältnissen durch politisch veranlasste Umverteilungsprozesse Einfluss auf die Kapitalakkumulation aus. Die öffentlichen Geld- und Realtransfers stabilisieren die konsumtive Endnachfrage und sind zusammen mit dem Geldsystem inconvertibler Zentralbanknoten wesentlich dafür verantwortlich, dass die zyklischen Abschwünge nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr regelmäßig mit krisenverschärfenden

Deflationsprozessen an den Warenmärkten verbunden sind. Die Effekte dieser Stabilisierung sind eine Begrenzung der Kapitalentwertungen sowie die Erhöhung der langfristigen Wachstumsrate des Wertprodukts durch Reduzierung abschwungsbedingter Verluste.

All diese gegenwirkenden Ursachen gegenüber dem Fall der Profitrate und Einflussfaktoren zur Erweiterung der Spielräume einer beschleunigten Akkumulation des Kapitals bleiben aber nachgeordnet gegenüber den fundamentalen Bestimmungsgründen der Mehrwert- und Profitproduktion. Sowohl die Begrenzung der Akkumulationsquote durch die individuelle Konsumtion als auch die Geltendmachung der Realisationsschranke durch die antagonistischen Distributionsverhältnisse, die den Widerschein der fundamentalen Produktionsverhältnisse nur *sub alia specie* ausmachen, begründen die Endlichkeit einer mehrere industrielle Zyklen umfassenden Periode einer beschleunigten Akkumulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals. In beiden Fällen bedeutet die Geltendmachung dieser Schranken letztlich unüberspringbare Grenzen. Diese erzeugen eine Verdrängungskonkurrenz zwischen der (reproduktiven) Neuanlage von Kapital und der Verwertung des bestehenden Originalkapitals. Neuinvestitionen führen daher nicht zu einem entsprechenden Wachstum von Produktion und Beschäftigung, sondern setzen bestehende Wertschöpfung und Beschäftigung außer Kurs. Die Ursache für diese Konstellation besteht darin, dass bereits zu viel Kapital akkumuliert worden ist, welches keine steigende Verwertung mehr ermöglicht. Die allgemeine Profitrate ist im Zuge der vorangegangenen beschleunigten Kapitalakkumulation nach und nach so tief gesunken, dass die Neuanlage von (zusätzlichem) Kapital keinen ausreichend zunehmenden Profit erwarten lässt bzw. nur dann eine steigende »Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals« verspricht, wenn an anderer Stelle fungierendes Kapital entwertet wird.

Die Erscheinungsformen dieser Erschöpfung der beschleunigten Kapitalakkumulation und ihrer Ablösung durch eine nicht nur zyklische, sondern strukturelle Überakkumulation von Kapital sind vielfältig. Oberflächlich rechtfertigt die Differenz zwischen erwarteter Rendite auf neue (Real-)Investitionen und dem Geldzinssatz keinen das höhere Risiko vergütenden Unternehmervergewinn mehr. Die Konsequenz ist eine Umlenkung anlagefähiger Kapitale in die Sphäre zinstragender Verwertung durch Kauf von fiktiven Kapitalen mit der (zusätzlichen) Aussicht

auf Spekulationsgewinne durch Kurssteigerungen. Vermehrte Umlenkung freigesetzter Geldkapitale in finanzielle Anlageformen führt zu einem wachsenden Angebot an Leihkapital an den Geldkapitalmärkten und dortselbst zu Zinssenkungen.²⁵ Damit werden zunehmend bloße Zentralisationsprozesse von Kapital und/oder in wachsendem Umfang konsumtive Kredite der öffentlichen und privaten Haushalte finanziert. Beide Varianten erschließen der (reproduktiven) Kapitalakkumulation tatsächlich kurzfristig neue Spielräume: die Zinssenkungen aufgrund eines wachsenden Geldkapitalangebots an den Kredit- und Kapitalmärkten verbessern das Investitionskalkül, weil nunmehr auch solche Investitionen zum Zuge kommen, die unter Bedingungen eines höheren Geldzinses ausgeschlossen worden wären. Die Finanzierung konsumtiver Kredite der öffentlichen und privaten Haushalte stabilisiert die konsumtive Endnachfrage und verschafft der reproduktiven Kapitalakkumulation neue Absatzmöglichkeiten durch Abmilderung der Antagonismen in den Verteilungsverhältnissen. Jenseits dieser reproduktiven Effekte wird die Finanzspekulation stimuliert: sinkende Zinsen führen zu Kurssteigerungen des fiktiven Kapitals und zur Erwartung weiterer Kurs- und Vermögenspreissteigerungen. Damit wird das anlagensuchende Geldkapital in wachsendem Umfang als flottierende Liquidität in die Spekulationskasse geleitet und findet dortselbst in kurzfristigen Anlageformen (sogenannte near-moneys) noch zinstragende Verwertung.

Es ist nun zu Recht gefragt worden, warum die langfristig-überzyklisch aufgebaute strukturelle Überakkumulation von Kapital nicht ebenso wie die sich in jedem industriellen Zyklus zeigende zyklische Überakkumulation von Kapital wieder immanent-endogen beseitigt

25 Dies markiert eine Entwicklung, in der sich die »stille Verbindung« (MEW. Bd. 25. S. 434) zwischen Angebot und Nachfrage nach reproduktivem und Geldkapital in einem langfristigen Gleichklang zwischen niedriger Profitrate und sinkenden Zinssätzen infolge des volkswirtschaftlichen Übersparens (savings glut) ausdrückt: »Da man gesehn, daß die Höhe der Profitrate im umgekehrten Verhältnis steht zur Entwicklung der kapitalistischen Produktion, so folgt daher, daß der höhere oder niedere Zinsfuß in einem Lande in demselben umgekehrten Verhältnis zur Höhe der industriellen Entwicklung steht, soweit nämlich die Verschiedenheit des Zinsfußes wirklich Verschiedenheit der Profitraten ausdrückt. [...] In diesem Sinn kann man sagen, daß der Zins reguliert wird durch den Profit, näher durch die allgemeine Profitrate. Und diese Art der Regulierung gilt selbst für seinen Durchschnitt.« (MEW. Bd. 25. S. 371f.)

werden kann, warum also der Unterschied zwischen struktureller und zyklischer Überakkumulation nicht nur ein rein quantitativer ist? Denn natürlich ist es richtig, dass es permanente Krisen nicht gibt: »Die Krisen sind immer nur momentane gewaltsame Lösungen der vorhandenen Widersprüche, gewaltsame Eruptionen, die das gestörte Gleichgewicht für den Augenblick wiederherstellen.«²⁶ Eine Zusammenbruchstheorie des Kapitalismus gibt es nach Marx nicht: »Eine Entwicklung der Produktivkräfte, welche die absolute Anzahl der Arbeiter verminderte, d.h., in der Tat die ganze Nation befähigte, in einem geringern Zeiteil ihre Gesamtproduktion zu vollziehn, würde Revolution herbeiführen, weil sie die Mehrzahl der Bevölkerung außer Kurs setzen würde.«²⁷ Diese Aussage ist nicht zufällig im Konjunktiv formuliert: weder gibt es einen Automatismus der massenhaften Entstehung eines Klassenbewusstseins als Voraussetzung für die Herbeiführung der angesprochenen Revolution, noch beinhaltet die Überakkumulation von Kapital eine objektive Zusammenbruchstendenz der Kapitalakkumulation wie seinerzeit Henryk Grossmann unter Fortschreibung der sogenannten Reproduktionsschemata behauptet hat.²⁸ Da Marx aber im dritten Band des »Kapital« nicht begrifflich-systematisch zwischen einer zyklischen und einer strukturellen Überakkumulation von Kapital differenziert hat²⁹ ist unter Rückgriff auf die empirisch aufzunehmenden Verhältnisse

26 Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd. 25. S. 259.

27 Ebenda. S. 274.

28 Vgl. Henryk Grossmann: Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz der kapitalistischen Produktion. 2. Aufl. Nachdr. [der Ausg.] Leipzig 1929. Frankfurt am Main 1970. Bereits Hilferding hatte seinerzeit korrekt vermerkt, dass es sich bei einem »Zusammenbruch« des Kapitalismus nur »um einen politischen und sozialen, nicht um einen ökonomischen Zusammenbruch handelt, der überhaupt keine rationelle Vorstellung ist«. (Rudolf Hilferding. Das Finanzkapital. Eine Studie über die jüngste Entwicklung des Kapitalismus. Frankfurt am Main, Wien 1968. S. 471.)

29 Vgl. Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd. 25. S. 251–277 (Fünfzehntes Kapitel). Überhaupt hat er die Darstellung des industriellen Zyklus, auch seinen Grundbestimmungen nach, in die Behandlung der Konkurrenz, d.h. außerhalb der allgemeinen Darstellung verwiesen. (Vgl. MEW. Bd. 25. S. 839.) Tatsächlich hat er aber an vielen Stellen im »Kapital«, namentlich im V. Abschnitt des dritten Bandes zyklische Bewegungen nicht nur als Illustrationen behandelt. Ich habe daher dafür votiert, Grundbestimmungen des industriellen Zyklus noch als Bestandteil der allgemeinen Darstellung zu behandeln, weil sie das Element der Zeit – dies ist wesentlich für die Erklärung der Ausgleichung der Marktpreise zu Produktionspreisen und weiter zu Werten – nicht nur allgemein-qualitativ, sondern quantitativ spezifiziert aufzunehmen

des Gegenwartskapitalismus die Beziehung zwischen struktureller Überakkumulation von Kapital und Entwertung im Sinne einer Ergänzung nachzureichen.³⁰

3. Charakteristika der gegenwärtigen Überakkumulationsperiode nach dem Strukturbruch Mitte der 1970er Jahre (Finanzmarktkapitalismus)

Es wäre töricht zu behaupten, dass die sogenannten Eliten in Wirtschaft und Politik nicht versucht hätten, mit unterschiedlichen Konzepten, die verschiedene ökonomische Variablen in den Fokus genommen haben, gegen die sich in den meisten kapitalistischen Metropolen seit Mitte der 1970er Jahre ausbreitende Überakkumulationssituation anzugehen. Zu Beginn der 1980er Jahre, d.h. im Zusammenhang mit dem Abschwung im VII. Zyklus (1980–1982) erfolgte der Umschwung von der keynesianischen, auf öffentliche Nachfragestabilisierung begründeten Finanzpolitik der Staaten auf einen praktischen Monetarismus mit restriktiver (regelgebundener) Geldpolitik, Aufhebung der vorgängigen partiellen Dekommodifizierung der Arbeitskraft durch sukzessive Beseitigung von Schutzregelungen an den Arbeitsmärkten und schrittweisem Abbau sozialstaatlicher Transfers aus öffentlichen Haushalten. Diese mit den Schwerpunkten der Inflationsbekämpfung und Bereinigung der Angebotsbedingungen vollzogene Wirtschaftspolitik führte nach und nach zu

erlauben (vgl. Stephan Krüger: Allgemeine Theorie der Kapitalakkumulation. Konjunkturzyklus und langfristige Entwicklungstendenzen. Hamburg 2010. S. 59ff. sowie 250ff.). Die Differenzierung zwischen zyklischer und struktureller Überakkumulation von Kapital führt dann auch zur Unterscheidung eines Prosperitätszyklus und seinen Modifikationen als Überakkumulationszyklus (vgl. ebenda. S. 594ff.).

30 Wir konzentrieren uns nachfolgend auf die Gegenwartsverhältnisse, d.h. die strukturelle Überakkumulation seit Mitte der 1970er Jahre. Die sich in der ersten Großen Krise ausgangs der 1920er Jahre und in den 1930er Jahren darstellende strukturelle Überakkumulation von Kapital war noch stark durch die seinerzeit unentwickelten Verhältnisse in den abgeleiteten ökonomischen Sphären und Beziehungen des Gesamtproduktionsprozesses (Verteilungsverhältnisse, Geld- und Währungssystem) mitbedingt und zudem von vergleichsweise kurzer Zeitdauer. Der amerikanische New Deal unter Franklin Delano Roosevelt als Modernisierung und Überwindung dieser Überakkumulation bietet nichtsdestoweniger auch noch für heutige Verhältnisse und Politiken wichtiges Anschauungsmaterial (ebenso wie sein barbarischer Gegenpart in Gestalt des Faschismus).

einer Veränderung der primären, marktbestimmten Einkommensverteilung zwischen Arbeitslöhnen und Profiten zugunsten der Letzteren, d.h. zu einer ansteigenden Mehrwertrate. Allerdings war dieser Anstieg der Mehrwertrate zunehmend weniger auf Produktivkraftsteigerungen durch Veränderungen der technischen und organisatorischen Strukturen des Arbeitsprozesses begründet als vielmehr auf Druck auf die verschiedenen Komponenten des Werts der Arbeitskraft.

Einem Aufbruch zu einer neuen, qualitativ höheren Betriebsweise des gesellschaftlichen Produktionsprozesses stehen zunächst die langfristig gewachsene Verselbstständigung des zinstragenden Geldkapitals und seiner Finanzmärkte gegenüber der reproduktiven Wertschöpfung und Kapitalakkumulation entgegen. Die Verselbstständigung der Geldkapitalakkumulation bis zur Etablierung einer Suprematie der Finanzmärkte und ihrer Akteure gegenüber den Märkten des reproduktiven Zirkels führt zu einer »Finanzialisierung« immer größerer Bereiche der gesellschaftlichen Beziehungen; dementsprechend wird zu Recht von einem Regime des Finanzmarktkapitalismus gesprochen. Die Kapitalmarktfinanzierung der Unternehmen verdrängt teilweise den klassischen Bankkredit, was mit einem Bedeutungsgewinn der Wertpapierbörsen einhergeht. Die Steigerung des Unternehmenswerts (Shareholder Value) in Form des Aktienkurses, d.h. als fiktiver Kapitalwert wird zu einem übergeordneten Unternehmensziel gegenüber reproduktiven Erfolgsgrößen von Profitsteigerung durch Umsatzwachstum und Marktanteilssteigerung. Damit geht eine beginnende Restrukturierung des Unternehmenssektors einher. Nicht zum Kerngeschäft gehörende Unternehmensbereiche, die eine unterdurchschnittliche Verwertung erbringen oder quersubventioniert werden müssen, werden abgestoßen und zu neuen Unternehmenseinheiten zusammengefasst. Dadurch wird kurzfristig der Unternehmenswert gesteigert, selbst wenn sich längerfristig fehlende Synergien mit negativen Konsequenzen für die interne Rendite einstellen sollten. In die gleiche Richtung geht die Verringerung der internen Leistungstiefe der Unternehmen durch Outsourcing von Wertschöpfungsstufen, die zunehmend auch ins Ausland mit geringeren Produktionskosten (insbesondere Arbeitslöhne) verlagert werden. Diese Verwandlung von ehemals fixen in variable Kosten steigert die Anpassung an schwankende Auslastungen. Finanzialisierung der Strukturen innerhalb des reproduktiven Unternehmenssektors bedeutet somit

Verstärkung von marktvermittelter Ressourcenallokation anstelle der früheren unternehmensinternen Erstellung; die verursachungsgerechte Kostenzuordnung zu den Umsatzträgern wird verbessert und die internen Abteilungen Benchmark-Vergleichen (»Best Practise«) ausgesetzt. Dies erhöht die Selbststeuerung unternehmensrechtlich verselbstständigter oder als Profit-Center organisierter Betriebseinheiten und bildet das auf einer Optimierung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung aufsetzende Komplement zur produktivistisch-unternehmensinternen Lean Production mit Abbau zwischengeschalteter Hierarchieebenen. Technologisch möglich wird diese Verallgemeinerung von marktvermittelten Allokationsprozessen durch computergestützte Netzwerke auch über die Unternehmensgrenzen hinweg; sie führt zu neuen Logistikkonzepten, die sowohl Produktions- wie Zirkulationskosten reduzieren.

So sehr nun die Produktivitätseffekte dieses in Ansätzen etablierten Rationalisierungsparadigmas einer Neuformierung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zusammen mit den Kosteneffekten der Deregulierungsprozesse positiv auf die allgemeine Mehrwertrate wirken und die Profitrate stabilisieren, so wenig lösen sie das unterliegende Grundproblem der strukturellen Überakkumulation von Kapital. Dieses besteht mit dem Umfang des akkumulierten Fixkapitals sowie der Masse des fiktiven Kapitals im Verhältnis zu den Möglichkeiten der Wertschöpfung und daher der Verwertung dieser Kapitalien. Denn Letztere sind beschränkt durch gesellschaftliche Distributionsverhältnisse, die durch die überakkumulationstypische Umverteilung zugunsten der Profite, der gleichzeitigen Beschränkung der Masseneinkommen sowie durch eine Finanzpolitik der Ausgabenkürzung das Problem der Realisierung des gesamtwirtschaftlichen Warenprodukts auf dem Binnenmarkt steigern.³¹ Die sich als Unterkonsumtion in den Verteilungsverhältnissen zeigende (relative) Überersparnis ist jedoch kein bloßes

31 Natürlich bietet sich dem einzelnen Nationalkapital durch eine Steigerung seiner Exporte ein Ausweg aus diesem Realisierungsdilemma der kapitalistischen Überakkumulation an. Namentlich solche Kapitale, die über eine hohe internationale produkt- und preismäßige Konkurrenzfähigkeit verfügen (wie das BRD-Kapital), können diese Karte extensiv spielen und so ihre Situation auf Kosten anderer Länder verbessern. Allerdings ist dies mit zunehmenden internationalen Disproportionen in den Zahlungsbilanzen verbunden, denn nicht alle Länder und gerade nicht alle kapitalistischen Metropolen können gleichzeitig durch Forcierung ihrer Exporte ihre binnenwirtschaftlichen Nachfrageprobleme lösen.

Verteilungsproblem, sondern beruht auf einem Zuviel an Kapital (in verschiedenen Formen), das keine steigende Verwertung mehr erfährt, d.h. einem Widerspruch innerhalb der Verwertungsverhältnisse selbst. Dies offenbart sich anhand einer Durchschnittsprofirrate, die trotz der verschiedenen wirtschaftspolitischen Interventionen zugunsten des Kapitals auf einem niedrigen Niveau (unter zyklischen Schwankungen) verharret und damit einen Neustart einer längerfristigen, mehrere aufeinanderfolgende Konjunkturzyklen umfassenden beschleunigten Kapitalakkumulation auf der Grundlage einer substanziellen Erhöhung des Niveaus dieser Profirrate verhindert.

Diese Blockade innerhalb der gewachsenen Verwertungsverhältnisse betrifft zunächst die die reproduktive Akkumulation einschränkenden Ansprüche des fiktiven Kapitals auf Bestandteile der jährlichen Wertschöpfung. Trotz gesunkener Zinsen bleiben diese Ansprüche aufgrund der Menge der nach und nach akkumulierten Eigentumstitel erheblich; die Orientierung auf Kursgewinne des fiktiven Kapitals benachteiligt zudem reproduktive Aktivitäten. Aber selbst unterstellt, das fiktive Kapital und seine Erträgnisansprüche an die jährliche Wertschöpfung würden durch planvolle Entwertungs- und Entschuldungsprozesse zurückgeführt und somit namentlich das Bankensystem von toxischen Wertpapieren und ausfallbedrohten Krediten befreit, so bliebe das Missverhältnis zwischen dem zu viel akkumulierten Fixkapital und der Fähigkeit des Reproduktionsprozesses, dasselbe mit gesteigerter Profitmasse zu verwerten. Wenn die Steigerung der Mehrwertrate durch Produktivitätssteigerungen und Lohnsenkungen nicht ausreicht, um die Profirrate nennenswert zu erhöhen und vielmehr als Kehrseite die Nachfrageschwäche (Unterkonsumtion) verschärft, bleibt als einziger Ausweg nur eine durchgreifende Entwertung des akkumulierten Fixkapitalbestandes selbst. Diese wäre jedoch mit so großen Friktionen verbunden, die jenen sozialen und politischen Zusammenbruch, von dem seinerzeit Rudolf Hilferding gesprochen hatte, wahrscheinlich werden lassen würde.

Eine forcierte Entwertung von Kapital in allen Formen als fiktives Kapital (Wertpapiere sowie materielle Vermögensgegenstände wie Immobilien) sowie als fixes Kapital (Produktionskapazitäten) widerspräche zudem allen kapitalistischen Prinzipien, insbesondere der Unantastbarkeit des Privateigentums. Dementsprechend war es naheliegender,

dass die Politik einen systemkonformen Weg wählte, der zudem die gesellschaftlichen und politischen Widerstände geringer hielt und kontrollierbar gestalten sollte. Außerdem ist mit ihm die Hoffnung verbunden worden, dass die unausweichlichen Entwertungsprozesse über eine längere Zeitperiode gestreckt werden und eine sich irgendwann belebende reproduktive Kapitalakkumulation in die partiell bereinigten Wertverhältnisse gewissermaßen hineinwachsen könnte. So unwahrscheinlich, weil (zu) optimistisch diese Erwartung war, so abenteuerlich, weil noch viel unverantwortlicher ist die betriebene Politik, die dem marktbestimmten Kurs- und Preisanstieg des fiktiven Kapitals durch eine lockere Geldpolitik der Zentralbanken bewusst zu weiterem Auftrieb verhalf. Steigende Vermögenspreise verschafften den Eigentümern nicht nur das Gefühl, ohne eigene Anstrengung reicher zu werden, sondern gaben zusätzlich im Wert steigende Kreditsicherheiten ab, auf die sich die Finanzindustrie mit ›innovativen Produkten‹ stürzte. Dadurch sollte die durch die marktbestimmte Einkommensverteilung sowie die abgebaute sozialpolitische Umverteilung restringierte private Konsumnachfrage durch forcierte Kreditgewährung stimuliert werden. Es sollten, mit anderen Worten, die Probleme des Kapitalismus durch ein Mehr an Kapitalismus gelöst werden, indem eine vermögenspreis- und konsumkreditgestützte reproduktive Kapitalakkumulation stimuliert und initiiert wird: »Asset-based, wealth driven accumulation«. Die Kehrseite dieses Prozesses ist der (weitere) Aufbau von Verschuldungspositionen der Privathaushalte, der zu demjenigen der öffentlichen Haushalte sowie der Unternehmen hinzukam. Diese »asset-based, wealth driven accumulation« hat etwas von Finanzalchemie und einem Münchhausen-Effekt und konnte nur von ökonomischen Analphabeten als Lösung der Probleme der kapitalistischen Überakkumulation ausgegeben werden.³² Ihr Waterloo erlebt diese namentlich in den USA betriebene Wirtschaftspolitik in der Immobilienkrise, die sich 2007 zu einer internationalen Finanzmarkt- und Finanzkrise auswuchs und danach in die zweite Große Krise der kapitalistischen Produktionsweise mündete.

Gleichwohl könnte entgegnet werden, dass trotz der erwiesenen Krisenhaftigkeit und fehlenden Nachhaltigkeit neoliberaler Konzepte des

32 Kaum etwas dokumentiert die intellektuelle Verkommenheit der offiziellen Wirtschaftswissenschaft als platteste Vulgärökonomie deutlicher als diese Propagierung einer vermögenspreisgetriebenen Kapitalakkumulation.

Finanzmarktkapitalismus die zeitliche Dauer der strukturellen Überakkumulation von Kapital auf mittlerweile mehr als vier Jahrzehnte ausgedehnt worden ist. Im Kern ist die Stabilisierung dieser strukturellen Überakkumulation durch eine sukzessiv immer größer werdende Verschuldung bewerkstelligt worden. Waren es zunächst die öffentlichen Haushalte, die mit wachsenden Defiziten die binnenwirtschaftliche konsumtive Endnachfrage stabilisieren mussten, so kam mit zunehmend krisenhafter verlaufender Kapitalakkumulation die Aufnahme von Betriebsmittelkrediten durch Unternehmen hinzu. Internationale Zahlungsbilanzverwerfungen akzentuierten nationale Gläubiger- und Schuldnerpositionen in Gestalt des gegensinnigen Aufbaus von Währungsreserven und internationalen Verbindlichkeiten. Die wirtschaftspolitisch geleitete Verschuldungszunahme der Privathaushalte durch private Konsumkredite (inklusive Hypothekendarlehen) war dann nur eine weitere Stufe dieser Verschuldungskaskade. Ihren finalen Höhepunkt erlebte sie durch den durch die Finanzmarktkrise erzwungenen Übergang der Zentralbank-Geldpolitik zum »Quantitative Easing«, der einerseits zwar unabdingbar zur Stützung des Gesamtsystems der internationalen Finanzbeziehungen war, andererseits aber ökonomisch auf kaum verdeckte Zentralbankgeldschöpfung herauskommt.³³ Dies alles war tatsächlich nur möglich auf Basis einer Geld- und Währungsverfassung, die von Regelbindungen befreit worden war und mit der Funktion der wichtigsten Zentralbanken als Lender of last Resort »spielte«; dieses »Spiel« hat bislang funktioniert – es gibt aber keine Gewähr dafür, dass es weiterhin und zudem auf stets wachsender Stufenleiter funktionieren wird.³⁴

33 Der Unterschied des Quantitative Easing zur Finanzierung von (Staats-) Ausgaben durch reine Gelddruckerei besteht in dem Umstand, dass die Zentralbanken ihre Wertpapierankaufprogramme am Sekundärmarkt durchführen, also bereits erfolgreich emittierte Wertpapiere aufkaufen und nicht direkt am Primärmarkt als Käufer agieren. Andererseits sind die Bonitätsanforderungen für aufkauffähige Wertpapiere sukzessive gesenkt worden, sodass nicht nur Staatspapiere mit kurzen Laufzeiten, sondern auch Langläufer sowie Unternehmensanleihen und Asset backed Securities (ASBs) in die Zentralbank-Portfolios hineingenommen worden sind.

34 Damit werden wesentliche Fragen einer modernen marxistischen Geldtheorie aufgeworfen: Hat sich die zeitgenössische Geld- und Währungsverfassung qualitativ soweit verändert, dass der von Marx herausgestellte Umschlag des Kredit- in das Monetarsystem, d.h. die Entwertung und Vernichtung der Geldfunktionen des Repräsentativgeldes heutzutage nicht mehr stattfinden kann? Wird diese Frage bejaht, wäre nicht

Die Antwort auf die oben gestellte Frage nach der eigentümlichen Qualität einer strukturellen im Vergleich zu einer bloß zyklischen Überakkumulation von Kapital lautet also: Die strukturelle Überakkumulation von Kapital ist erstens das Ergebnis einer langfristig beschleunigten Kapitalakkumulation (die ihrerseits die beständige Bildung und Auflösung einer zyklischen Überakkumulation einschließt), wenn der immanente Widerspruch der Mehrwertproduktion nicht mehr durch die Gleichzeitigkeit von Fall der Profitrate und Wachstum der Profitmasse bewegt werden kann. Dies ist unter entwickelten Verhältnissen dann gegeben, wenn die konsumtive Endnachfrage (privat und öffentlich) einen weiteren gesamtwirtschaftlichen Wachstumsprozess nicht mehr trägt und demgemäß die Investitionen die wachsende gesamtwirtschaftliche Ersparnis nicht mehr absorbieren. Die Unterkonsumtion ist dabei nur die Kehrseite eines in der Vergangenheit akkumulierten Kapitalbestandes, für den unter den gegebenen bzw. nur innerhalb bestimmter Grenzen verschobener Wertverhältnisse keine wachsende Verwertung mehr erbracht wird. Anstelle einer gewaltsamen Zurückführung des überakkumulierten Kapitals (in verschiedenen Formen) durch umfangreiche Entwertungs- und Vernichtungsprozesse wird die laufende Reproduktion sowohl angebotsseitig durch eine Erhöhung der Mehrwertrate als auch nachfrageseitig durch den Aufbau von Verschuldungspositionen namentlich der konsumierenden Sektoren (Staat und Privathaushalte) sowie durch Geldschöpfung stabilisiert. Damit werden kurzfristig nicht reversible Tatsachen geschaffen, denn jede Entschuldung, die sich nicht gewaltsam-naturwüchsig durchsetzt, benötigt Zeit. All dies ist nur möglich auf der Grundlage eines von Regelbindungen befreiten Geldsystems und nur solange, solange die wichtigsten Zentralbanken ihre Rolle als Lender of last Resort erfolgreich spielen können, d.h. ihnen nicht das Vertrauen der Wirtschaftsakteure in die Kontinuität des Reproduktionsprozesses entzogen wird. Damit sind zugleich nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Unterschiede gegenüber der ersten Großen Krise der kapitalistischen Produktionsweise benannt.

nur die Marxsche Geldbestimmung neu zu fassen, sondern die gesamte Werttheorie zu reformulieren – oder ad acta zu legen. Wir teilen diese Auffassung nicht und verneinen die formulierte Frage; vgl. Stephan Krüger: Politische Ökonomie des Geldes. Gold, Währung, Preise und Inflation. Hamburg 2012, sowie Joachim Bischoff / Fritz Fiehler / Stephan Krüger / Christoph Lieber: Vom Kapital lernen. Die Aktualität von Marx' Kritik der politischen Ökonomie. Hamburg 2017.

JÜRGEN LEIBIGER

Die geschichtliche Tendenz
der Akkumulation

*Karl Marx und das 20./21. Jahrhundert*¹

Marx' Kritik der politischen Ökonomie im ersten Band des »Kapitals« mündet in der vielleicht wirkungsmächtigsten sozialwissenschaftlichen Vorhersage, die ein Wirtschaftswissenschaftler je getroffen hat. Sie betrifft das Schicksal der kapitalistischen Produktionsweise.

»Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten [...] wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriert.«²

Die Wirkungsmacht dieser Aussage ist kaum zu bestreiten, bildete sie doch die wichtigste theoretische und weltanschauliche Grundlage der Arbeiterbewegung sowie des implodierten sozialistischen Staatensystems im 20. Jahrhundert. Und im Großen und Ganzen hat sich vieles davon bestätigt. Das Bruttoanlagevermögen zum Beispiel wuchs in Deutschland seit 1850 bis heute auf fast das 40-fache.³ Dieser so enorm gewachsene Reichtum befindet sich zu großen Teilen nach wie vor in privatkapitalistischem Besitz, während die Lohnabhängigen weitgehend

1 Der für dieses Kolloquium geplante, aus Zeitgründen jedoch nicht gehaltene Beitrag erschien zuerst in Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung. Frankfurt am Main. Jg. 28. Nr. 111 (September 2017). S. 98–122.

2 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 790f.

3 Vgl. Reiner Metz: Säkulare Trends der deutschen Wirtschaft. www.gesis.org (Kapitalstock in Deutschland).

von ihm ausgeschlossen sind. Zwar stieg deren Realeinkommen beträchtlich, aber das gilt gleichermaßen für die Produktionsmitteleigentümer. Auch die politische Geschichte gab Marx zunächst Recht. Wenige Jahrzehnte nach seinem Tod explodierten im »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawm) die sozialen Widersprüche, und auf einem Drittel der Erde wurden die Expropriateure expropriert.

Heute, 150 Jahre nach Marx' Prognose, scheint wieder alles beim Alten zu sein. Die kapitalistische Produktionsweise dominiert, Konzentration und Zentralisation des Kapitals und des Reichtums auf der einen Seite sind extrem hoch, während auf der anderen Seite die Einkommen eines Großteils der abhängig Beschäftigten stagnieren und die Schicht der Armen, Prekären und Abgehängten wächst. Zuhäuf erscheinen Publikationen über wachsende soziale Ungleichheit – wenn auch nicht in der Produktion, so doch zumindest in der Verteilung – und stehen sogar auf Bestsellerlisten. Autoren wie Thomas Piketty werden zu Pop-Ökonomen stilisiert, und einer der jüngsten Nobelpreise für Ökonomie ging an Angus Daeton, einen ausgewiesenen Forscher auf diesem Gebiet. Selbst die IWF-Chefin Christine Lagarde äußert sich besorgt über die wachsende Ungleichverteilung, und in den Feuilletons der bürgerlichen Blätter erscheinen Essays über die Gefahren für das bestehende Wirtschaftssystem. Nicht wenige der heutigen Anhänger von Marx sehen darin die umfassende Bestätigung seiner Akkumulationstheorie und beschwören erneut das baldige Ende des Kapitalismus.

Aber die Fakten lassen sich auch anders lesen. Schon Antonio Gramsci bezeichnete seinerzeit die russische Oktoberrevolution als eine »Revolution gegen das [Marxsche – J.L.] ›Kapital‹«. Und obgleich sich wichtige Seiten der Marxschen Prognose bewahrheitet haben, folgten andere Elemente jahrzehntelang anderen als der vermuteten Tendenz, und über nahezu die Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinweg ging die Ungleichheit zurück. Simon Kuznets hatte schon in den 1950er Jahren starke Argumente für seine Vermutung, dass die Ungleichheit in den hochentwickelten Ländern – er untersuchte die USA, Großbritannien und Deutschland – zunächst wuchs, dann aber wieder zurückging.⁴

4 Es spricht für Kuznets Ehrlichkeit, wenn er in seinem berühmten Artikel abschließend schrieb, sein Papier enthalte fünf Prozent Fakten und 95 Prozent Spekulationen, die auch seinem Wunschdenken entspringen könnten. (Simon Kuznets: Economic growth and inequality. In: American Economic Review. Vol.45. No.1 (March 1955). S.26.)

Zwar blieb der Fortschritt janusköpfig und selbst seine Segnungen verteilten sich höchst asymmetrisch, aber es war Fortschritt und das Gros der Arbeiter erlebte und empfand das durchaus auch so. Und ob oder inwieweit die kapitalistische Hülle sich nicht mehr mit dem Grad der Vergesellschaftung der Arbeit vereinbaren lässt und zu einer »Fessel« wird, ist angesichts der Produktivkräfte, die dieses System trotz seiner Krisen und Verwerfungen hervorbringt, durchaus diskutabel. Die Produktivität wuchs zuletzt zwar langsamer als in der Rekonstruktionsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg, aber eher schneller im Vergleich zu Marx' Zeiten. In den fünfzig Jahren von seiner Geburt bis zur Veröffentlichung des »Kapitals« stieg die Pro-Kopf-Produktion Englands – seinem bevorzugten Forschungsfeld – auf etwa das Eineinhalbfache an, sie verdreifachte sich jedoch in den letzten fünfzig Jahren bis heute, während sich die Expropriation der Expropriateure im ehemals sozialistischen Lager diesbezüglich als Fehlschlag erwies. Die Krise des Systems ist unübersehbar, und eine ihrer Wurzeln liegt zweifellos in seinen von Marx analysierten inneren Widersprüchen. Heute wirken jedoch auch Widersprüche, die »quer« zum Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit liegen, die Welt ist wesentlich komplexer und differenzierter als das England des 19. Jahrhunderts, und die einfachen Formeln, mit denen die in den Kinderschuhen steckende Arbeiterbewegung mobilisiert werden konnte, ziehen nicht mehr.

Gründlich, wie er war, fügte Marx seiner Analyse hinzu, das allgemeine Gesetz der Akkumulation werde wie jedes andere Gesetz auch »in seiner Verwirklichung durch mannigfache Umstände modifiziert«⁵. Seine Formulierung bezüglich des tendenziellen Falls der Profitrate greift auch hier: »Es müssen gegenwirkende Einflüsse im Spiel sein, welche die Wirkung des allgemeinen Gesetzes durchkreuzen und aufheben, und ihm nur den Charakter einer Tendenz geben«⁶. Diese Umstände sind es, welche die von ihm postulierte historische Tendenz der Akkumulation zeitweilig fast bis zur Unkenntlichkeit modifizierten.⁷ Dabei geht es

5 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 673f.

6 Ders.: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd. 25. S. 242.

7 Der als Revisionist gescholtene Eduard Bernstein hatte schon früh auf einige der Marx'schen Einschätzung entgegenlaufende Tendenzen verwiesen: »Die Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse hat sich nicht in der Weise vollzogen, wie sie das »Manifest« schildert. [...] Die Zahl der Besizenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Die enorme Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums wird nicht von

nicht um das Kapital im Allgemeinen, sondern um die komplexen und widersprüchlichen Wechselwirkungen von ökonomischen und politischen Faktoren, oder, um es mehr theoretisch zu formulieren, um die Dialektik von Basis und Überbau und die reale Bewegung des Kräfteverhältnisses der sozialen Klassen sowie die daraus resultierende historisch *tatsächlich verwirklichte Bewegung* der Akkumulation des Kapitals.

Die von Marx in den Mittelpunkt seiner Gesetzesableitung gestellten wirtschaftlichen Prozesse müssen dazu einer historisch konkreten Analyse unterworfen werden. Sofern es künftige Entwicklungen betraf, waren einige dieser Umstände kaum voraussehbar, aber wesentliche theoretische Elemente finden sich bei ihm durchaus. Er maß ihnen seinerzeit aber wohl nicht die Bedeutung bei, die sie dann im 20. Jahrhundert tatsächlich haben sollten. Andere Umstände wären, hätte er den ursprünglichen Plan seines Werks verwirklichen können, möglicherweise in den Teilen über den Staat und die Weltmarktkrisen behandelt worden. Es sei aber auch darauf verwiesen, dass neben dem »esoterischen« Marx, der das innere Wesen des Kapitals enthüllte, auch ein »exoterischer« Marx existierte, der politische Wünsche und Ziele mit der Wirklichkeit und ihren Tendenzen vermischte und über seine ökonomische Analyse gelegentlich politisch hinausgeschoss.⁸

1. Die Entwicklung der Lage der Arbeiterklasse

Nach Marx verschlechtert sich die Lage der Arbeiterklasse unabhängig davon, wie sich ihr Lohn verändert, weil ihre Stellung als abhängige und ausgebeutete Klasse davon unberührt bliebe. Trotzdem kreisen große Teile des Kapitels, in dem er das allgemeine Gesetz der Akkumulation behandelte, nicht um diese Abhängigkeit und Entfremdung, sondern um

einer zusammenschrumpfenden Zahl von Kapitalmagnaten, sondern von einer wachsenden Zahl von Kapitalisten aller Grade begleitet. Die Mittelschichten ändern ihren Charakter, aber sie verschwinden nicht aus der gesellschaftlichen Stufenleiter.« (Eduard Bernstein: Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Stuttgart 1899. S. VI und 37ff.)

⁸ Vgl. dazu Wolfgang Jahn in Defizite im Marxschen Werk. Materialien der 5. Sitzung der AG Marx-Engels-Forschung beim IMSF in Verbindung mit der Marx-Engels-Stiftung, Wuppertal, am 8./9. Juni 1991 in Frankfurt am Main. Frankfurt a.M. 1992, S. 16–26 (Marx-Engels-Forschung heute 4; IMSF Forschung und Diskussion 9).

die Frage der Lohnentwicklung als Funktion der Kapitalakkumulation. Und es wäre natürlich absurd, die Frage der Entwicklung der Lage der Arbeiterklasse behandeln zu wollen, ohne die Entwicklung jener Größe zu beachten, von der ihre Reproduktion zuallererst abhängig ist. Gemessen daran hat es statt Verelendung und Klassenpolarisation über lange Zeiten hinweg sowohl eine absolute wie eine relative Verbesserung der Lage gegeben. Die Reallöhne stiegen und ihr Anteil am Volkseinkommen erhöhte sich vor allem in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis Mitte der 1970er Jahre (vgl. Abbildungen 1/2).

Abbildung 1:

Lohnquote als prozentualer Anteil der Arbeitseinkommen am Volkseinkommen

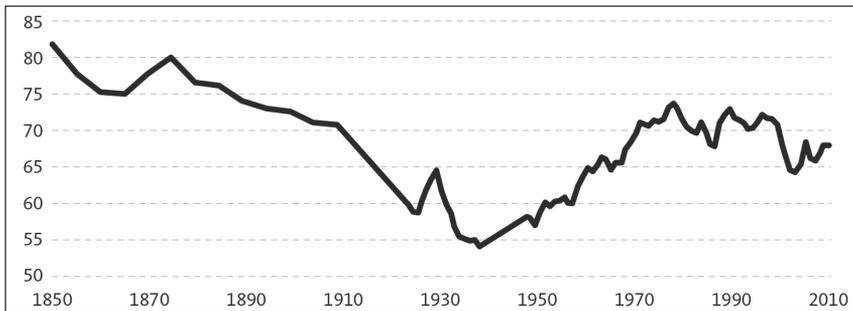
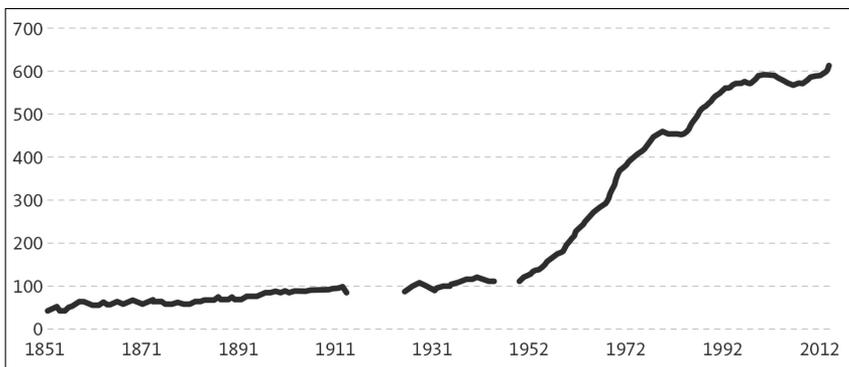


Abbildung 2:

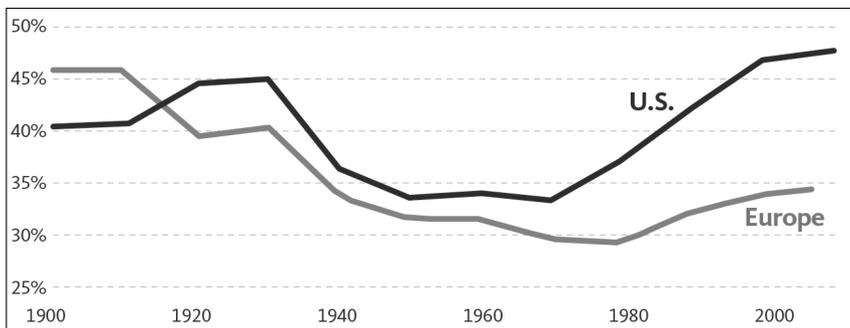
Index der Reallöhne (1913=100)



Nach historischen Zeitreihen unter www.histat.gesis.org. Teilweise eigene Ergänzung und Berechnung, in eigener Darstellung durch den Autor.

Aber schon vorher reduzierte sich die Arbeitszeit dramatisch, und trotz steigender Arbeitsintensität verbesserte sich der Gesundheitszustand der Lohnabhängigen, und die Lebenserwartung erhöhte sich. Dem Kapital wurden bedeutende wirtschaftsdemokratische und politische Rechte abgerungen. Würden in die Analyse der Lage der Arbeiterklasse die heute üblichen Indikatoren (Einkommen und Vermögen, Beschäftigung, Wohnverhältnisse, Gesundheit und Bildung, soziale Inklusion, Umweltqualität, Möglichkeiten bürgerschaftlichen Engagements, persönliche Sicherheit usw.) einbezogen, so gäbe es zwar ein differenziertes Bild, aber der Vergleich zu Marx' Zeiten fiel bezüglich der meisten Indikatoren zugunsten der Gegenwart aus. Jüngst hat auch Thomas Piketty gezeigt, dass die Ungleichheit in der Verteilung von Einkommen und Vermögen geschichtlich nicht durchgängig zunahm, sondern vielmehr eine U-förmige Entwicklung aufweist (Abbildungen 3 und 4). Sie erreichte um den Ersten Weltkrieg herum einen Höhepunkt, um sich dann bis Mitte der 1970er Jahre zu verringern. Seitdem erhöhte sie sich wieder.

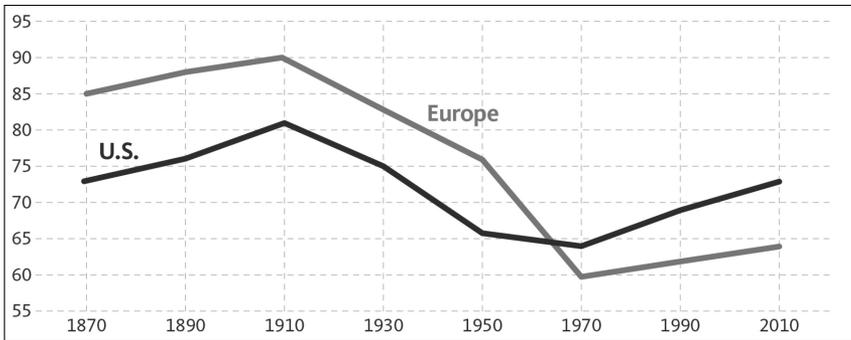
Abbildung 3:
Anteil der Einkommen der obersten zehn Prozent am Volkseinkommen



Nach Thomas Piketty: Das Kapital im 21. Jahrhundert. München 2014. Online-Datensatz in eigener Darstellung durch den Autor.

Natürlich beziehen sich Pikettys Daten nicht direkt auf die Lage der Arbeiterklasse, und seine Erklärung, in der Produktionsverhältnisse und soziale Kämpfe überhaupt keine Rolle spielen, hat wenig bis nichts mit dem Marxschen »Kapital« zu tun. Die Kennziffer der Ungleichheit in der personellen Einkommens- und Vermögensverteilung vermag die

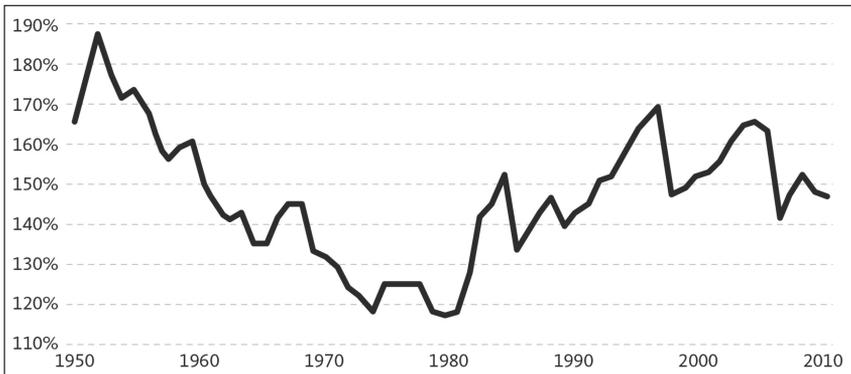
Abbildung 4:
Anteil der Einkommen der reichsten zehn Prozent am Nettovermögen



Nach Thomas Piketty: Das Kapital im 21. Jahrhundert. München 2014. Online-Datensatz in eigener Darstellung durch den Autor.

Klassenlage nicht zu erfassen. Und in gewisser Weise kann das auch für die Lohnquote gesagt werden, weil Arbeiter auch Vermögenseinkommen und Kapitaleigner auch Lohnneinkommen beziehen können. Eine Tendenz der Verteilung spiegeln sie jedoch durchaus wider. Stefan Krügers Berechnungen der Ausbeutungsrate für die Bundesrepublik seit 1950 oder die von Michael Roberts für die USA bestätigen das (Abbildungen 5 und 6).⁹

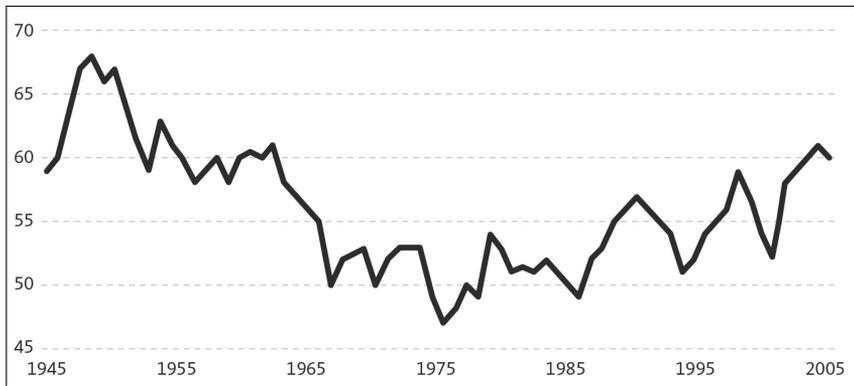
Abbildung 5: Mehrwertrate der BRD nach Krüger



Nach Stefan Krüger: Entwicklung des deutschen Kapitalismus 1950–2013. Hamburg 2015. S. 85. Eigene Darstellung durch den Autor.

⁹ Vgl. Stephan Krüger: Entwicklung des deutschen Kapitalismus 1950–2013. Hamburg

Abbildung 6:
 Mehrwertrate in den USA nach Roberts



Nach Michael Roberts, <http://thenextrecession.wordpress.com/2016/11/10/debating-the-rate-of-profit>. Eigene Darstellung durch den Autor.

Die Arbeiter haben heute mehr als nur ihre Ketten zu verlieren, und völlig zu Recht wird die Entwicklung der letzten drei, vier Jahrzehnte als soziales und politisches Rollback oder »regressive Moderne« (Oliver Nachtwey) charakterisiert, als ein erfolgreicher Angriff des Kapitals auf soziale Errungenschaften der subalternen Klassen im 20. Jahrhundert. Also: Welche modifizierenden Umstände wurden wirksam?

Einflüsse auf die Lohnbewegung

(1) Marx betrachtete die Lohnhöhe als eine von Umfang und Energie der Akkumulation abhängige Größe. Steigender Umfang erhöhe die Nachfrage nach Arbeitskräften und die Löhne bis zu einem gewissen Punkt, bevor ein – in heutigen Worten – *Profitsqueeze* eintrete, die Akkumulation einen Rückschlag empfangen und die Nachfrage nach Arbeitskräften und dementsprechend die Löhne wieder sanken. Die steigende organische Zusammensetzung des Kapitals führe zudem dazu, dass die Akkumulation tendenziell höheren Umfang haben müsse, um

2015. S. 85; Michael Roberts: <https://thenextrecession.wordpress.com/2016/11/10/debating-the-rate-of-profit>. Obwohl beide Mehrwertraten eine fast gleiche Dynamik aufweisen, unterscheidet sich ihr absoluter Wert beträchtlich, was auf ziemlich unterschiedliche Konzeptionen und Berechnungsweisen verweist.

eine bestimmte Beschäftigung zu schaffen. In dieser Erklärung fehlen verschiedene Momente der Lohnbewegung, auf die Marx an anderen Stellen einging, die er aber im »Tendenz-Kapitel« nicht als entgegenwirkende Faktoren behandelte.

Zu einem *ersten* Moment: Das Kapital kann nur in dem Maße wachsen, wie sich die Wertsumme der Waren in der Zirkulationssphäre tatsächlich realisieren lässt. Entfernt sich die Kapitalakkumulation zu weit von der zahlungsfähigen Nachfrage, kommt es also zu Überakkumulation und Überproduktion, wird sie in der Krise wieder zurückgeworfen; Kapital wird vernichtet. Eine Zeitlang mag die Konsumgüternachfrage der Kapitaleigentümer und des Staates (Beispiel Rüstungskonjunktur) oder – wird nur *ein* Land betrachtet – der Export eine zu geringe Nachfrage nach Lohngütern ausgleichen. Die aus den Löhnen resultierende Nachfrage macht jedoch den größten Teil der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage aus. Der Fordismus des 20. Jahrhunderts ist deshalb dadurch gekennzeichnet, dass sich Löhne lange Zeit ähnlich wie die Produktivität entwickelten.

Zweitens: Die Reproduktionsaufwendungen der Arbeitskraft sind abhängig von der Masse an Gütern, die dafür erforderlich sind und dem gesellschaftlich durchschnittlichen Aufwand zur Reproduktion ihrer einzelnen Exemplare. Die Entwicklung der Produktivkräfte wirkt also widersprüchlich: wertsenkend, soweit die Produktivität steigt, wertsteigernd, soweit sie mehr und neue Lohngüter erforderlich macht. Letzterer Aspekt verbirgt sich hinter Marx' Formulierung vom »historisch-moralischen Moment« der Bestimmung des Werts der Arbeitskraft. Der langfristige Anstieg der Reallöhne signalisiert einen steigenden Wert, wobei er nicht mit dem Grad der Kompliziertheit der Arbeit und ihrer Intensität Schritt hielt. Das heißt, der Mehrwert steigt nicht durch den sinkenden Wert der Arbeitskraft, sondern durch Erhöhung ihrer wertschöpfenden Potenz und die Verdichtung des Arbeitstags. Als der erste Band des »Kapital« geschrieben wurde, hatte die zweite industrielle Revolution noch nicht eingesetzt. Die Neuerungen in der Elektrotechnik, in der Chemie und im Verkehrswesen erforderten ganz andere Arbeitskräfte, als sie von Marx vorgefunden und beschrieben worden waren. Diese Entwicklung war mit verelendeten, unwissenden und degradierten Arbeitern nicht machbar. Der neue Typ des Lohnarbeiters, der Facharbeiter, war hochgebildet und selbstbewusst und

verfügt teilweise sogar über Hochschulbildung. Teile der Arbeiterklasse gehörten nicht länger zur »Unterschicht«, sondern wurden Bestandteil der so genannten Mittelschicht. Die zur Reproduktion der Arbeitskraft erforderliche Breite und Menge der Lohngüter hatte sich im Vergleich zu Marx' Zeiten stark erhöht.

Ein *drittes* Moment ist die soziale Absicherung der Reproduktion der Arbeitskraft. Mit den Sozialversicherungssystemen, der Ablösung des familien- und kinderbasierten Systems durch öffentliche und private Versicherungen war das Sparen, also Vermögensbildung auch durch die Arbeiter verbunden. Das deutsche Umlagesystem führte zu sozialem Anspruchsvermögen; in Ländern mit privat finanzierten Versicherungen kommt es zur Bildung von Geldvermögen auch bei Arbeitern in einem zu Marx' Zeiten undenkbar Ausmaß. In den USA gehören die privaten, betrieblichen und öffentlichen Rentenkassen inzwischen zu den größten Vermögensverwaltern und Finanzunternehmen überhaupt.

Stärke und Organisationskraft der Arbeiterbewegung

(2) Die Entwicklung der Arbeiterbewegung, ihre Stärke und Organisationskraft ist von diesem Wandel in den Arbeitsinhalten und den Reproduktionserfordernissen nicht zu trennen. Schon die Reduzierung der Arbeitszeit und der Kinderarbeit war nicht primär das Werk einsichtiger Kapitalisten und ihrer politischen Interessenvertreter, sondern signalisierte eine neue Stärke der Arbeiterklasse. Diese entfaltete sich im 20. Jahrhundert noch mehr als dies im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der Fall gewesen war. In den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg explodierte der gewerkschaftliche und parteipolitische Organisationsgrad der Arbeiter. Das heißt, die Arbeiterklasse hatte auch die Kraft, die neuen Erfordernisse ihrer Reproduktion geltend zu machen. Dies geschah, noch bevor mit dem sozialistischen Lager ein Systemwettbewerb begann, der dann nach dem Zweiten Weltkrieg freilich eine bedeutende Rolle spielte. Allerdings sollte auch nicht unterschätzt werden, dass die Bourgeoisie schon viel früher auf das »Gespenst des Kommunismus« reagierte. Die Einführung einer Sozialversicherung durch die Regierung Bismarck war auch eine Reaktion auf die »gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialisten«, wie es in der Gesetzespräambel

des »Sozialistengesetzes« formuliert wurde. Dieses Damoklesschwert von Revolution und Sozialismus spielte fortan keine geringe Rolle für das Handeln der Kapitalvertreter in der Auseinandersetzung mit der Arbeit.

Zunahme staatlicher Funktionen

(3) Seit der Veröffentlichung des »Kapital« wurde der Staat immer stärker zu einem zentralen Element des gesamtwirtschaftlichen Reproduktionsprozesses, und zwar sowohl der Reproduktion der Arbeitskräfte wie der des Kapitals. Die Staatsquote, das Verhältnis der Staatsausgaben zum Bruttoinlandsprodukt, lag zu Marx' und Engels' Zeiten kaum über zehn Prozent, heute liegt dieser Wert international zwischen 30 und 50 Prozent, teilweise noch darüber. Die wachsende Bedeutung des Staates ist zum einen auf zunehmende Vergesellschaftung der Arbeit und wachsende Bedeutung allgemeiner Reproduktionsbedingungen zurückzuführen, worauf noch zurückzukommen sein wird. Zum anderen ergaben sich wachsende Anforderungen an die Reproduktion der Arbeitskraft im Bereich von Bildung, Kultur, Gesundheit usw. Manche dieser Erfordernisse verlangen von vornherein staatliche Aktivitäten, andere könnten zwar privat finanziert werden, sind dann jedoch teurer und erhöhten den Wert der Arbeitskraft stärker. Die Unterschiede können anhand der privaten Systeme in den USA und der öffentlichen Systeme in Europa besichtigt werden und erklären teilweise auch die Lohnunterschiede zwischen diesen Ländern. Aber selbst in den USA konnte auf staatliche Formen der Reproduktion der Arbeitskraft nicht gänzlich verzichtet werden.

Die Erweiterung der Funktionalitäten des Staates erzwang ab dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts umfassende Reformen der Staatsfinanzen mit neuen Steuern und Abgaben sowie Tarifen; es entwickelte sich der moderne Steuerstaat. Eine wesentliche Neuerung war neben der Einführung der Erbschaftsteuer die Anwendung progressiver Einkommensteuertarife, das heißt die überdurchschnittliche Besteuerung höherer Einkommen. Marx und Engels hatten im »Kommunistischen Manifest« die Errichtung einer progressiven Steuer als eine der ersten Maßnahmen nach einer siegreichen proletarischen Revolution gefordert; nun sah sich die Bourgeoisie selbst dazu gezwungen. Nach Piketty ist diese Steuer neben der Zerstörung von Vermögen in den Weltkriegen

ein Grund dafür, dass die Einkommens- und Vermögenspolarisierung im 20. Jahrhundert zunächst nicht weiter stieg, sondern sogar sank, weil die Ungleichheit der verfügbaren Einkommen infolge der Steuerprogression und der Transferzahlungen niedriger als die der Bruttoeinkommen ist.

Internationalisierung von Produktion und Kapital

(4) Hinzu kam, dass sich im 20. Jahrhundert mit der Internationalisierung von Produktion und Kapital neue Territorien der Ausbeutung auftraten. Damit erhöhte sich zwar einerseits die Konkurrenz unter den Arbeitern im internationalen Maßstab. Andererseits kann damit der binnenwirtschaftliche Druck steigender Löhne auf die Kapitalverwertung kompensiert werden. Die Arbeiterklasse und vor allem ihr bestbezahltes Segment, die so genannte Arbeiteraristokratie, partizipierten von dieser Entwicklung. Die Verelendungstendenz wurde teilweise in die »dritte Welt« ausgelagert und die billigen Arbeitskräfte und Rohstoffe dieser Länder stützten die Kapitalverwertung der Mutterländer des Kapitals auch unter den Bedingungen dort steigender Reallöhne.

Neoliberale Offensive

(5) Die Verringerung der Ungleichheit innerhalb der Kernländer des Kapitalismus wurde in den 1970er Jahren gestoppt und es kam zu einer erneuten scharfen Trendänderung in der Bewegung der Lohnquote und der Ausbeutungsrate. Es begann die Erosion der Mittelschicht, die Senkung ihrer Aufwärts- und die Verstärkung der Abwärtsmobilität ihrer unteren Ränder. Kern einer Erklärung dafür ist die Veränderung der objektiven Bedingungen der Reproduktion von Arbeit und Kapital in Wechselwirkung mit ihrem Kräfteverhältnis. War die Arbeiterklasse, die die Hauptlast der beiden Weltkriege getragen hatte und moralisch gestärkt aus ihnen hervorging, nach 1945 stärker und einflussreicher geworden, so veränderte sich die Situation mit dem Auslaufen der Rekonstruktionsperiode. Die Entwicklung der Produktivkräfte führte zu einer weitreichenden Umstrukturierung der Wirtschaft, in der die traditionellen industriellen Hochburgen der Arbeiterklasse geschleift wurden. Ihre zunehmende Segmentierung und der Aufstieg der Dienstleistungs- sowie der Informations- und Kommunikationswirtschaft mit

veränderten Arbeitsinhalten und Organisationsformen der Produktion, die den gewerkschaftlichen Einfluss erschweren, sowie die stärkere Ausdifferenzierung von Lebensweise und Habitus der abhängig Beschäftigten veränderten das Kräfteverhältnis zwischen Kapital und Arbeit. Die neoliberale Wende, die in den 1970er Jahren in allen hochentwickelten Ländern begann, war Ausdruck dieser neuen Verhältnisse und untermauerte sie.

Durch die Weltkriege hatte sich die Zunahme der internationalen Arbeitsteilung und der Internationalisierung des Kapitals zunächst nicht nur verlangsamt, sondern war teilweise zurückgeworfen worden. Mit den 50er/60er Jahren beschleunigten sie sich erneut; es kam zu einer verstärkten Globalisierung. Sie ermöglichte es dem Kapital, den sozialen und Lohnforderungen sowie den Anforderungen der Staatsfinanzierung im Zuge der Standortkonkurrenz partiell auszuweichen. Der Zusammenbruch des sozialistischen Ostblocks und die zunehmende Einbeziehung der Entwicklungsländer in die Kapitalreproduktion verstärkten diesen Prozess. Der Übergang von nicht wenigen dieser Länder in den Status von Schwellenländern und ernstzunehmende wirtschaftliche Konkurrenten verschärfte auch die internationale Konkurrenz der Arbeiter. Produktionsverlagerungen und Warenimporte setzten die Arbeiterklasse und ihre Organisationen in den hochentwickelten Ländern unter Druck und verminderte ihre Verhandlungsmacht gegenüber dem Kapital und dessen politischen Institutionen.

Es ist eine bittere Ironie der Geschichte, dass trotz der wachsenden, intensiven Einbeziehung der Arbeiter der ehemals »dritten Welt« in den Kreislauf der globalen Ausbeutung das vielleicht viel ernstere Problem die Exklusion eines großen Teils der dort nach wie vor wachsenden Bevölkerung aus diesen reproduktiven Zusammenhängen besteht. Dieser Teil bildet eine gigantische Reservearmee der globalen Kapitalverwertung. Sie ist trotz ihres Elends nicht Teil jener Arbeiterklasse, die, wie Marx schrieb, durch den »Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozess selbst geschult, vereint und organisiert« ist. Sie gleicht eher jener landlosen Bevölkerung in der Entstehungszeit des Kapitalismus, die erst die Landstraßen und dann die Armen- und Arbeitshäuser bevölkerte. Eine Milliarde absolut Arme, die mit weniger als 1,95 Dollar pro Kopf und Tag am physischen Existenzminimum – oder sogar darunter – leben, 800 Millionen Hungernde, acht Millionen jährlich an

Unterernährung oder Mangel Sterbende, 210 Millionen registrierte Arbeitslose (ganz zu schweigen von den nicht registrierten), 60 Millionen Flüchtlinge. Das Land und die Ressourcen, die ihre Ernährung und Reproduktion sichern könnten, verlieren sie durch Kriege, Landnahme oder Klimaschäden, und ihre Empörung, sofern sie nicht überhaupt blind ist oder politisch missbraucht wird, zielt zumeist auf Inklusion in die kapitalistische Reproduktion.

2. Konzentration und Zentralisation des Kapitals¹⁰

Marx ging von einer Klassenpolarisierung aus. »Je ein Kapitalist schlägt viele tot« schrieb er und glaubte, die Zahl der Kapitalmagnaten nehme ab. Er zeigte auch entgegenwirkende Ursachen auf und erwähnte zum Beispiel, dass mit der Akkumulation die Anzahl der Kapitalisten wachsen und sich eine »Zersplitterung des Gesamtkapitals in viele individuelle Kapitale« vollziehen könne.¹¹ Als historische Tendenz würden aber letztlich die Konzentration und Zentralisation des Kapitals auf der einen und die Proletarisierung auf der anderen Seite dominieren. Alle »übrigen Klassen verkommen und gehn unter mit der großen Industrie«. Deshalb gehe es schließlich um die »Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse«¹².

Und in der Tat kam es um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu einer Welle an Fusionen und anderen Verflechtungsbewegungen und Lenin konstatierte einen Wandel von der Konkurrenz zum Monopol. Zum typischen Herrscher der Welt werde »nunmehr das Finanzkapital, das besonders beweglich und elastisch, national wie international besonders verflochten ist, [...] das sich besonders leicht konzentriert und bereits besonders stark konzentriert hat, so daß buchstäblich einige hundert Milliardäre und Millionäre die Geschicke der ganzen Welt in ihren

10 Bei Marx wird als *Zentralisation* die Vereinigung bereits bestehender Kapitale zu größeren Einheiten (M&A = mergers & acquisitions = Vereinigung und Erwerb) und als *Konzentration* der Vorgang bezeichnet, bei dem einzelne Kapitale ihre Produktions- und Marktanteile durch »inneres« Wachstum erhöhen. Die Kennziffern zu Messung eines »Konzentrationsgrades« beziehen sich auf das Resultat beider Vorgänge, ohne diese selbst zu unterscheiden.

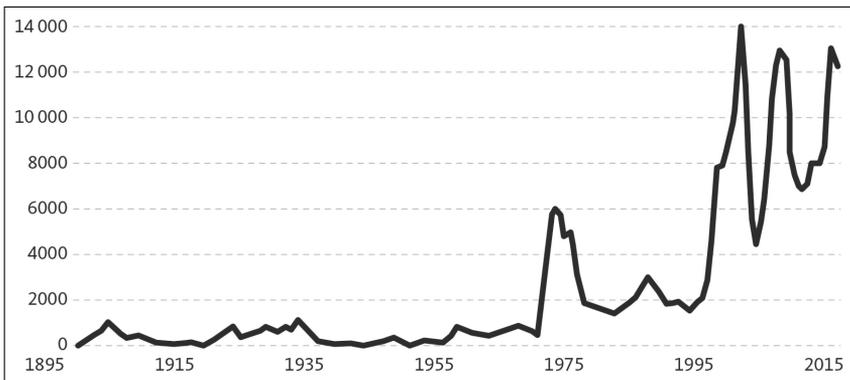
11 Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEW. Bd. 23. S. 654.

12 Ebenda. S. 791, und Fußnote 252.

Händen halten«¹³. Auch in der bürgerlichen Ökonomie wird das Phänomen theoretisch und praktisch registriert; in den USA wurde in Form des Sherman-Acts ein erstes Anti-Kartell-Gesetz verabschiedet. Und vielfach neigten marxistische Wirtschaftswissenschaftler zu einer Art Extrapolation jenes Trends, an dessen Ende nur wenige Großkapitale und Oligarchen und womöglich nur wenige Monopole, die Ablösung der Konkurrenz durch das Monopol stünden.

Der Trend setzte sich jedoch nicht mit der anfänglichen Wucht fort und wurde in der weiteren Geschichte durch das Gewicht entgegenwirkender Faktoren modifiziert und teilweise gebrochen. Die Konkurrenz wurde keineswegs außer Kraft gesetzt und bestehende Monopolstellungen wurden immer wieder aufgehoben. Die Zahl der Fusionen – in Abbildung 7 das Beispiel der USA – schwankte stark und verminderte sich

Abbildung 7:
Anzahl der Fusionen in den USA

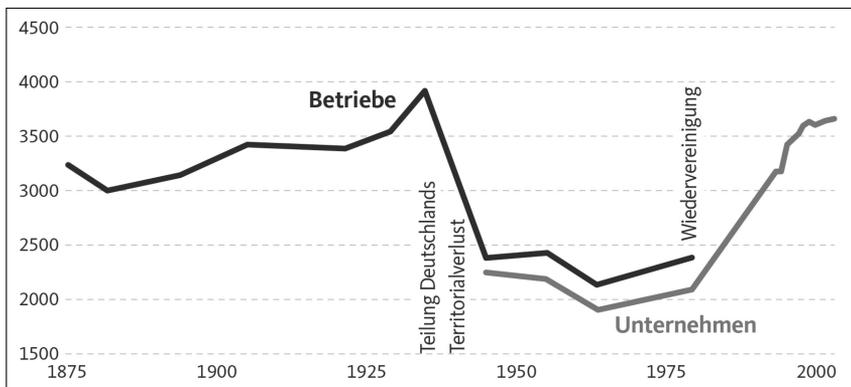


Nach Günter Müller Stewen: Die Fusionswelle hält an. In: *io new management*. Nr. 11/2006, S. 16. Eigene Darstellung durch den Autor.

zeitweise drastisch. Würden die von dem deutschen Wirtschaftshistoriker Walter G. Hoffmann in den 1950er Jahren ermittelten Zahlen des Wachstums der Konzentration im verarbeitenden Gewerbe Deutschlands seit dem Ende des 19. Jahrhunderts extrapoliert, gäbe es in der Tat längst nur noch ein einziges Großunternehmen. In Wirklichkeit stieg die Zahl der Unternehmen jedoch weiterhin an (Abbildung 8).

13 Vgl. W. I. Lenin: *Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus*: In: *LW*. Bd. 22. S. 103.

Abbildung 8:
Unternehmen und Betriebe in Deutschland (in 1000)



Nach historischen Zeitreihen unter gesis.org (Abruf am 30.3.2017) in eigener Darstellung durch den Autor.

Das Fusionskarussell der jüngsten Jahrzehnte fußt auch auf der Existenz einer großen Zahl von Unternehmen, die durch andere Unternehmen vereinnahmt werden können. Selbst während der jüngsten Konzentrations- und Zentralisationswelle wurde der Bestand an kleinen und mittleren Unternehmen (KMU = Unternehmen mit bis zu 249 Beschäftigten) nicht nennenswert beeinträchtigt; teilweise wächst er sogar weiter. In Europa sind zwei Drittel aller Beschäftigten nach wie vor in KMU tätig, sie erbringen über der Hälfte der Wertschöpfung. In Deutschland spielen die KMU eine etwas geringere, aber durchaus bedeutende Rolle; etwa 63 Prozent aller Erwerbstätigen sind in KMU beschäftigt, die einen Anteil an der Wertschöpfung von um die 55 Prozent haben.¹⁴ Der Konzentrationsgrad der deutschen Wirtschaft – gemessen am Anteil der größten Konzerne am deutschen Markt – ist in den letzten Jahren bis auf den Finanzbereich nicht nennenswert gestiegen und in manchen Segmenten vollziehen sich sogar De-Konzentrationsbewegungen. (Abbildungen 9 und 10).

14 Quellen: Alexander Schirch, Alexander Kritikos: Kleine und mittlere Unternehmen: Stütze der gewerblichen Wirtschaft in Europa. In: DIW-Wochenbericht 13/2014. Tabelle 1.

Abbildung 9:
Konzentrationsgrad in Deutschland (bis 1990 nur BRD)

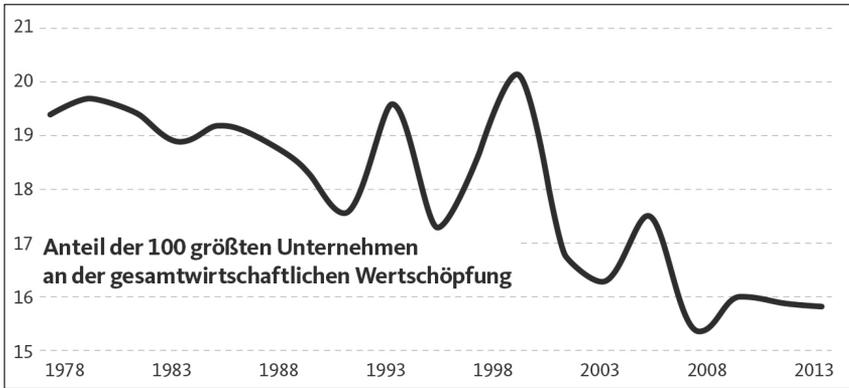
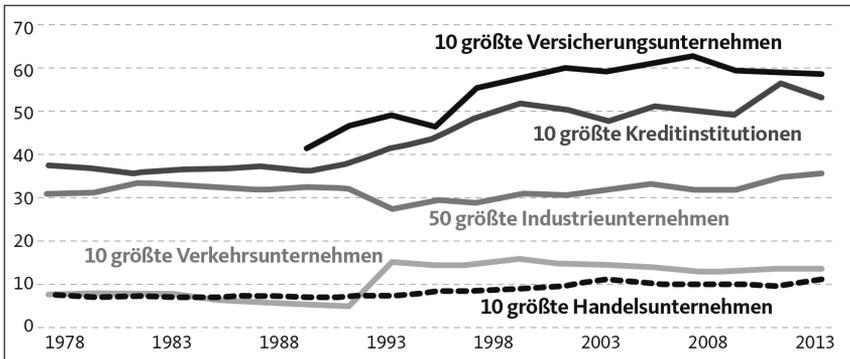


Abbildung 10:
Anteil der jeweils größten Unternehmen an der Leistung ihres Wirtschaftszweiges



Nach Monopolkommission: Wettbewerb 2016. XXI. Hauptgutachten. Bonn 2016, in eigener Darstellung durch den Autor.

Allerdings erzählen diese Zahlen nicht die ganze Geschichte. In wichtigen Wirtschaftszweigen weisen oft einige wenige Großkonzerne eine absolut beherrschende Stellung auf; sie operieren in der Marktform von Oligopolen. Und würde die Untersuchung statt auf Einzelunternehmen auf Unternehmensverbände bezogen, änderte sich dieses Bild. Von den 3,6 Millionen Unternehmen gehören 115 000 zu Unternehmensgruppen,

in denen etwa zwei Drittel aller in Unternehmen beschäftigten Erwerbstätigen arbeiten, die nahezu drei Viertel des Umsatzes aller Unternehmen realisieren.¹⁵

Die Frage der wirtschaftlichen Beherrschung von Unternehmen außerhalb solcher Verbände, die sich über ökonomische und politische Formen einer spezifischen Subsumtion vollzieht, das heißt, die Frage nicht nach der Marktform, sondern nach dem Monopol als einem spezifischen Produktionsverhältnis, ist mit diesen Zahlen allein gar nicht zu beantworten.

Trotzdem bleibt die Frage, warum sich ein so breiter und wirtschaftlich durchaus erfolgreicher unternehmerischer Mittelstand entwickeln konnte und nicht längst von ein paar Monopolen oder Oligopolen eliminiert wurde. Weshalb kam es historisch nicht durchgängig zu einer Vereinheitlichung und Polarisierung, sondern zu einer sehr differenzierten Kapitalstruktur? Warum vollzog sich die Monopolisierung der Wirtschaft im 20. Jahrhundert nicht primär in jener Form der Konzentration und Zentralisation, wie sie Marx beschrieben hatte? Und schließlich: Was sind die Ursachen des sich in jüngster Zeit international wieder extrem beschleunigenden Konzentrations- und Zentralisationsprozesses?

Produktinnovationen und Unternehmensgründungen

(1) Die Entwicklung der Produktivkräfte manifestierte sich nicht nur in Form der von Marx in den Mittelpunkt gestellten Verbesserung von Produktionsmitteln und in Prozessinnovationen, sondern auch in der erheblichen Verbreiterung der Konsumgüterproduktion. Im vergangenen Jahrhundert entstand eine Vielzahl neuer Wirtschaftszweige auf der Grundlage von Produktinnovationen und Unternehmensgründungen. Nicht selten ging die Entwicklung von zunächst kleinen Unternehmen aus. Immerwieder kam und kommt es zur Abstoßung von Unternehmensteilen, zu Outsourcing und Verschlinkung oder zur Konzentration auf das Kerngeschäft, weil Größenvorteile in manchen Fällen nicht existieren oder zu gering ausfallen. Und daraus entstehen zwar oft, aber keineswegs immer abhängige Unternehmen. Die Anzahl der Einzelkapitale sank also keineswegs, und selbst in der jüngsten Zeit mit ihren

¹⁵ Roland Sturm / Matthias Redecker: Das EU-Konzept des Unternehmens. In: *Wirtschaft und Statistik*. Bonn. Jg. 2016. Nr. 3. S. 67.

Fusionswellen stieg sie, nur unterbrochen durch die krisenbedingte Insolvenzwelle im Jahr 2008, weiter an. Neue Unternehmen und Konzerne relativierten die einmal errungene Stellung älterer Monopole, verdrängten sie aus angestammten Machtstellungen oder pulverisierten sie sogar. Beispielhaft seien der Aufstieg der Kraftfahrzeug- oder der Luftfahrtindustrie und die Erosion der Dominanz der alten Schwerindustrie genannt. In der jüngsten Geschichte wiederholte sich das im Bereich der Informations- und Kommunikationsindustrie. Seit den 1960er Jahren überholte der Dienstleistungssektor die traditionelle Industrie. Und angesichts der Stellung, die das etablierte Bankkapital im 20. Jahrhundert errungen hatte, war es eigentlich kaum vorstellbar, dass neue Finanzinstitute in den Finanzmarkt vordringen könnten. Tatsächlich aber bildete sich ein Bereich von Schattenbanken heraus, der diese dominierende Stellung untergrub und keineswegs nur als Anhängsel alten Bankkapitals existiert. Der Vermögensverwalter Blackrock wurde 1995 gegründet und verwaltet heute ein Vermögen von nahezu fünf Billionen US-Dollar, mehr als jedes andere Finanzinstitut weltweit. Er kam fast aus dem Nichts und verdrängte traditionsreiche Bankkonzerne, deren Monopolstellung unabänderlich schien, aus ihrer einflussreichen Position.

Internationalisierung und Globalisierung

(2) Auch das Wachstum des Weltmarktes, die Internationalisierung der Produktion, die Globalisierung der Wirtschaft und wachsende Bedeutung des Kapitals der Schwellenländer relativierten die Monopolstellung der Konzerne der alten Zentren des Kapitalismus. Beispielhaft sei der Aufstieg des japanischen Kapitals in den Bereichen der Kraftfahrzeugindustrie und der Mikroelektronik genannt oder die Etablierung Chinas als neue Werkbank der Welt. Vor wenigen Jahren wurden wir Zeugen der Auflösung der so genannten Deutschland-AG, der Verflechtung großer Industrieunternehmen mit weniger als einer Handvoll deutscher Finanzinstitute zugunsten internationaler Kapitalverflechtungen. Das jüngste deutsche Monopolgutachten konstatiert eine Verminderung der Verflechtung der größten deutschen Unternehmen untereinander. Obwohl unter den weltweit größten Industriekonzernen immer noch US-Unternehmen dominieren, rücken allmählich andere Länder vor. Im Finanzbereich gehören Staatsfonds aus China oder dem Nahen Osten heute zur Spitzengruppe der Vermögensverwalter.

Staatliche Einflüsse

(3) Der Prozess der Konzentration und Zentralisation wurde durch staatliche Einflüsse und Zielsetzungen erheblich beeinflusst. Sie können nicht allein als passiver Reflex der Verwertungserfordernisse des Kapitals betrachtet werden. Die so genannte »politische Klasse« vermittelt nicht nur zwischen widerstreitenden Interessen unterschiedlicher Kapitalfraktionen, sie entwickelt durchaus eigenständige Interessen und Strategien. Die in der Theorie vom Staatsmonopolistischen Kapitalismus erfasste Tendenz zur Verflechtung von Staat und monopolisiertem Kapital wird immer wieder auch dadurch modifiziert, dass der Staat Gegenstand und Feld der Klassenauseinandersetzung, »materielle Verdichtung von Kräfteverhältnissen« (Nicos Poulantzas) ist und der Vermittlungsprozess zwischen Kapital und Staat immer über politische Institutionen erfolgt und damit auch andere als nur wirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten wirken. Die Wettbewerbsgesetzgebung oder die Mittstandsförderung mögen in mancher Hinsicht zahnlose Tiger sein; völlig wirkungslos bleiben sie nicht und sind mehr als eine Beruhigungsspielle für die Befürworter einer Konkurrenzwirtschaft oder die Kritiker der Machtkonzentration. Und neben anderen politischen Umbrüchen wie beispielsweise Roosevelts New Deal und seinen Eingriffen in die US-amerikanische Bankenmacht führten insbesondere die beiden Weltkriege und das spätere Wettrüsten zu Veränderungen im Gefüge der Konzernstrukturen. Die Entflechtung der westdeutschen Großkonzerne durch die Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg ist neben anderen Faktoren mit dafür verantwortlich, dass der Konzentrationsgrad der westdeutschen Wirtschaft zunächst sank. Und eine starke und organisierte Klasse von Lohnabhängigen hat natürlich Einfluss auf die Staatspolitik und ihre Ausprägung. Das Wirken des Staates im zeitgenössischen Kapitalismus mit seinem hohen Grad des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit entzieht darüber hinaus bestimmte Bereiche den kurzfristigen Verwertungsinteressen und sichert damit das System der Kapitalverwertung insgesamt.

Neuer Schub von Konzentration und Zentralisation

(4) Im Verlauf des 20. Jahrhunderts waren dem grenzüberschreitenden, globalen Konzentrationsprozess vor allem durch die zwischenimperialistischen Gegensätze, die beiden Weltkriege und die Blockkonfrontation Grenzen gesetzt. Die jüngste Entwicklung ist seit den 1970er Jahren durch einen erneuten Schub in der Konzentration und Zentralisation des Kapitals vor allem in der Spitzengruppe der internationalen Großkonzerne gekennzeichnet. Eine derartige Welle von Fusionen hat die Welt noch nicht gesehen. Sie ist die spezifisch kapitalistische Reaktion auf Erfordernisse der Vergesellschaftung der Arbeit in globaler Dimension und steht in einem engen Bezug zur Finanzialisierung der Wirtschaft, der finanzkapitalistischen Kehrseite dieser Vergesellschaftung. Die Politik reagierte auf diese Erfordernisse der Kapitalverwertung mit der Liberalisierung der Finanzmärkte hinsichtlich der verschiedenen Formen von Finanzanlagen und mittels des Abbaus nationaler Kapitalverkehrskontrollen. Schweizer Forscher ermittelten vor zehn Jahren die Verflechtungen internationaler Konzerne und deren daraus resultierenden wirtschaftlichen Einfluss. Von 43 060 Konzernen sollen 1318 Firmen mit ihrem eigenen Umsatz und über die von ihnen gehaltenen Aktienpakete an durchschnittlich 20 anderen Großkonzernen vier Fünftel der am Umsatz gemessenen Weltwirtschaft dominieren. Die Elite der Elite – das sind 147 Global Player, die nicht nur über ihr eigenes Schicksal entscheiden, sondern auf rund 40 Prozent der Weltwirtschaft Einfluss nehmen.¹⁶ In einer jüngeren Arbeit mit 200 Porträts des Spitzenpersonals global agierender Großkonzerne wird gezeigt, dass diese 200 Akteure unmittelbar über 40 Billionen Dollar Vermögenswerte disponieren.¹⁷ Zum Vergleich: Im untersuchten Jahr 2015 betragen das globale Bruttogeldvermögen 154,8 Billionen, das Welt-BIP lag bei 77 Billionen und die globale Marktkapitalisierung börsennotierter Unternehmen bei 62 Billionen Dollar.¹⁸ Diese 200 Kapitalfunktionäre sind zwar alle sehr, sehr reich,

16 Siehe Stefania Vitali / James B. Glattfelder / Stefano Battiston: The network of global corporate control. In: *Inventi impact. International trade*. Bhopal. Vol.2012. No.1. S. 59–64.

17 Hans-Jürgen Jakobs, *Wem gehört die Welt? Die Machtverhältnisse im globalen Kapitalismus*. München 2016. S. 14.

18 Kathrin Brandmeir / Michaela Grimm / Arne Holzhausen: *Allianz Global Wealth Report 2016*. München 2016. S. 14.

aber nicht alle sind zugleich Eigentümer des von ihnen verwalteten Kapitals. Larry Fink von Blackrock, einer der größten Vermögensverwalter der Welt, verwaltet 4,9 Billionen Dollar, die ihm nicht gehören. Und obwohl sein Konzern »nur« 5,17 Prozent Anteile zum Beispiel an der Deutschen Bank hält, ist es kein Geheimnis, dass dort ohne seine Zustimmung keine Entscheidung von einiger Reichweite getroffen werden kann.

Zwar hatte Marx auf die große Bedeutung des englischen Bankkapitals und der Londoner Finanzjongleure für das Industriekapital hingewiesen – nicht im Band I, sondern im Band III des »Kapital«¹⁹ – aber der heutige Gigantismus auf diesem Gebiet wäre für ihn wohl unvorstellbar gewesen. Die Existenz von Einzelkapitalen, die als »too big to fail« und »systemrelevant« einer staatlichen Regulierung und Stützung unterliegen und selbst auf diese entscheidenden Einfluss nehmen, hätte er wohl für unvereinbar mit dem erreichten Grad der Vergesellschaftung der Arbeit gehalten. Und tatsächlich wird die kapitalistische Hülle hier zwar nicht »gesprengt«, aber in einer Art und Weise modifiziert, die den Kern des kapitalistischen Kapital- und Eigentumsverhältnisses in einer veränderten Form reproduziert.

Internetökonomie und Internetkonzerne

(5) Die heutige Revolution des Systems der Produktivkräfte, die weit in die Produktionssphäre hineinreichende informations- und kommunikationstechnische Revolution, ist von vornherein eine globale Revolution. Bestimmte Teile der Weltbevölkerung sind zwar von ihr relativ ausgeschlossen, aber sowohl ihr Entstehen wie ihre Wirkung sind nur in weltwirtschaftlichen Dimensionen zu verstehen. Die quasi aus dem »Nichts« entstandenen Firmen auf diesem Gebiet sind innerhalb weniger Jahre zu globalen Monopolkonzernen geworden und überhaupt nur in diesen globalen Dimensionen überlebensfähig. Auch sie bedürfen freilich eines weiten und in sich stark differenzierten »Kranzes« von großen und kleineren Unternehmen, ohne welche die Diffusion und das »Ab-

19 Um den »ganzen Geldmarkt in Unordnung zu bringen, [...] eine Klemme in eine Panik zu verwandeln, dazu würde das Zusammenwirken dreier großer Banken hinreichen«, schreibt er in Anlehnung an die Aussagen einer Londoner Bankers. (Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd. 25. S. 556.)

greifen« der Schlüsselinnovationen der Gegenwart in der ganzen Breite und Tiefe des globalen Reproduktionsprozesses nicht möglich wären. Sie müssen nicht jeden Punkt des globalen Netzes besetzen, um eine beherrschende Stellung in der Produktion bis weit in den konsumtiven Bereich und der persönlichen Sphäre der Individuen hinein zu haben; es reicht die Verfügung über die zentralen Knotenpunkte des Reproduktionsnetzes. Die Vision Jeremy Rifkins und seiner Adepten, das so genannte »Internet der Dinge« als »kollaboratives Gemeingut« führe automatisch zur Auflösung von Monopolstellungen²⁰, weil im Netz niemand mehr ausgeschlossen würde und quasi »kostenlos« produziert werden könne, erweist sich – abgesehen von den ökonomietheoretischen Unzulänglichkeiten und Fehlern – angesichts dieser beherrschenden Stellung im Innovations- und Reproduktionsgefüge als Illusion.

3. Die Metamorphosen der Eigentumsverhältnisse

Unbestreitbar dominiert das Kapitaleigentum. Aber schon im Entwurf des dritten Bandes des »Kapital« wurden nicht nur Kapitalfraktionen wie kaufmännisches und Bankkapital sowie das Grundeigentum und die Grundeigentümer unterschieden, es wurde auch auf die Trennung von Kapitaleigentum und Kapitalfunktion hingewiesen. Diese Trennung hat mit dem Bedeutungszuwachs des Gesellschaftskapitals und des Kredits im 20. Jahrhundert eine Qualität erreicht, die mittels der Theorie vom Finanzkapital und der Finanzialisierung der Wirtschaft erfasst wird. Die Existenz nicht-kapitalistischer Eigentumsformen im Kapitalismus spielt im »Kapital« hingegen keine Rolle, ein Umstand, der bekanntlich Rosa Luxemburg zu ihrer Neuformulierung der Akkumulationstheorie inspiriert hatte und von denen sie glaubte, sie würden schließlich vollständig eliminiert. Die wirkliche historische Tendenz der Akkumulation im 20./21. Jahrhundert kann nicht analysiert werden, ohne diese differenzierte Entwicklung der Eigentumsverhältnisse zu berücksichtigen. Es ist auch diese Differenzierung und die Flexibilität der Kapitalformen, die

20 Jeremy Rifkin: Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft. Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus. Frankfurt am Main / New York 2014. Vgl. dazu auch die Rezension des Autors in: Berliner Debatte Initial. Jg.26 (2015)1. S.115–120.

»das befremdliche Überleben des Kapitalismus« – um eine Formulierung von Colin Crouch abzuwandeln – bislang sicherte.

Obwohl das Kapitalverhältnis allen wirtschaftlichen Sphären seinen Stempel aufdrückt und sie in spezifischer Weise einfärbt, weisen die verschiedenen Sphären Unterschiede in ihren sozialen Charakteristika und Eigentumsverhältnissen auf. Manche Ökonomen betrachten einige davon sogar – ob zu Recht oder zu Unrecht, sei dahingestellt – als Keimformen einer post-kapitalistischen Produktionsweise. Eine erste Annäherung an die Frage nach der Struktur der Eigentumsverhältnisse zeigt die sektorale Analyse der Wertschöpfung. Laut Statistischem Bundesamt entstammen 22 Prozent der Bruttowertschöpfung dem Sektor »Private Haushalte und private Organisationen ohne Erwerbscharakter« und elf Prozent dem Sektor »Staat«. Der übrige Anteil von 67 Prozent entfällt auf den Sektor, der als »Kapitalgesellschaften« bezeichnet wird (womit nicht die Rechtsform und auch nicht die Eigentumsform, sondern für den Markt produzierende Unternehmen und Wirtschaftseinheiten, darunter zum Beispiel auch Genossenschaften und Handwerksbetriebe, gemeint sind). Immerhin ein Drittel der in der Kennziffer Bruttowertschöpfung erfassten Produktion wird zwar nicht vollständig, aber in gewissen Teilen außerhalb der Warenproduktion oder zumindest in einer mit den Kapitalunternehmen nicht völlig identischen Art und Weise erbracht. Die neoliberale Wirtschaftsstrategie zielt auch darauf, bestimmte Wirtschaftseinheiten dieser Bereiche, sofern sie potenziell profitabel scheinen, gänzlich der Kommerzialisierung zu unterwerfen, das heißt, in kapitalistische Produktion zu verwandeln. Trotzdem hat sich der Anteil dieser beiden Sektoren in den letzten Jahrzehnten kaum verändert.

Ein anderer Zugriff auf die Analyse der Eigentumsstrukturen ergibt sich bei Betrachtung der juristischen Eigentumsformen. In Deutschland ist die Zahl der umsatzsteuerpflichtigen Unternehmen auf derzeit 3,2 Millionen (alle Unternehmen: 3,6 Millionen) in den in Tabelle 1 wiedergegeben Rechtsformen angewachsen.

Tabelle 1: Rechtsformen der Unternehmen²¹

Rechtsformen	Anzahl	Umsatz (Mrd. Euro)	Anteil am Gesamt- umsatz (%)
Natürliche Personen; Einzelunternehmer	2 181 285	574	10
Personengesellschaften	432 820	1 540	26
Kapitalgesellschaften	563 855	3 361	56
Erwerbs- u. Wirtschafts- genossenschaften	5 567	68	1
Gewerbe öffentlicher Körperschaften	6 342	41	1
Sonstige Rechtsformen	65 668	406	6
Gesamt	3 255 537	5 990	100

Hinter der Zahl der natürlichen Personen und Einzelunternehmen (wie auch der Differenz zu den 3,6 Millionen Unternehmen) verbirgt sich ein großer Teil von Solo-Selbständigen und Freiberuflern (insgesamt 2,3 Millionen), die dem Bereich der kleinen Warenproduzenten mit der Identität von Eigentümer und Produzent und nur geringfügiger Zahl von Lohnarbeitern zuzuordnen sind. Dies gilt auch für die meisten der etwa eine Million Handwerksunternehmen mit circa 5 Millionen Beschäftigten, die unterschiedliche Rechtsformen haben und teils kleine Warenproduzenten sind, teils aber auch wie kapitalistische Unternehmen agieren.

Wer sind die Eigentümer der Kapitalunternehmen? Eine recht umfangreiche und repräsentative Untersuchung von knapp 9000 mittleren und Großunternehmen (davon 2247 börsennotierte und 6694 andere private Unternehmen) aus dem Jahr 2013 zeigt eine ziemlich starke Differenzierung der Kapitalanteile der verschiedenen Eigentümerkategorien (vgl. Tabelle 2).

21 Quelle: Statistisches Bundesamt, Unternehmensregister, Rechenstand 2017.

*Tabelle 2: Eigentümerstruktur
von privaten und börsennotierten Unternehmen*²²

Eigentümer	Anteil am gesamten Kapital (%)
Gründerfamilie	38,2
Unternehmensinsider (Management)	11,2
Andere Privatpersonen	7,8
Staat	14,7
Sonstige Anteilseigner	6,1
Streubesitz	11,6
Institutionelle Anleger	3,8
Venture-Capital und Private-Equity Unternehmen	3,5
	3,1
8941 Unternehmen gesamt	100

Den größten Anteil am Kapital (57,2 Prozent) haben zwar personell konkret benennbare Eigentümer, aber ein durchaus nicht geringer Kapitalanteil entfällt auf juristische Personen, also wirtschaftliche Institutionen, deren Eigentümer nur indirekt über dieses Kapital verfügen.

Detailliertere Angaben über die konkreten Eigentumsverhältnisse finden sich auch für die etwa 711 börsennotierten Aktiengesellschaften verschiedener Größe und die 100 größten Unternehmen. Diese 100 größten Unternehmen, zumeist Konzerne mit mehreren Töchtern und Beteiligungen, hatten einen Umsatzanteil an der Gesamtwirtschaft von 15,8 Prozent. Dabei ist nur die inländische Wertschöpfung berücksichtigt, was die Aussagekraft beeinträchtigt, denn bei einigen dieser Konzerne ist die Wertschöpfung außerhalb Deutschlands mehr als doppelt so groß wie im Inland.

²² Sarah Katrin Volk: Einfluss der Eigentümerstruktur auf Finanzierung und Investitionsentscheidungen in privaten und börsennotierten Unternehmen. Dissertation TU München 2013. S. 121.

Tabelle 3: Die 100 größten Unternehmen (2014)
nach Arten der Beteiligungsverhältnisse²³

Besitzverhältnisse	Anzahl	Anteil an der Wertschöpfung der 100 (in %)
Mehrheit im Besitz der öffentlichen Hand	19	9,0
Mehrheit im Besitz von Einzelpersonen, Familien und Familienstiftungen	14	10,3
Über 50% Streubesitz	27	25,4
Sonstiger Mehrheitsbesitz	23	38,9
Ohne Mehrheitsbesitz	9	5,2
Mehrheit im Besitz identifizierter ausländischer Investoren	8	11,1

Bei der hinsichtlich ihres Umsatzes größten Gruppe der Unternehmen befindet sich die Mehrheit der Besitzanteile in Streubesitz. Unter diesen Umständen ist ein in quantitativer Hinsicht relativ kleiner Kapitalanteil ausreichend, um die reale Verfügungsmacht über ein Unternehmen auszuüben. Diese Macht liegt entweder bei Finanzunternehmen, die über Vertretungsvollmachten (Depotstimmrecht) verfügen oder beim Spitzenmanagement beziehungsweise dem Aufsichtsrat. Bei immerhin einem Viertel der hier untersuchten Unternehmen liegt die absolute Mehrheit der Besitzanteile in den Händen von Einzelpersonen oder Familien.

Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien sind eine der wichtigsten Formen von Gesellschaftskapital. Bis Anfang der 1990er Jahre existierten davon weniger als 3000. Danach explodierte diese Zahl in kurzer Zeit auf über 16 000. Im Gefolge der Krise und des Konzentrationsgeschehens reduzierte sich diese Zahl zwar auf inzwischen etwa 12 000; trotzdem ist das eine Vervierfachung innerhalb von 20 Jahren. Hinzu kommt das in anderen Gesellschaftsformen existierende Kapital. Obwohl es nur ein knappes Drittel der Zahl aller

23 Quelle: Monopolkommission: Wettbewerb 2016. XXI. Hauptgutachten. Bonn 2016. Tabelle II.13. S. 167 [Auszug].

Unternehmen ausmacht, erbringt dieses Drittel über 80 Prozent aller umsatzsteuerpflichtigen Leistungen.²⁴

Bezüglich der Aktiengesellschaften liegen für die 711 börsennotierten Gesellschaften Daten zur Eigentümerstruktur vor (Tabelle 4).

Tabelle 4: Eigentümer der 711 börsennotierten Aktiengesellschaften²⁵

Eigentümer (Anteil in %)	2006	2014	Eigentümer in Größenquintilen (1 = kleinste)				
			1.	2.	3.	4.	5.
Inländische private Haushalte	13,3	11,8	46,5	34,8	31,7	23,1	14,0
Inländische nicht-finanzielle institutionelle Investoren	12,7	18,3	18,9	28,7	29,5	32,8	24,3
Inländische finanzielle institutionelle Investoren	17,2	11,1	2,9	4,6	6,2	7,5	12,5
Ausländer	54,5	57,1	30,6	30,7	31,9	35,3	47,8

Auffällig sind hier der hohe und wachsende Auslandsbesitz und die Tatsache, dass der Anteil von inländischen (sic!) Finanzinvestoren rückläufig ist und keineswegs dominiert. Das Bild ändert sich, wenn die Struktur der ausländischen Anteilseigner untersucht wird, bei denen Finanzinvestoren eine sehr viel wichtigere Rolle spielen. Bei den kleineren Gesellschaften haben private Haushalte eine weit größere Bedeutung als bei den größeren Aktiengesellschaften. Allerdings wird hier nur die alleroberste Ebene von Eigentumsverhältnissen abgebildet. Auch institutionelle Investoren sind Unternehmen, die sich ihrerseits im Eigentum von Personen befinden. Letztlich sind diejenigen, die formal oder real über Eigentum verfügen, immer Personen beziehungsweise private Haushalte, entweder als persönliche Eigentümer, als Anteilseigner oder als diejenigen, die unmittelbare Verfügungsmacht ausüben.

In allen diesen Tableaus zu den Eigentümerstrukturen zeigt sich eine Entwicklung, die Marx nur in ihrem Kindheitsalter beobachten konnte und im Band I des »Kapital« nicht thematisierte. Mit den Veränderungen des Kapitals in Richtung auf das Gesellschaftskapital ging eine

²⁴ www.destatis.de – Unternehmensregister und Umsatzsteuerstatistik (31. März 2017).

²⁵ Deutsche Bundesbank: Eigentümerstruktur am deutschen Aktienmarkt. Allgemeine Tendenzen und Veränderungen in der Finanzkrise. Monatsbericht September 2014. S. 19–33.

fundamentale Eigentumsmetamorphose einher. In den Manuskripten, die er noch vor dem ersten Band geschrieben hatte und die Engels später im Band 3 des »Kapital« zusammenfasste, ging Marx auf die Trennung von Kapitalfunktion und Kapitaleigentum ein. Das Eigentum trenne sich von der Kapitalfunktion, der realen Durchsetzung von Verfügungsmacht. Damit kommt es auch zu einer privaten Verfügung über fremdes Eigentum. Gesellschaftseigentum wird der privaten Verfügung unterworfen. »Es ist die Aufhebung des Kapitals als Privateigentum innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Produktionsweise [...] (ein) Übergangspunkt zu einer neuen Produktionsform«²⁶. Mit dieser Entwicklung sahen manche späteren Schriftsteller einen »Volkskapitalismus«, andere den »Managerkapitalismus« heraufziehen. Dieser Interpretation wurde dadurch Vorschub geleistet, dass der Aktienbesitz zunächst einer immer breiteren Streuung unterlag und selbst Kleinaktionäre wähten, real über Kapitaleigentum zu *verfügen*. Anfang der 1950er Jahre befanden sich in der Bundesrepublik die Aktienbestände zu immerhin fast 50 Prozent (6,8 von 14,4 Mrd. DM) im Besitz der privaten, natürlich vor allem der vermögenden Haushalte.²⁷ Das ist auf den ersten Blick eine erhebliche Streuung. Aber die große Zahl von Aktionären macht nicht deutlich, dass die überwiegende Mehrheit der Aktieninhaber nur geringste Anteile besitzen, während die großen Pakete sich im Besitz von institutionellen Anlegern und Hochvermögenden befinden. Es entsteht zwar der Schein einer Demokratisierung des Kapitaleigentums. Aber sie kettet den Aktieninhaber an das Kapitalinteresse und verstärkt den Effekt der Aneignungs- und Verfügungsmacht über fremdes Eigentum durch Großaktionäre wie Banken und Fonds sowie Kapitalfunktionäre. Inzwischen ist in Deutschland der Anteil der Privathaushalte am Aktienbesitz auf elf Prozent zurückgegangen, obwohl sich die Zahl von Aktien- und Aktienfondsbesitzern auf immerhin über neun Millionen Personen beläuft. Wie beim Gesamtvermögen konzentrieren sich auch der Wertpapierbesitz (darunter vorwiegend Aktien und Fondsanteile) und das Betriebsvermögen vor allem bei den Reichsten dieser Gesellschaft, den Hochvermögenden. Während der deutsche Durchschnittshaushalt über 16000 Euro Geldvermögen und 7000 Euro Nettobetriebsvermögen pro Kopf verfügt (die unteren Schichten über

26 Karl Marx: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW. Bd. 25. S. 451 und 452.

27 Deutsches Aktieninstitut, DAI-Factbook 2013. Tabelle 08.1-1.

keines von beiden), liegen diese Werte bei den Hochvermögenden bei 1,1 Millionen beziehungsweise 610 000 Euro.²⁸

Im Zusammenhang mit dem Rückgang der sozialen Aufwärtsmobilität kommt es zu einer sozialen Abschottung der Schicht einer sich selbst reproduzierenden, in sich abgeschlossenen Kapitalelite, die über die entscheidenden Anteile am Geld- und Produktivkapital der Wirtschaft verfügt. Den größten Anteil an den Quellen ihres jeweiligen Vermögens haben neben der Selbständigkeit als Unternehmer die Erträge ihres Geldvermögens und inzwischen auch Erbschaften bzw. Schenkungen. Piketty spricht von einer »oligarchischen Divergenz«, von einem »dynastischen Typ« und der Rückkehr eines »globalen Patrimonialkapitalismus«²⁹. Solche elitären Kreise verkörpern als Großeigentümer der Konzerne im realen und Finanzbereich gemeinsam mit deren Führungselite auch ohne absolutes Mehrheitseigentum jene herrschende Klasse mit realer Verfügungs- und Aneignungsmacht, deren Entscheidungen und Handlungen heute das wirtschaftliche Leben wesentlich mit beeinflussen. Natürlich herrscht die Konkurrenz auch ihnen die Gesetze der Kapitalverwertung auf, aber ihre Macht verschafft ihnen in diesem Rahmen einen historisch einzigartig großen Spielraum. Es ist schon erstaunlich, welchen Einfluss beispielsweise die Patriarchen der Familien Piech und Porsche mit ihren teils bizarren Familienstreitigkeiten auf die Geschicke eines Weltkonzerns und eines ganzen Wirtschaftszweigs ausüben.

Die Wirtschaftsmacht des hochkonzentrierten Kapitals und seiner Agenten vollzieht sich heute nicht mehr allein über die Konzentration und Zentralisation des Kapitals und die Eliminierung von Konkurrenten oder die Beeinflussung der Staatsmacht. Neben der Verfügungsmacht über das »eigene«, ihnen auch juristisch gehörende Kapital existiert die Verfügungsmacht über fremdes Kapital, die vielfach von den Kapitalfunktionären, der Managementelite der Konzerne, wahrgenommen wird. Millionen von Sparern sowie kleine und mittlere Geldvermögensbesitzer, jene atomisierte Mehrheit kleinster Eigentümer, sind von der realen Verfügung über ihr Eigentum getrennt. Es verleiht ih-

28 Vgl. dazu Miriam Ströing / Markus M. Grabka / Wolfgang Lauterbach: Hochvermögende in Deutschland. In: DIW-Wochenbericht. Nr.42/2016.

29 Thomas Piketty: Das Kapital im 21. Jahrhundert. Aus dem Französischen von Ilse Utz und Stefan Lorenzer. München 2014. S. 627.

nen zwar noch das Recht auf einen gewissen Profitanteil und sie können darüber entscheiden, wer die anderen Rechte geltend macht, aber nicht mehr darüber, wie sie wahrgenommen werden. Es ist eine spezifische Enteignung der breiten Masse der Bevölkerung zugunsten der Kapitaleliten. Auch der größere Teil der Kapitalunternehmen, der zum KMU-Sektor gehört, ist zwar juristisch unabhängig, infolge der Macht der großen Konzerne jedoch ebenfalls von Teilen der realen Verfügungsmacht über das ihnen formal gehörende Eigentum entfremdet. Vor allem im Bereich der Kleinst- und Kleinunternehmen sowie der Solo-Selbständigen haben sich der Entscheidungsspielraum und die unternehmerische Autonomie stark verringert; sie stehen in keinem Verhältnis zu den Risiken und den Unternehmereinkommen, die oft kaum höher als das Einkommen aus unselbständiger Arbeit sind.

Die Komplexität der heutigen Eigentumsverhältnisse sowie die wechselseitige Durchdringung ihrer verschiedenen Formen lassen jene – nach Marx ziemlich einfach zu machende³⁰ – »Expropriation der Expropriateure« kaum noch als die zentrale Formel erscheinen, mit der eine den heutigen Erfordernissen entsprechende, progressive Eigentumstransformation zu bewerkstelligen wäre. Ansatzpunkt einer solchen Transformation ist das von Marx als »Übergangspunkt in eine neue Produktionsform« gekennzeichnete Gesellschaftskapital.

4. Schluss

Welches Fazit kann hinsichtlich der im 20./21. Jahrhundert tatsächlich verwirklichten historischen Tendenz der Akkumulation und ihrer »manigfach modifizierenden Umstände« gezogen werden?

(1) Es hat keine kontinuierliche Verschlechterung der Lage der Arbeiterklasse und keine beständige Vertiefung der Polarisierung zwischen Arbeit und Kapital gegeben und auch keine ständige weitere Vertiefung aller Widersprüche des Kapitalismus. Vielmehr gab es auch lange historische Perioden der Verbesserung der Lage und der Stabilisierung des Kapitalismus. Die Zahl der Kapitalisten ist beträchtlich angestiegen,

30 Die Herstellung kapitalistischen Eigentums sei »ungleich mehr langwierig, hart und schwierig« als die Herstellung gesellschaftlichen Eigentums, weil es sich bei letzterem nur um die »Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse« handele (MEW. Bd. 23. S. 791).

wobei sich eine höchst differenzierte Struktur hinsichtlich Größe und Eigentumsform herausgebildet hat. Neben dem hochkonzentrierten, monopolistischen Bereich entwickelte sich im 20. Jahrhundert ein breiter, allerdings teilweise abhängiger unternehmerischer Mittelstand. Die Metaphern von der »Landnahme« in ihren verschiedenen Varianten (Burkhard Lutz) oder der »Akkumulation durch Enteignung« (David Harvey) setzen einerseits die Existenz eines nicht-kapitalistischen »Außen« voraus, spiegeln aber andererseits nicht wider, dass sich dieses »Außen« neben der Kapitalakkumulation auch selbst entwickelt.

(2) Schon seit Marx ist bekannt, dass es keine lineare Tendenz der Akkumulation gibt; vielmehr vollzieht sie sich im Rhythmus der Wirtschaftszyklen. Mit Piketty lernen wir, dass es darüber hinaus eine überzyklische u-förmige Entwicklung zumindest der Verteilung gab. Hier ist nicht der Platz gewesen, die Frage von »langen Wellen« zu diskutieren. Auf jeden Fall ergibt sich aus diesen unterschiedlichen dynamischen Momenten ein höchst diskontinuierliches Muster der Dynamik der Widerspruchsentwicklung der Kapitalakkumulation, gekennzeichnet durch Schübe und gegenläufige Bewegungen. Die zeitweilige Intensivierung von Widersprüchen der Kapitalakkumulation war immer damit verbunden, dass sich Fenster zu einer Gesellschaftstransformation auftaten, die sich aber auch wieder schlossen.

(3) Die entscheidenden modifizierenden Momente für die historische Tendenz der Akkumulation waren einmal die Entwicklung der produktiven Kräfte, die Veränderung ihres Charakters und ihrer Struktur sowie die Entwicklung von Breite und Vielfalt der Gebrauchswerte. Zum anderen waren das die Veränderungen im Kräfteverhältnis zwischen Kapital und Arbeit und anderen Klassen und Schichten in der einen oder anderen Richtung. Die dem Kapital im Allgemeinen innewohnende Tendenz, wie sie Marx bestimmt hatte, erfuhr eine erhebliche politische Überformung. Darauf verweist nicht nur die Diskontinuität der Entwicklung, sondern auch die hier nicht behandelte Existenz unterschiedlicher nationaler Entwicklungsvarianten des Kapitalismus.

(4) Die Formel von der »Expropriation der Expropriateure« im Gefolge einer Welle der Empörung der arbeitenden Klassen kann in dieser simplen Form (in ihren politischen Schriften haben auch Marx und Engels das nicht derart verkürzt dargestellt) mancherorts vielleicht noch mobilisierend wirken. Aber die Eigentumsverhältnisse haben sich nicht

vereinfacht, sondern sind erheblich komplexer und differenzierter geworden. An die Stelle eines relativ geschlossenen und organisierten Proletariats sind verschiedene lohn- und gehaltsabhängige Klassen und Schichten getreten. Die Eigentumsfrage bleibt die zentrale Frage für eine Gesellschaftstransformation mit einer zunächst wohl gemischten Wirtschaftsform, ihre Beantwortung muss aber der Differenziertheit der entstandenen Eigentumsverhältnisse gerecht werden. Es geht um die gesellschaftliche Verfügungs- und Aneignungsmacht über das entscheidende Produktivvermögen der Gesellschaft. Sie könnte sowohl an der Umformung des Gesellschaftskapitals und des staatlichen Eigentums wie an der Entwicklung von Keimformen nicht-kapitalistischen Eigentums ansetzen. Zeitgemäße Expropriationsformen könnten neben der Enteignung mittels fiskalischer Eingriffe auch der umfassende Ausbau der Wirtschaftsdemokratie und gemeinwohlorientierte regulatorische Eingriffe in die private Verfügungsmacht über das große Produktiv- und Geldvermögen sein. Auch die Entfaltung nicht-kapitalistischer Eigentumsformen, insbesondere und zuallererst von öffentlichem, aber auch von genossenschaftlich-kollektivem und nicht profitorientiertem Eigentum kann zur Überwindung der Dominanz des kapitalistischen Eigentums beitragen.

(5) Der gegenwärtige weltwirtschaftliche Umbruch und die zunehmende Ungleichverteilung der Einkommen, der Geld- und Sachvermögen sowie der Chancen auf Selbstverwirklichung bewirken eine Verschärfung der Widersprüche der Akkumulation und eine erhöhte Labilität und Unsicherheit in ihrer Entwicklung. Es kommt zu einer Öffnung für verschiedene Entwicklungsvarianten und Dynamiken. Neben den hier behandelten Tendenzen der Akkumulation, die bei Marx im Mittelpunkt standen, beschwört diese auch neue Konflikt- und Problemfelder auf, die über den Widerspruch von Kapital und Arbeit hinausreichen und »quer« zu ihm liegen. Dazu gehören die Krise der gesellschaftlichen Naturverhältnisse, die Exklusion großer Teile der Menschheit aus den reproduktiven Zusammenhängen überhaupt und die Verknüpfung dieser Widersprüche mit der Frage von Krieg und Frieden.

Verzeichnis der Abkürzungen

- LW W. I. Lenin: Werke. Bd. 1–40 und Ergänzungsbände. Berlin 1961–1971.
- MEGA Karl Marx / Friedrich Engels: Gesamtausgabe (MEGA). Berlin 1975 ff.
- MEW Karl Marx / Friedrich Engels: Werke. Bd. 1–43. Berlin 1956 ff.

Verzeichnis der Personen

- Abendroth, Wolfgang 15
 Althusser, Louis 76 77
 Aveling, Edward 29
 Balibar, Étienne 102 104
 Bebel, August 27–29
 Becker, Johann Philipp 27
 Behrens, Fritz 9 15–20
 Benedikt XVI. Papst 33
 Benjamin, Walter 58
 Bergmann, Theodor 15
 Birvaa, Buren 32 33
 Bismarck, Otto von 154
 Böckenförde,
 Ernst-Wolfgang 33 34
 Bortkiewicz, Ladislaus
 von 13 103 104
 Bracke, Wilhelm 27 28
 Brehm, Alfred 22
 Brynjolfsson, Erik 73
 Busch, Ulrich 11 12 51–73 89 90
 Cafiero, Carlo 29
 Cassidy, John 33
 Cavagnari, Uriele 37
 Crusoe, Robinson 49
 Danielson, Nikolai F. 35 36
 38 40
 Daeton, Angus 146
 Deville, Gabriel 29
 Dietzgen, Josef 27
 Diogenes von Sinope 85
 Diomedes 97
 Dlubek, Rolf 30
 Douai, Adolph 37
 Eccarius, Johann Georg 29
 Engels, Friedrich 21 22 26 31
 39–41 43 44 58 60 70 71
 76–78 80 86 101 155 173
 176
 Fabiunke, Günter 18 25
 Fetscher, Iring 15
 Feuerbach, Ludwig 22
 Fox, Peter 27
 Geib, August 27
 Glaukos (Lykier) 97
 Gramsci, Antonio 56 119
 146
 Gray, John 89
 Grossmann, Henryk 137
 Harvey, David 81 176
 Haug, Wolfgang Fritz 78
 Hegel, Georg Wilhelm
 Friedrich 46 60 81
 Heinrich, Michael 78 108
 127
 Heinze, Albrecht 18 51
 Hildebrand, Bruno 30
 Hilferding, Rudolf 63 137
 141
 Hobsbawm, Eric. J. 68 146
 Hofmann, Werner 15
 Holzapfel, Fritz 18
 Homer 97
 Hummel, Heerke 89
 Janke, Dieter 9 10 15–20
 Kautsky, Karl 29 60
 Kießhauer, Inge 22
 Keller, Gottfried 75
 Kepler, Johannes 92

Verzeichnis der Personen

- Knies, Karl 30
 Kocka, Jürgen 61
 Kopernikus, Nikolaus 87 92
 Kopf, Eike 29
 Krüger, Stephan 13 14 92
 113–144 151
 Kuczynski, Thomas 10 12 35–50
 Külow, Volker 23
 Kugelmann, Louis (Ludwig)
 7 21 26 40
 Lafargue, Paul 29
 Lagarde, Christine 146
 Land, Rainer 64
 Lassalle, Ferdinand 22
 Latchinian, Sarkis 18
 Lazarus, Wilhelm 26
 Leibiger, Jürgen 7 9–14
 145–177
 Lichtark, Alfred 22
 Loschinski, Hannamaria 19 20
 167
 Lutz, Burkhard 176
 Luxemburg, Rosa 42 60
 Mandel, Ernest 15 120
 Marx, Karl 7 9–22 25–49 51
 56–60 62 68 70 71 75–84
 86–111 113–116 118 127 130
 132 137 143–148 150 152–155
 157 158 162 166 172 173
 175–177
 Marx, Jenny, geborene
 von Westphalen 26 35
 Marx, Jenny 40
 Marx, Reinhard Kardinal 33
 Mason, Paul 55
 Meißner, Otto Carl 7 9 21 22 25
 26 75
 McAfee, Andre 73
 McLellan, David 27
 Mendelejew, Dmitri
 Iwanowitsch 175
 Most, Johann 27–29
 Müller, Eva 18
 Müller, Gerhard 18
 Müller, Klaus 12 75–96
 Nachtwey, Oliver 152
 Nell-Breuning, Oswald
 von 15
 Neuhaus, Manfred
 10 12 21–34
 Newton, Isaac 75 92
 Nieuwenhuis, Ferdinand
 Domela 29
 Nixon, Richard 88 124
 Oertzen, Peter von 15
 Otani, Teinosuke 29
 Piketty, Thomas 146 150 151
 155 174 176
 Platon 85
 Polanyi, Karl 52 56 70
 Poulantzas, Nicos 15 164
 Preller, Carl Heinrich 26
 Proudhon, Pierre-Joseph 89
 Quaas, Georg 12 13 31
 79 94 97–111
 Reinhold, Otto 15
 Ricardo, David 93 98 133
 Richter, Horst 18 51
 Rifkin, Jeremy 55 167
 Rometsch, Jens 23
 Roscher, Wilhelm 10 30
 Rosdolsky, Roman 9 15 16
 Roosevelt, Franklin
 Delano 88 138 164

Verzeichnis der Personen

Sassulitsch, Vera Iwanowna 43
Schefold, Bertram 93 105
Schramm, Carl August 27
Schweitzer, Johann Baptist
von 27
Seidel, Jutta 28
Seitz, Alexander 23
Sennett, Richard 58
Siebel, Carl 26
Sinn, Hans-Werner 33 34
Skambraks, Hannes 29 30
Smith, Adam 82 98 127
Sombart, Werner 60 61
Sorge, Friedrich Adolph 31
37 40
Soros, George 33
Staab, Philipp 73
Steinberg, Hans-Josef 30
Steinitz, Klaus 15
Strohn, Wilhelm 21
Urojewa (Uroeva), Anna
Wassiljewna 31
Virchow, Rudolf 26
Vranicki, Pedrag 15
Weber, Max 58
Wigand, Otto 7 9 22 23
Wigand, Otto Alexander 7 9
22 23 25
Wigand, Walther Wilhelm 7
9 22 23 25
Winkler, Karl 25
Wolf, Dieter 78



Obere Reihe (von links nach rechts): Thomas Kuczynski, Ulrich Busch, Klaus Müller, Georg Quaaas, Stephan Krüger, untere Reihe Thomas Kuczynski und Manfred Neuhaus (links), ein Blick ins Publikum sowie Stephan Krüger und Dieter Janke (rechts). Fotos: Hartwig Runge (Ingo Graf).

Über die Autoren und Herausgeber

Dr. Ulrich Busch,
Finanzwissenschaftler, Berlin

Dr. Dieter Janke,
Ökonom, Leipzig

Dr. Stephan Krüger,
arbeitnehmerorientierter
Unternehmensberater

Prof. Dr. Thomas Kuczynski,
Wirtschaftswissenschaftler, Berlin

Dr. Jürgen Leibiger,
Wirtschaftswissenschaftler,
Radebeul/Dresden

Prof. Dr. Klaus Müller,
Wirtschaftswissenschaftler,
Ursprung/Chemnitz

Prof. Dr. Manfred Neuhaus,
Historiker, Leipzig

Doz. Dr. Georg Quaas,
Wirtschaftswissenschaftler,
Universität Leipzig

